

Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Nr. 48

Koordinations- und Forschungsstelle
Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW
Universität Duisburg-Essen
Berliner Platz 6–8
45127 Essen
Tel.: (0201) 183 6134
Fax: (0201) 183 2118
journal@netzwerk-fgf.nrw.de

Redaktion
Dr. Jenny Bünnig, Dr. Beate Kortendiek, Dr. Uta C. Schmidt

Essen, Juli 2021

ISSN 1617-2493
<https://doi.org/10.17185/dupublico/74537>



Inhalt

Editorial	5
Neue Netzwerkprofessor_innen stellen sich vor	
Prof. Dr. med. Sabine Oertelt-Prigione	6
Prof. Dr. Petra Merenheimo	7
Prof. Dr. Eva Gredel	8
Prof.*in Dr.*in Swantje Lichtenstein	10
Prof. Dr. Silke Tophoven	12
Forschung, Vernetzung und Aktivitäten	
Neue Sprecherinnen für die LaKof NRW	14
Podcast „Whose Rights, Which Rights?“	14
Lehrvideos zu Queer Theory an der FernUniversität in Hagen	15
Gender- & Diversity-Beratung und Kooperation mit den Fakultäten an der RWTH Aachen University	15
Neue Angebote für junge Wissenschaftlerinnen an der RWTH Aachen University	15
Haus der FrauenGeschichte: neue Dauerausstellung	16
Personalien	
Michiko Mae ist Preisträgerin des Höffmann-Wissenschaftspreises 2020	17
Annette von Alemann zur CO-Vorsitzenden von RINGS gewählt	17
Uta C. Schmidt mit LWL-Preis ausgezeichnet	18
Jeannette Windheuser tritt Professur in Berlin an	18
Beate von Miquel ist neue Vorsitzende des Deutschen Frauenrats	18
Projekte stellen sich vor	
Änne Söll, Katharina Boje, Maike Wagner	
Männlichkeiten im Umbau: Männerkörper zwischen phallischen und post-phallischen Visionen in der Kunst seit 1970	19
Susanne Groth, Britt Dahmen, Sandra Staudenrausch	
Qualifikationsstellen für Wissenschaftlerinnen mit Behinderungen an der Uni Köln	20
Mirjam Faissner, Regina Müller, Merle Weßel, Isabella Marcinski, Kris Vera Hartmann	
Gründung einer Arbeitsgruppe in der Akademie für Ethik in der Medizin	21
Anna Kasten	
Forschungsprojekt „Gendersensible Interventionen im Netz“	21
Beiträge	
Bettina Franzke	
Genderkompetenz in der öffentlichen Verwaltung. Definition und Umsetzung am Beispiel der beschäftigungsorientierten Beratung	23

Bitu Behravan Does Wearing Hijab Have any Effects on Social Routine Behaviours of Women Across Cultures? An Observational Study on Women in Germany and Iran	32
Sarah Saulheimer, Astrid Edith Tan, Sabrina Schramme, Tomke Sabine Gerdes Quo Vadis: Perspektiven auf Gegenwart und Zukunft der Forschung über Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht	42
Vanessa Fitterer, Bettina Franzke Eine Diagnose, viele Betroffene – geschlechtsspezifische Perspektiven auf die Auswirkungen von Diabetes Mellitus Typ I auf Partnerinnen und Partner im gleichen Haushalt	50
Jeremia Herrmann, Jennifer Niegel Hochschulleitungsgremien in NRW bis 2021 – Stagnation oder kontinuierliche Steigerung des Frauenanteils?	59
Nina Leonhardt, Susanne Keil „Was interessiert Frauen an Technik und Technikjournalismus?“ Eine explorative Studie mit unterschiedlich technikaffinen Frauen	64

Tagungsberichte

Anna Efreanova Framing the Global Contestations of Women's and Gender Rights	74
Uta C. Schmidt (Ge)Schlechte(r) Religionswissenschaft? Multidisziplinäre Ansätze einer kritischen Genderforschung zu Religion	78
Julia Breuer-Nyhsen, Verena Klomann Geschlechter(dis)kontinuitäten und Corona – auch ein Thema der Sozialen Arbeit	81
Michiko Mae 25 Jahre Pekingener Erklärung und fünf Jahre Agenda 2030: Fortschritte im Politikfeld Geschlechtergleichstellung in Japan und Deutschland	84
Susanne Auerbach 25 Jahre Pekingener Erklärung und fünf Jahre Agenda 2030: Fortschritte im Politikfeld Geschlechtergleichstellung in Japan und Deutschland	85

Veröffentlichungen

Buchbesprechungen

Sandra Beaufaÿs rezensiert Hilke Elsen (2020): Gender – Sprache – Stereotype. Geschlechtersensibilität in Alltag und Unterricht	88
Lara Altenstädter rezensiert Kris Adlitz (2020): Warum hält sich die Geschlechterungleichheit?	90
Doris Mathilde Lucke rezensiert Monika Hinterberger (2020): Eine Spur von Glück. Lesende Frauen in der Geschichte	92
Uta C. Schmidt rezensiert Florence Hervé (Hrsg.), (2021): Louise Michel oder: Die Liebe zur Revolution	93

Neuerscheinungen	97
-------------------------	----

Editorial

Liebe Leser_innen,

das dritte digitale Semester an unseren Hochschulen und in unserem hochschulübergreifenden Netzwerk der Geschlechterforschenden liegt hinter uns – es hat uns angestrengt, aber auch überrascht. Wir haben nicht vermutet, dass es möglich ist, so kreativ und produktiv vernetzend zu agieren. Wir konnten die Vernetzungen, Kontakte und Routinen über die digitale Kommunikation nicht nur aufrechterhalten, sondern zum Teil ausbauen. Natürlich freuen wir uns darauf, wieder „leibhaftig“ Begegnungen zu erleben, dennoch wissen wir, dass auch die Vernetzungsarbeit nach der Pandemie nicht ungebrochen an die Zeit vor der Pandemie anknüpfen wird. Gutes Altes nehmen wir wieder auf, neues Gutes werden wir in unsere Arbeit integrieren.

Das vorliegende „Sommer“-Journal 48 lässt teilhaben an den Entwicklungen der letzten Zeit. Neue Projekte stellen sich vor, kurze Nachrichten sind ebenso wie aktuelle Publikationen aufgeführt. Eine besondere Freude ist es uns, die neuen Professorinnen, die sich in dieser Ausgabe vorstellen, in unserem Netzwerk begrüßen zu können. Erstmals wurde in NRW eine Professur mit der Denomination „geschlechtersensible Medizin“ besetzt – dies ist ein Meilenstein auf dem Weg zu einer geschlechtergerechten medizinischen Forschung und Gesundheitsversorgung.

Neben den Kurznotizen finden Sie grundlegendere Aufsätze aus der Geschlechterforschung an nordrhein-westfälischen Hochschulen. So zeigt gleich der Beitrag von Bettina Franzke den Nutzen gleichstellungsorientierten Denkens und allgemeiner Genderkompetenz für Individuen und öffentliche Verwaltung gleichermaßen. Sarah Saulheimer, Astrid Edith Tan, Sabrina Schramme und Tomke Sabine Gerdes sind Schülerinnen der Netzwerkprofessorin Ulrike Schildmann. Anlässlich des 70sten Geburtstages ihrer Hochschullehrerin diskutieren sie, wohin sich das einst als „Frauenforschung in Rehabilitation und Pädagogik bei Behinderung“ gestartete Forschungsfeld weiterentwickelt. Im Mittelpunkt steht dabei die Orientierung an Intersektionalität und dem kritischen Umgang mit sozialen Ungleichheiten. Bitu Behravan stellt Auszüge aus ihrer vergleichend ausgerichteten Studie über das Tragen des Hijab in Deutschland und dem Iran vor. Der auf sozialpsychologischen Forschungen beruhende Beitrag fächert spannende Aspekte der „Kopftuchfrage“ zwischen Religion, Gesellschaft und Mode auf. Vanessa Fitterer und Bettina Franzke haben die psychosozialen Auswirkungen eines Typ I Diabetes auf Partnerinnen und Partner untersucht. Die festgestellten Geschlechterunterschiede geben Anlass, Angehörige intensiver in die Diabetestherapie einzubeziehen und dabei auch Erwartungen an die Partnerin oder den Partner geschlechtersensibel zu berücksichtigen. Jeremia Herrmann und Jennifer Niegel legen empirische Daten zur Geschlechter(un-)gleichheit in nordrhein-westfälischen Hochschulleitung vor. Sie kommen zu dem erfreulichen Schluss, dass insgesamt gesehen zunehmend mehr Frauen in den Leitungsgremien und auf den Leitungspositionen der Hochschulen tätig sind. Gleichzeitig zeigen sie, dass sich das Bild ändert, sobald Positionen innerhalb der Gremien gesondert in Augenschein genommen werden, hier sind teilweise sehr viel niedrigere Frauenanteile festzustellen. Nina Leonhardt und Susanne Keil stellen die Ergebnisse einer explorativen Studie zur Technikaffinität von Frauen vor. Im Mittelpunkt stehen dabei der Technikjournalismus und die Frage, welches Interesse Frauen an Technik und deren Vermittlung in den Medien haben.

Neben den Beiträgen finden sich in der aktuellen Ausgabe Berichte zu spannenden Tagungen sowie Informationen zu Personalien und Buchbesprechungen. Wir grüßen alle herzlich, die das Netzwerk in so vielfältiger Weise unterstützen und uns durch die herausfordernde Zeit begleitet haben. Ein großes Dankeschön gilt denjenigen, die zum Gelingen dieses Journals beigetragen haben!

Ihnen allen wünschen wir eine anregende Lektüre und einen erholsamen Sommer.

*Ihre
Katja Sabisch und Beate Kortendiek
Juli 2021*

Neue Netzwerkprofessor_innen stellen sich vor

Prof. Dr. med. Sabine Oertelt-Prigione

Professorin für geschlechtersensible Medizin an der Universität Bielefeld

Foto: Universität Bielefeld.



Prof. Dr. med. Sabine Oertelt-Prigione ist Internistin, Wissenschaftlerin und Organisationsberaterin. Sie studierte Humanmedizin in Mailand (Italien), schloss dort ihre Weiterbildung in der Inneren Medizin ab und forschte an der University of California at Davis, CA, USA. Von 2009 bis 2016 arbeitete sie am Institut für Geschlechterforschung in der Medizin (GiM) der Charité – Universitätsmedizin in Berlin. Während dieser Zeit nahm sie 2011 ein Jahr Elternzeit und erwarb 2012 einen Master in Public Health an der LSHTM in London. 2016 schloss sie ebenfalls eine Weiterbildung als systemische Organisationsberaterin ab.

Zur Professur

Seit 2017 hat sie den Lehrstuhl für Gendermedizin an der Radboud University in Nijmegen, Niederlande, inne und seit 2021 auch die Professur für geschlechtersensible Medizin an der Universität Bielefeld. Sie teilt ihre Zeit zwischen den beiden Universitäten und plant, durch die „Brückenprofessur“ eine transnationale Arbeitsgruppe aufzubauen.

Mit ihren Teams bearbeitet sie drei thematische Säulen:

- a) Anwaltschaft und Netzwerkbildung für die geschlechtersensible Medizin (in Fortbildung und Lehre, in den Medien und für die Allgemeinbevölkerung)

- b) Implementierung in der klinischen Tätigkeit und Forschung durch Kooperationsprojekte mit Fachexpert_innen (z. B. in der Kardiologie, Neurologie und Onkologie)
- c) Organisationsforschung und -beratung zum Abbau von Genderdiskriminierung und systemische Barrieren

Neben ihrer universitären Tätigkeit ist sie *pro bono* als Beraterin und Mentorin für junge Wissenschaftler*innen und Start-ups im Bereich der geschlechtersensiblen Medizin, als Expertin für ASTIA.org (USA) und Mentorin für Rockstart (NL) tätig.

Veröffentlichungen (Auswahl)

- Brady E, Nielsen MW, Andersen JP, Oertelt-Prigione S. Lack of consideration of sex and gender in COVID-19 clinical studies. *Nat Commun* July 2021 (forthcoming).
- Oertelt-Prigione, S. The impact of sex and gender in the COVID-19 pandemic. Case Study. European Commission COVID-19: <https://op.europa.eu/en/publication-detail/-/publication/4f419ffb-a0ca-11ea-9d2d-01aa75ed71a1/language-en>, May 2020
- Jenner S, Djermester P, Pruegl J, Kurmeyer C, Oertelt-Prigione S. Sexual harassment in academic medicine. *JAMA Int Med* 2019 Jan 1; 179(1):108–111.
- Jesuthasan J, Sönmez E, Abels I, Kurmeyer C, Gutermann J, Kimbel R, Krüger A, Niklewski G, Richter K, Stangier U, Wollny A, Zier U, Oertelt-Prigione S*, Shouler-Ocak M.* on behalf of the Female Refugee Study (FRS) Investigators. Near-death experiences, attacks by family members and absence of health care in their home countries affect the quality of life of refugee women in Germany – a multi-region cross-sectional gender-sensitive study. *BMC Medicine* 2018 Jan, 16:15

Kontakt und Information

Prof. Dr. Sabine Oertelt-Prigione
Universität Bielefeld
Medizinische Fakultät OWL
AG 10 Geschlechtersensible
Medizin
Postfach 10 01 31
33501 Bielefeld
sabine.oertelt-prigione@
uni-bielefeld.de

Prof. Dr. Petra Merenheimo

Professorin für Sozialmanagement an der IU Internationale Hochschule Abt. Köln

Zur Professur

Seit Oktober 2020 bin ich Professorin für Sozialmanagement an der IU Internationale Hochschule und Studiengangsleitung für Sozialmanagement (B. A.) im Fernstudium. Mein Standort ist Köln, wo ich im dualen Studiengang der Sozialen Arbeit Fächer wie Sozialwirtschaft, Qualitätsmanagement oder qualitative Forschungsmethoden unterrichte. Sozialmanagement setzt sich zusammen aus sozialwissenschaftlichen und wirtschaftswissenschaftlichen Wissensgebieten. Als Ergebnis entsteht ein durch und durch interdisziplinärer Studiengang. Da der soziale Bereich bekannt ist für eine starke horizontale, aber auch vertikale geschlechterspezifische Arbeitsmarktsegregation, ist Gender ein wichtiges Thema in der Sozialwirtschaft und dem Sozialmanagement. In der Lehre setze ich gerne Theorien von Nancy Fraser, Gayatri Spivak und Lisa Adkins ein oder diskutiere den Unterschied zwischen doppelter Diskriminierung und Intersektionalität (Kimberlé Crenshaw).

Zur Person

Ähnlich interdisziplinär wie meine Professur ist auch mein eigener Werdegang. Nach meinem Abitur in Finnland habe ich BWL in Frankfurt am Main studiert. Nach dem Abschluss 1994 war ich einige Jahre im Finanzsektor tätig. Die Wirtschaftskrise in den 1990ern traf Finnland mit brutalster Härte und machte mir deutlich, wie wichtig eine soziale und gerechte Gesellschaft ist. Ich entschied mich dafür, Soziale Arbeit in Helsinki zu studieren.

In meinen späteren Tätigkeiten konnte ich die beiden Bereiche miteinander kombinieren; u. a. als Gründungsberaterin für Frauen, die sich selbstständig machen möchten, Fundraiserin für Amnesty International und Forscherin zum Unternehmertum im sozialen Sektor. Ich habe einige äußerst positive und erfolgreiche Erfahrungen mit Genderthemen erleben dürfen, die mich heute noch motivieren. So ging es um eine Methode, mit der die sogenannten „gender-blind spots“ an Arbeitsplätzen mithilfe von Forschung und partizipativem Theater (Paulo Freire) sichtbar gemacht werden konnten – auch an augenscheinlich monogeschlechtlichen Arbeitsplätzen. Auf die Anerkennung und den Preis des finnischen Genderforschungsvereins (The Association for Gender Studies in Finland) im Jahr 2008 bin ich besonders stolz.



Innovations- und Finanzierungsmöglichkeiten im sozialen Sektor gehören ebenfalls zu meinen Forschungsinteressen. Auf der internationalen Forschungskonferenz zu Entrepreneurship und Innovation ECIE 2013 vertrat ich die These, dass die finnischen Vergaberegeln (und somit die allgemeinen EU-Regeln) der öffentlichen Unternehmensfinanzierung und -subvention einen Gender Bias reproduzieren. Der Staat fördert somit nicht etwas Innovatives und Neues, sondern etwas Altes und schon Bekanntes, was gegen die Entrepreneurship- und Innovationskonzeption spricht. Meine internationalen Forscherkolleg:innen haben diese These mit einer Auszeichnung geehrt. Diese Anerkennungen dienen für mich als Beispiele für spannende Möglichkeiten der interdisziplinären Genderforschung.

Zuletzt führte ich eine Fallstudie zur Implementierung des EU Regionalpolitik-Konzeptes Smart Specialization in Nord-Finnland durch. Hier fokussierte ich mich auf die Wahrnehmung und Reproduktion von ‚smarter‘ Spezialisierung als vorwiegend naturwissenschaftliches Phänomen und technisches Privileg, das weitgehend die sozialen Dimensionen ignoriert. In der Zukunft will ich mich mit den neuen Finanzierungsinstrumenten im sozialen Bereich, wie den social impact bonds, aus der Genderperspektive auseinandersetzen und würde mich auf einen Austausch mit Gleichgesinnten freuen.

Veröffentlichungen

- Merenheimo, Petra (2020) (Hrsg.). Gender, Arbeit, Märkte: Wortmeldungen zur ökosozialen Marktwirtschaft. Studentische Essays, e-publications, TH Köln.
- Merenheimo, Petra & Rusko, Rauno & Tompuri, Helena (2019). Smart Spezialisierung: Handlungsmöglichkeiten der Hochschullehre (Originaltitel: Älykäs erikoistuminen Lapissa, Yliopistopetuksen toimijuuden mahdollisuudet), Hallinnon tutkimus, Administrative Studies, 174–190.
- Merenheimo, Petra (2019). Traditional Foundations of Novel Opportunities: Marketization in Finland's Care Sector, in: Päivi Naskali Joan R. Harbison & Shahnaj Begum (Hrsg.) "New Challenges to Ageing in the Rural North: A Critical Interdisciplinary Perspective", Springer Verlag, 65–82.
- Merenheimo, Petra (2016). The good, the bad and the ugly: societal understandings framing opportunities for female entrepreneurship in care, International Journal of Innovation and Regional Development, 7(2), 77–96.
- Merenheimo, Petra (2015). Money cares. Institutional entrepreneurship in the Finnish social services sector, Journal of Entrepreneurship, Management and Innovation, 11(2), 83–104.
- Merenheimo, Petra (2013). Entrepreneurs' access to public finance as a gendered structure, Case Finland, European conference of innovation and entrepreneurship, Brüssel 19.–20.9.2013, Conference paper, Proceedings of the 8th European Conference on Innovation and Entrepreneurship.
- Merenheimo, Petra (2013). Horizontal Segregation and Access to Public Investment Funding: The Finnish Case, Regions Magazine, No, 292, issue 4, RSA Regional Studies Association, Special issue of RSA Network on Entrepreneurship, Gender and Structural Transformation.
- Merenheimo, Petra (2010). Sosiaalipalveluyrittäjyyden ehdot ja mahdollisuudet: ulkoistamiskeskustelundiskurssit palvelusetelityöryhmän muistiossa (Terms and opportunities of the caring services: Discourse mix of the Outsourcing Diskussion in the Voucher-Memorandum), Työelämän tutkimus Arbetslivsforskning 2010/3, 252–266.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Petra Merenheimo
IU Internationale Hochschule
IU Fernstudium
Kaiserplatz 1
83435 Bad Reichenhall
Tel.: (0174) 5838 404
petra.merenheimo@iu.org

Standort Köln
Bonner Straße 271
50968 Köln

Prof. Dr. Eva Gredel

Juniorprofessorin für Germanistische Linguistik an der Universität Duisburg-Essen



Zur Professur

Eva Gredel wurde im Januar 2021 zur Juniorprofessorin für Germanistische Linguistik mit dem Schwerpunkt „Digitale Kommunikation in Vermittlungskontexten“ an der Universität Duisburg-Essen berufen. Dort bringt sie sich als eine von vier neu berufenen WISNA-Juniorprofessor*innen mit ihrer sprach- und medienwissenschaftlichen Perspektive in die Plattform „Bildung in der digitalen Welt“ (ForBild) des Interdisziplinären Zentrums für Bildungsforschung (IZfB) ein.

Zur Person

Eva Gredel studierte Germanistik sowie Medien- und Kommunikationswissenschaft an der Universität Mannheim und schloss ihr Master-Studium dort mit Auszeichnung ab. Parallel zur Promotion absolvierte sie ein Zweitstudium der Betriebswirtschaftslehre an der Universität Mannheim sowie an der Aston University in Birmingham. Sie wurde 2014 mit einer Arbeit zur Analyse von medialen

Diskursen zum Diskursobjekt Virus promoviert (summa cum laude). 2016 hat Eva Gredel das DFG-geförderte Netzwerk „Diskurse – digital“ eingeworben, in dem sie als Sprecherin gemeinsam mit 14 Kolleg*innen aus fünf Ländern daran arbeitet, Diskurse auf digitalen Plattformen zu analysieren. Sie war zudem Gastdozentin an der Beijing Foreign Studies University (2008), an der East China University of Science and Technology (Shanghai, 2013) sowie an der Universität Ljubljana (Slowenien, 2013 und 2014). Für ihr Forschungsprojekt zur digitalen Kollaboration in der Online-Enzyklopädie Wikipedia warb sie für fünf Jahre Mittel für ihre eigene Stelle über ein Wrangell Fellowship des Landes Baden-Württemberg ein.

Aktuelle Forschungsprojekte und Forschungsschwerpunkte

Zuletzt war Eva Gredel Mit Antragstellerin beim Verbundantrag „digilog@bw – Digitalisierung im Dialog“: Das interdisziplinär ausgerichtete Konsortium betrachtet drei zentrale Themenbereiche des digitalen Wandels – Autonomie, Wissen und Partizipation – in der digitalen Gesellschaft. Im linguistischen Teilprojekt Wikilog geht es um die Glaubwürdigkeit, die Qualität und Neutralität der Online-Enzyklopädie Wikipedia. Ein Fokus liegt auf der Untersuchung von Genderaspekten. Wikilog fragt danach, wie Frauen in den online-encyklopädischen Artikeln verbal und visuell dargestellt werden und wie sich die Debatte um geschlechtergerechte Sprache in der Wikipedia niederschlägt.

Mit Kolleginnen arbeitet Eva Gredel zudem an einem Publikationsprojekt, bei dem es darum geht, inwiefern auf digitalen Plattformen, in sozialen Netzwerken und durch Algorithmen sexistische, rassistische oder andere diskriminierende Muster und Machtverhältnisse transformiert bzw. reproduziert werden. Im Zentrum der Überlegungen steht die Frage, wie digitale Transformation gestaltet werden muss, um zu mehr Geschlechtervielfalt und Geschlechtergerechtigkeit zu kommen.

Einen weiteren Schwerpunkt sieht Eva Gredel in der Weiterentwicklung von gendersensibler Bildung und Erziehung, die in Nordrhein-Westfalen im Schulgesetz verankert ist. Zudem veröffentlichte die Kulturministerkonferenz (KMK) 2016 die „Leitlinien zur Sicherung der Chancengleichheit durch geschlechtersensible schulische Bildung und Erziehung“. Darin wird an Schulen der Auftrag zur Reflexion geschlechterstereotypischer Rollenbilder in medienpädagogischen Unterrichtseinheiten zur Schärfung der Sichtweise und die kritische Auseinandersetzung mit Rol-

lenklischees und -prägungen in den Medien formuliert. Eva Gredel geht es in Anlehnung an diese Leitlinien darum, digitale Lehr- und Lernszenarien zu erarbeiten, mit denen in Vermittlungskontexten auf die Gleichberechtigung der Geschlechter und die Beseitigung bestehender Nachteile hingewirkt werden kann.

Bisherige Forschungsprojekte

- Digilog@bw (2019–2022): Interdisziplinärer Forschungsverbund Digilog@bw – Digitalisierung im Dialog (Mittelgeber: Land Baden-Württemberg)
- Wrangell Fellowship (2017–2022): 5 Jahre eigene Stelle (Mittelgeber: Wissenschaftsministerium Baden-Württemberg)
- Diskurse – digital (2016–2020): Wissenschaftliches Netzwerk „Diskurse – digital“ mit 15 Wissenschaftler*innen, Funktion: Antragstellerin und Koordinatorin (Mittelgeber: Deutsche Forschungsgemeinschaft)

Veröffentlichungen

- Gredel, Eva (in Vorbereitung): Die multimodale Dimension des Gender Bias in Wikipedia. In: Deutsche Sprache 2/2021 (Sonderheft: Diskursive Dynamiken).
- Gredel, Eva (2021): CMC-Korpora und Digital Literacy in der Fremdsprachendidaktik: Relevanz, Potentiale und didaktische Szenarien. In: Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht 26: 1, S. 109–135.
- Gredel, Eva (2020): Wikipedisierung des Journalismus? Zur Kritik der Online-Nutzung durch Journalisten. In: Bucher, Hans-Jürgen (Hrsg.): Medienkritik zwischen ideologischer Instrumentalisierung und kritischer Aufklärung. Köln: Halem, S. 168–187.
- Gredel, Eva (2020): Digitale Diskursanalysen: Das Beispiel Wikipedia. In: Lobin, Henning/Marx, Konstanze/Schmidt Axel: Deutsch in Sozialen Medien. Jahrbuch des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache Mannheim 2019. Berlin/Boston: de Gruyter, S. 247–264.
- Gredel, Eva (2018): Digitale Diskurse und Wikipedia: Wie das Social Web Interaktion im digitalen Zeitalter verwandelt. Tübingen: Narr Attempto. (= DIALOGE 1).
- Gredel, Eva (2017): Digital discourse analysis and Wikipedia: Bridging the gap between Foucauldian discourse analysis and digital conversation analysis. In: Journal of Pragmatics (115), S. 99–114.
- Gredel, Eva (2014): Diskursdynamiken. Metaphorische Muster zum Diskursobjekt Virus. Berlin: de Gruyter. (= Sprache und Wissen 17).

Kontakt und Information

Prof. Dr. Eva Gredel
 Universität Duisburg-Essen
 Fakultät für Geisteswissenschaften
 Institut für Germanistik
 Germanistische Linguistik:
 Digitale Kommunikation
 in Vermittlungskontexten
 Universitätsstraße 12
 45141 Essen
 eva.gredel@uni-due.de
 https://www.uni-due.de/
 germanistik/gredel/

Prof.*in Dr.*in Swantje Lichtenstein

Professorin für Text & Ästhetische Praxis an der Hochschule Düsseldorf



Foto: Lena Böhm.

Von einem Studium der natürlichen und künstlichen Sprachen/Linguistik, Germanistik, Komparatistik, Philosophie und Soziologie in Tübingen und Köln geriet ich nach der Promotion sehr schnell ins Ausland und in die Kunst. Da textuelle, poetische, soundbasierte und performative Künste in Deutschland eher eine randständige Gattung darstellen, gelangte ich mit Abstechern in die Lektoratsarbeit, Soundproduktion, Aufnahme- und Sendeleitung wieder im akademischen Feld. Den Schwerpunkt der queeren, feministischen, intersektionalen Geschlechterforschung verfolge ich seit dem Studium in der relationalen Ästhetik, die das poetische und andere Wissen sowie die damit verbundene Praxis als wichtige Bestandteile der eigenen künstlerischen Forschungsarbeit betrachtet.

Seit 2007 habe ich eine künstlerische Professur für Text und Ästhetische Praxis, FB Sozial- und Kulturwissenschaften an der Hochschule Düsseldorf inne. Hier biete ich im BA „Soziale Arbeit“ und im MA-Studiengang „Kultur, Ästhetik, Medien“ transdisziplinäre, wissenschaftliche und künstlerische Seminare für Studierende aus unterschiedlichen Feldern an.

- Forschungsprojekt „Community Arts & Language“ (2020–2022) (LMP-Mittel, drei künstlerisch-wissenschaftliche Mitarbeiterinnen)

- Gremienarbeit (Senatorin bis 2015), Fachbereichsratsmitglied, AG Digitalisierung, AG Geschlechterforschung, Studiengangsleitung, Modulbeauftragte etc.
- Exkursionen, Einladungen von Gästen/Artist Talks/Performances/Ringvorlesungen etc.
- Kooperationen mit anderen (Kunst-)Hochschulen, Universitäten, Fachbereichen im In- und Ausland, Drittmittel- und Forschungsprojekte.
- Professur für Sprachkunst/Institutsleitung Institut für Sprachkunst, Universität für angewandte Kunst, Wien (50 %, 2018–2019)

Regelmäßige weitere Lehraufträge in künstlerisch-transmedialen Feldern und Kontexten zwischen Sprache, Kommunikation, Konzeptkunst, Performance, Text und Sound u. a. an der Universität für angewandte Kunst, Wien, Hochschule für Gestaltung und Kunst FHNW, Basel, Robert Schumann Hochschule Düsseldorf, Institut für Musik und Medien Düsseldorf, Filmakademie Baden-Württemberg, International Film School (ifs), Köln, Universität zu Köln, Fachhochschule Köln, University of Delhi, Indien, Kunsthochschule für Medien, Köln, Universidad del Norte Barranquilla Colombia, Kolleg für Musik, Montepulciano, Italien u. a.

Arbeitsschwerpunkte

Feministische, dekoloniale, intersektionale, kollektive Ästhetische Praktiken in den Künsten, insbesondere textbasierte, transdisziplinäre und performative Arbeiten und Community Arts.

Forschungs- und Praxisprojekte (Auswahl)

- 2021–2023: ComArts: Kollaborative, kollektive, aktivistische Ansätze in künstlerisch-ästhetischen Praktiken der Community Arts
- 2019–2023: Rolling Eyes Collective

Veröffentlichungen (Auswahl)

Monographien

- Verschalte Verbindungen. Performative Writing, Berlin 2021.
- Am Ende der Weisheit, Berlin 2021.
- Rolling Eyes Glossar, hrsg. von Swantje Lichtenstein/Rolling Eyes Collective, Düsseldorf 2019.

- Von Form von Vorn. Literarisches Schreiben, performatives Hören und Gertrude Stein, Heidelberg: Wunderhorn 2017.
- Kommentararten, Berlin: Verlagshaus Berlin 2015.
- Geschlecht: Schlagen vom Schläge des Gedichts, Berlin: Verlagshaus 2013.
- Entlang der lebendigen Linie. Sexophismen, Wien: Passagen 2010.
- Das lyrische Projekt. Rhetorik, Räumlichkeit und Wissenschaft, München: Iudicium 2004.

Künstler:innenbuch

- On C's Terms. Heroins & Sisters. 11 Himmelschreier:innen, Köln 2021.
- Transkript (mit einem Siebdruck von Ninakarlin Prinz), hrsg. von Tom Lingnau, Köln: Weinspach Press 2016.
- Tatar Post. Konzeptuelle Texte, Köln 2012.
- Vortizistische Versuche, Köln: gaia press 2010.

Records/Tapes

- Hallraum, mit Jono Podmore, TTW #117, London/Berlin 2019.
- Miss Slipper/Lewes, mit Jono Podmore 7"-Vinyl, PSY004, London 2016.
- Ian Hatcher: Drone Pilot, hrsg. von Swantje Lichtenstein/Marc Matter, SW001, 7"-Vinyl, Edition Cosmosmose Sound Writing, Düsseldorf 2017.

Herausgeber:inschaften

- Sprachkunst oder textuelle Verfahren in den Künsten, hrsg. von Swantje Lichtenstein/Anneka Metzger/Ferdinand Schmatz, Köln: Verlag der KHM 2015.
- Is the artist necessary for making art today?, hrsg. von Swantje Lichtenstein/Tom Lingnau, Köln 2015.
- Dossier Konzeptuelles Schreiben, hrsg. von Swantje Lichtenstein, in: Edit 63, 2013, 58–87.
- Universität der Luft, hrsg. von Volker Demut/Swantje Lichtenstein, Weilerswist: Edition Poema 2010.

Texte/Arbeiten in Zeitschriften

- Latent gegenwärtig oder wie die Pandemie das Unbekannte berührt, in: Das Journal, 2021 (angekündigt).
- Sound Writing Manifest, in: Diskurse des Sonalen, hrsg. von Britta Herrmann/Lars Korten, Berlin 2019.
- O HOLD THE TOP TIER, in: reihe M 2009–2019, Köln 2019.
- jugular verfließen. stück für drei stimmen & diverse fische, in: Autorenmusik Harald Muenz und Florian Neuner [Hg.] „Autorenmusik.

Erkundungen im Zwischenreich von Sprache und Musik“, Leipzig: Reinecke & Voss 2019.

- Soundschrift. Schnitte, Schalter und Grenzen, in: Bella Triste, März 2018.
- AAAAAH-AHAAAAAHAAAAA-AHAAAAA-AHA-AAAAA! „UUUUUUHUUHU-UUUUUU-UH“ oder: Vom Schreien und Schweigen, in: Off Topic #6: Schweigen – Schreien – Magazine for Media Arts off topic #6: schweigen/schreien, hrsg. von Olivier Arcioli/Konstantin Butz/Wiebke Elzel/Thomas Hawranke/Karin Lingnau, designed by Olivier Arcioli & Karin Lingnau, KHM/Academy of Media Arts Cologne, April 2016.
- Scham. Scham. Schamade, in: taz. die tageszeitung, Nr.10936,38. Jg., 5.2.2016, 13.
- Die dumme Poesie, in: Gestalt #1, PDF-zine for contemporary poetry and art, Vienna 2015, o.p.
- wir verzahnt, in: Triedere – Zeitschrift für Kunst, Literatur und Theorie, 2/2014, 32–34.
- vortizistische versuche, in: manuskripte. Zeitschrift für Literatur, 54.Jg., 204, 2014, 61–68.
- Pseudopodium, d.h. RAF-Sofa oder: In den Zellen/Akathistisch schlafen oder: Aufstehen sollen die anderen, in: manuskripte. Zeitschrift für Literatur, 53. Jg., 202, 2013, 50–58.
- Bleibt ohne mich zu prüfen, in: manuskripte. Zeitschrift für Literatur, 53. Jg., 201, 2013, 97–99.
- Texttext, Belletristik. Zeitschrift für Literatur und Illustration, 12, Berlin 2012, 63f.
- Turkish Words, in: Crux Desperationis 3: International Journal of Conceptual Writing, Montevideo 2012, o.p.

Texte/Arbeiten in Anthologien/Sammelbänden/Katalogen

- Minnesang, in: Unmögliche Liebe, hrsg. von T. Marquart/J. Wagner, München: Hanser 2017, 59, 117.
- Covertext. Konzept, Performanz und Poesie, in: Phänomene des Performativen. Systematische Entwürfe und historische Fallbeispiele, hrsg. von Anna Bers/Peer Trilcke, Göttingen: Wallstein 2017, 261–272.
- Endlich eklektisch-elektrisch. Digitalität, Konzepte und Literatur, in: Code und Konzept. Literatur und das Digitale, hrsg. von Hannes Bajohr, Berlin: Frohmann, 2016, 59–70
- Hereinspaziert!, in: Artivismus. Kunst und Aktion im Alltag der Stadt, hrsg. von Lilo Schmitz, Bielefeld: transkript 2015, 205–213.
- Vom Lesen, Schreiben und den Konzepten, in: Edit #63. 2014, 82–87.
- Kommentarbedürftigkeit, in: Metonymie, hrsg. von Norbert Lange, Berlin: Verlagshaus J. Frank 2014, 160–167.

Kontakt und Information

Prof.*in Dr.*in Swantje Lichtenstein
Hochschule Düsseldorf
Fachbereich Sozial- und
Kulturwissenschaften
Münsterstraße 156
40476 Düsseldorf
Tel.: (0211) 4351-3344
swantje.lichtenstein@hs-
duesseldorf.de
www.swantjelichtenstein.de

Prof. Dr. Silke Tophoven

Professorin für Sozialpolitik an der Hochschule Düsseldorf

Seit März 2020 bin ich Professorin für Sozialpolitik am Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften der Hochschule Düsseldorf. Der größte Studiengang am Fachbereich ist der Bachelorstudiengang „Sozialarbeit/Sozialpädagogik“. Bei der Ausgestaltung meiner Lehre zur Vermittlung allgemeiner und spezifischer sozialpolitischer Grundlagen für die Soziale Arbeit richte ich einen besonderen Fokus auf die Themen Prävention und Arbeitsmarkt sowie die Rolle der kommunalen Ebene und berücksichtige Genderaspekte sowie die Lebensverlaufsperspektive.

Zur Person

Geboren und aufgewachsen bin ich am Niederrhein. Nach einem Bachelor in Sozialwissenschaften an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf mit einem Studienaufenthalt an der Universiteit Utrecht, Niederlande, habe ich den Masterstudiengang „Soziologie und Sozialforschung“ an der Universität Bremen absolviert. 2009 habe ich eine Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesagentur für Arbeit in Nürnberg im Forschungsbereich „Erwerbslosigkeit und Teilhabe“ aufgenommen. Dort war ich bis 2017 in verschiedenen Forschungsprojekten tätig, u. a. im BMBF-Projekt „lidA – leben in der Arbeit. Kohortenstudie zu Gesundheit und Älterwerden in der Arbeit“ (2009–2015), im BMAS-Projekt „Evaluation von Leistungen zur Teilhabe behinderter Menschen am Arbeitsleben“ (2015–2017) und verantwortete das Projekt „Lebensumstände von Kindern im unteren Einkommensbereich“ (2016–2017) im Auftrag der Bertelsmann Stiftung. Von 2014 bis 2019 war ich außerdem als Lehrbeauftragte am Fachbereich Wirtschafts- und Sozialwissenschaften der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg tätig. Parallel dazu verfasste ich meine Dissertationsschrift „Zum Zusammenhang zwischen aktueller Erwerbssituation, Merkmalen des Erwerbsverlaufs und Gesundheit bei erwerbstätigen Frauen an der Schwelle zum höheren Erwerbsalter“ und promovierte 2018 an der Universität Bremen. Von 2018 bis 2020 war ich im Fachbereich Jugendhilfe und Beschäftigungsförderung der Stadt Krefeld beschäftigt. Dort koordinierte ich den Aufbau und die Umsetzung einer kommunalen Präventionskette im Rahmen des Programms „Kommunale Präventionsketten NRW“.



Forschung

Zu meinen Forschungsschwerpunkten gehören die Themen berufliche Rehabilitation, Gender und Arbeitsmarkt sowie Kinderarmut. Gemeinsam mit meinem Kollegen Matthias Meißner habe ich 2020 die Leitung der am Fachbereich angesiedelten Forschungsstelle DIFA – Düsseldorfer Integrationsförderung in (Aus-)Bildung und Arbeit übernommen, die meine Kollegin Ruth Enggruber 1995 gegründet hat. In der Forschungsstelle verbinden wir sozialrechtliche, sozialpolitische und sozialpädagogische Perspektiven auf die Integration in (Aus-)Bildung und Arbeit verschiedener Zielgruppen. Ein Fokus der Forschung richtet sich aktuell auf die Arbeitsmarktintegration von Menschen mit Behinderungen und gesundheitlichen Einschränkungen. Aktuell forsche ich außerdem gemeinsam mit Kolleg:innen am Fachbereich im Rahmen des interdisziplinären Projekts „Kinderrechte in den NRW-Kommunen umsetzen und stärken“ unter besonderer Berücksichtigung von Kinderarmut und dem Recht auf einen angemessenen Lebensstandard.

Veröffentlichungen (Auswahl)

- Tophoven, Silke (2021): Ältere erwerbstätige Frauen und gesundheitliche Ungleichheit. In: Richter, G. (Hrsg.), Arbeit und Altern. Eine Bilanz nach 20 Jahren Forschung und Praxis,

- Baden: Nomos, 129–140. <https://doi.org/10.5771/9783748909378>
- Rauch, Angela; Tophoven, Silke (Hrsg.) (2020): Integration in den Arbeitsmarkt. Teilhabe von Menschen mit Förder- und Unterstützungsbedarf (Grundwissen Soziale Arbeit), Stuttgart: Kohlhammer.
 - Tophoven, Silke (2020): Armutsmuster in der Kindheit. In: Rahn, P. & Chassé, K. A. (Hrsg.), Handbuch Kinderarmut, Stuttgart: utb, 105–113.
 - Tophoven, Silke (2020): Kinder und Jugendliche in Armutslagen. Erkenntnisse zu Verlaufsmustern, Unterversorgung und sozialer Teilhabe. In: Stadler, W. (Hrsg.), Gefahr Ungleichheit. Wie die Zersetzung der Demokratie verhindert werden kann. Sonderband TUP-Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit 2020, Weinheim: Beltz Juventa, 63–71.
 - Hiesinger, Karolin; Tophoven, Silke (2019): Job requirement level, work demands, and health: a prospective study among older workers. *International Archives of Occupational and Environmental Health*, 92, November, 1139–1149. Open Access. <https://doi.org/10.1007/s00420-019-01451-2>
 - Tophoven, Silke; Reims, Nancy; Tisch, Anita (2019): Vocational rehabilitation of young adults with psychological disabilities. *Journal of Occupational Rehabilitation*, 29, 1, 150–162. Open Access. <https://doi.org/10.1007/s10926-018-9773-y>
 - Hiesinger, Karolin; March, Stefanie; Tophoven, Silke (2019): Geschlechtsspezifische Verzerrungen bei der Erfassung von Depressivität. Erfahrungen aus einer Erwerbstätigenbefragung zu Arbeit und Gesundheit, *Prävention und Gesundheitsförderung*, 13, 3, 211–217. <https://doi.org/10.1007/s11553-017-0634-x>
 - Tophoven, Silke (2018): Erwerbsverlauf und Gesundheit älterer weiblicher Beschäftigter, IAB-Bibliothek 371, Bielefeld: wbv. <https://www.doi.org/10.3278/300988w>
 - Unger, Stefanie; Tisch, Anita; Tophoven, Silke (2018): Age and gender differences in the impact of labour-market transitions on subjective health in Germany. *Scandinavian Journal of Public Health, Supplement*, 46, 19, 49–64. Open Access. <https://doi.org/10.1177/1403494817738430>
 - Leser, Carina; Tisch, Anita; Tophoven, Silke (2016): Schichtarbeit bei Männern und Frauen an der Schwelle zum höheren Erwerbssalter – Arbeitsumstände und Gesundheitszustand. *Das Gesundheitswesen*, 78, 11, 765–771. <http://dx.doi.org/10.1055/s-0034-1396850>
 - Tophoven, Silke; Tisch, Anita (2016): Dimensionen prekärer Beschäftigung und Gesundheit im mittleren Lebensalter. *WSI-Mitteilungen*, 69, 2, 105–112. https://www.wsi.de/data/wsimit_2016_02_tophoven.pdf
 - Tophoven, Silke; Tisch, Anita (2016): Employment trajectories of German baby boomers and their effect on statutory pension entitlements. *Advances in life course research*, 30, December, 90–110. <https://doi.org/10.1016/j.alcr.2016.04.003>
 - Tophoven, Silke; Du Prel, Jean-Baptist; Peter, Richard; Kretschmer, Veronika (2015): Working in gender-dominated occupations and depressive symptoms. Findings from the two age cohorts of the lidA study. *Journal for Labour Market Research*, 48, 3, 247–262. <https://doi.org/10.1007/s12651-014-0165-2>

Kontakt und Information

Prof. Dr. Silke Tophoven
Hochschule Düsseldorf
Fachbereich Sozial- und
Kulturwissenschaften
Münsterstraße 156
40476 Düsseldorf
silke.tophoven@hs-
duesseldorf.de

Forschung, Vernetzung und Aktivitäten

Kontakt und Information

Sonja Mausen
Geschäftsstelle der LaKof NRW
c/o RWTH Aachen
Gleichstellungsbüro
Schinkelstraße 2a
52056 Aachen
info@lakofnrw.de

Neue Sprecherinnen für die LaKof NRW

Am 25. März 2021 tagte die Mitgliederversammlung der LaKof NRW, in deren Rahmen zwei neue Sprecherinnen nachgewählt wurden: Dr. Anja Vervoorts (HHU Düsseldorf) und Stephanie Over (FH Aachen) übernehmen das Amt von Kirsten Pinkvoss (FernUniversität Hagen) und Birgit Weustermann (Hochschule Ruhr West). Die gemeinsame Amtszeit mit den Sprecherinnen Dr. Ulrike Brands-Proharam Gonzales (RWTH Aachen) und Annelene Gäckle (Universität zu Köln) läuft noch bis Herbst 2021.

Podcast „Whose Rights, Which Rights?“

Eine Kooperation der Forschungsgruppe „Weltweite Anfechtungen von Frauen- und Geschlechterrechten“ am Zentrum für Interdisziplinäre Forschung (ZIF) der Universität Bielefeld mit dem Campusradios Hertz 87.9

Debatten über das Recht auf Schwangerschaftsabbrüche und die Ehe für alle oder auch die Feindseligkeit gegenüber Feminist*innen und den Gender Studies machen eins deutlich – Frauen- und Geschlechterrechte werden vermehrt infrage gestellt und angegriffen. Der Podcast „Whose Rights, Which Rights?“ greift diese Konflikte um Geschlecht, Gleichstellung und die Umsetzung von Rechtsansprüchen auf. In jeder Folge schauen sich die Redakteur*innen Mira Riegau und Katharina Ußling einen Aspekt dieser Anfechtungen genauer an, wie zum Beispiel die Effekte und Reichweite fundamentalistischer Religion, die „Care-Krise“ oder den erstarkenden Rechtspopulismus. Der Podcast basiert auf einer Kooperation des Bielefelder Campusradios Hertz 87.9 mit der Forschungsgruppe „Weltweite Anfechtungen von Frauen- und Geschlechterrechten“ am Zentrum für Interdisziplinäre Forschung (ZIF) der Universität Bielefeld, in der sich 20 Wissenschaftler*innen aus unterschiedlichen Disziplinen und Kontexten weltweit mit Frauen- und Geschlechterrechten auseinandersetzen. In jeder Folge wird das jeweilige Forschungsgebiet der Fellows erkundet und erörtert, wie und weshalb Frauen- und Geschlechterrechte angegriffen werden. Alle Interviews werden auf Englisch geführt.

In der ersten Podcast-Folge „Introducing the research group“ stellen die Leiterinnen der Forschungsgruppe, *Alexandra Scheele*, *Julia Roth* und *Heidemarie Winkel*, die Zusammenarbeit am ZIF und die drei Hauptforschungslinien der international zusammengesetzten Forschungsgruppe vor: geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und Care Work, autoritäre Formen von Religion und deren Instrumentalisierung sowie die Vergeschlechtlichung von Staatsbürgerschaft und die Infragestellung von sexuellen und reproduktiven Rechten. In der zweiten Folge „Feminist critiques of religion“ diskutiert die Politikwissenschaftlerin *Ina Kerner* über die Vereinnahmung von Religionskritik durch rechte Gruppen und Parteien. Sie betrachtet dabei insbesondere die AfD und die Vermischung von Feminismus mit antimuslimischem Rassismus und beleuchtet, warum feministische und wissenschaftliche Religionskritik wichtig sind. In der dritten Folge „Religious and secular women’s movements“ sprechen die Linguistinnen und Geschlechterforscherinnen *Fatima Sadiqi* und *Shirin Zubair* über das Verhältnis religiöser und säkularer Frauenbewegungen in Pakistan und den Ländern Nordafrikas, sie erörtern politische Rahmenbedingungen für frauenpolitischen Protest wie den Arabischen Frühling und die Instrumentalisierung von Religion durch extremistische Gruppierungen.

Weitere Podcast-Episoden sind u. a. mit der Historikerin *Andrea Petö* zu dem Thema „How are gender and reproductive rights questioned today“ sowie mit der Literatur- und Kulturwissenschaftlerin *Julia Roth* und der Politikwissenschaftlerin *Birgit Sauer* zu „Right-wing populism and anti-gender campaigns“ geplant. Die aktuellen und zukünftigen Episoden können auf der Webseite des Campusradios Hertz 87.9 und der ZIF-Forschungsgruppe „Weltweite Anfechtungen von Frauen- und Geschlechterrechten“ abgerufen werden.

Kontakt und Information

Anna Efreanova
Universität Bielefeld
Zentrum für interdisziplinäre
Forschung
Methoden 1
33615 Bielefeld
global-contestations@
uni-bielefeld.de

Links zum Podcast „Whose Rights, Which Rights?“:

Hertz 87.9: <https://www.hertz879.de/sendung/whose-rights-which-rights>

ZIF-Forschungsgruppe: [https://www.uni-bielefeld.de/\(de\)/ZIF/FG/2020Gender/Podcasts/](https://www.uni-bielefeld.de/(de)/ZIF/FG/2020Gender/Podcasts/)

Lehrvideos zu Queer Theory an der FernUniversität in Hagen

Antke Antek Engel hat als Gastprofessor*in an der FernUniversität in Hagen (Lehrgebiet Prof. Katharina Walgenbach) drei besondere Lehrvideos zur Queer-Theorie produziert. Sie regen auf künstlerische Weise zum Nachdenken über Macht und Begehren an. In ihrer künstlerisch-experimentellen Form erproben die öffentlich zugänglichen Lehrvideos zu Queer Theory zudem neue Wege für das Genre der Lehrvideos.

Die Videos zur Einführung in Queer-Theorie: KÖRPER (20:16 min), FIGURATIONEN (13:16 min) und WELTEN (16:00 min), FernUniversität Hagen, stehen Open Access zur Verfügung unter <https://e.feu.de/queer-theory-videos>. Sie entstanden unter gemeinsamer Regie de* Gastprofessor*in und des Kollektivs Filmfetch, bestehend aus Tali Tiller und Magda Wystub. Das Sound-Duo HYENAZ (Kathryn Fischer und Adrienne Teicher) unterlegte die Filme mit seiner Audiokunst. Saboura Naqshband, Pasquale Virginie Rotter und Neo Hülcker sowie Jayrôme C. Robinet performten in Kostümen, in die Kallia Kefala ihre kreative Expertise steckte. Gabi Garland gestaltete das Bühnenbild.

🌐 <https://www.fernuni-hagen.de/universitaet/aktuelles/2021/02/lehrvideos-queer-theorie.shtml>

Kontakt und Information

Prof.*in Dr.*in Antke Antek Engel
FernUniversität in Hagen
Universitätsstraße 47
58097 Hagen
antke.engel@fernuni-hagen.de

Gender- & Diversity-Beratung und Kooperation mit den Fakultäten an der RWTH Aachen University

Im Zuge ihrer aktuellen Genderstrategie hat die RWTH Aachen University ein neues Beratungsangebot zu Gender- und Diversity-Themen für die Fakultäten ins Leben gerufen. Seit Ende 2020 konzipiert die Rektoratsstabsstelle für Gender und Diversity Management (IGaD), die für das Angebot zuständig ist, innovative Maßnahmen und intensiviert die Zusammenarbeit auf Fakultätsebene an den Fakultäten. Die aus den Exzellenzmitteln der RWTH finanzierte Maßnahme dient der Stärkung ihres grundlegenden Selbstverständnisses als diskriminierungsresistente chancengerechte Hochschule und legt einen besonderen Fokus auf den wissenschaftlichen Nachwuchs. Das Angebot wird einerseits fakultätsübergreifend und andererseits fachspezifisch und so bedarfsgerecht wie nötig gestaltet.

Es richtet sich an die Mitarbeitenden an den Fakultäten: an wissenschaftliche Mitarbeiter*innen in der Qualifizierungsphase ebenso wie an Nachwuchsgruppenleitende, (Junior-)Professor*innen und weitere Führungskräfte. Von zentraler Bedeutung ist auch die Zusammenarbeit mit den Fakultätsleitungen – den Dekanaten und Geschäftsführungen –, die die Kommunikationskultur in ihrem Verantwortungsbereich maßgeblich mitgestalten.

Themen sind beispielsweise die genderfaire Gestaltung von Stellenausschreibungen oder auch die gender- und diversitätssensible Gestaltung der Fakultätswebseiten. Ebenso sind Veranstaltungen zum Umgang mit rassistischen und diskriminierenden Äußerungen in (digitalen) Lehrveranstaltungen, Impulse zur Gestaltung der Vereinbarkeit von Familienverantwortung und (prekärer) wissenschaftlicher Tätigkeit oder Workshops zur gender- und diversitätssensiblen Leitung von Teams geplant. Insgesamt liegt ein besonderes Augenmerk auf dem Thema ‚unconscious bias‘ (deutsch: unbewusste Voreingenommenheiten), für das sowohl bei der Personalauswahl als auch bei der Führung von Mitarbeitenden die Sensibilität vertieft werden soll. Zu diesen und weiteren Themenbereichen im Kontext von Gender und Diversity besteht auch die Möglichkeit, ein Einzel- oder Gruppencoaching in Anspruch zu nehmen.

Bei der Ausgestaltung des Angebots kooperiert das IGaD eng mit anderen Beratungs- und Serviceeinrichtungen der RWTH, sodass Wissen gebündelt und Synergien genutzt werden können.

Kontakt und Information

Dr. Daniela Wilmes
RWTH Aachen University
Rektoratsstabsstelle Integration Team – Human Resources, Gender and Diversity Management (IGaD)
Gender Consulting für Forschungsantragstellende
Gender- & Diversity-Beratung und Kooperation mit den Fakultäten
Tel.: (0241) 80 90635
daniela.wilmes@igad.rwth-aachen.de
www.igad.rwth-aachen.de

Neue Angebote für junge Wissenschaftlerinnen an der RWTH Aachen University

Die Rektoratsstabsstelle Integration Team – Human Resources, Gender and Diversity Management (IGaD) der RWTH Aachen University hat ab der Programmrunde 2021 das Mentoring-Programm TANDEMplus für Postdoktorandinnen neu ausgerichtet. Das Programm wird nun ausschließlich für die der RWTH angehörigen Postdoktorandinnen sowie in englischer Sprache angeboten, um der fortschreitenden Internationalisierung der RWTH Rechnung zu tragen.

Die einjährige Programmrunde startete im Februar erfolgreich mit einer feierlichen Online-Auftaktveranstaltung aller RWTH-Mentoring-Programme, bei der zugleich auch die Mentees aus 2020 verabschiedet wurden. Das TANDEMplus-Konzept beinhaltet nach wie vor die langjährig bewährten Programmbau-

steine One-to-One Mentoring, Seminare und Networking: Jede Mentorin oder jeder Mentor berät im Rahmen eines intensiven, persönlichen und fachlichen Austauschs eine Mentee, d. h. in einem TANDEM. Die Auswahl der Mentorin oder des Mentors erfolgt auf Vorschlag der Mentees und sollte zu den jeweils beruflichen und persönlichen Zielen passen.

Die regelmäßig stattfindenden Seminare orientieren sich an zielgruppenspezifischen Bedarfen, zudem werden konkrete Anliegen der Teilnehmerinnen in einem zusätzlichen Workshop-Angebot berücksichtigt. Die Exklusivität der Seminare für die feste Gruppe ermöglicht einen vertrauensvollen Austausch und das konsequente gemeinsame Bearbeiten auch individueller Fragestellungen. Als drittes Modul stärken Networking-Angebote wie regelmäßig stattfindende Themenabende sowohl den gruppeninternen als auch den gruppenübergreifenden Austausch der Mentees. Informelle Treffen der Postdoktorandinnen-Gruppe ermöglichen einen gegenseitigen Informations- und Erfahrungstransfer. Ein neues IGaD Projekt ist das „Flexible Career Management for female Postdocs (FCM)“. Das Ziel ist, junge Wissenschaftlerinnen – vor allem Postdoktorandinnen – durch vereinbarkeitsfördernde Maßnahmen bei ihrer wissenschaftlichen Karriere zu unterstützen.

Derzeit wird ein sogenanntes Paar-Coaching für wissenschaftlich tätige Paare (Dual Career) angeboten. Es werden spezielle Coachings mit den Schwerpunkten geschlechtergerechte Karriereplanung, Zeitmanagement und Vereinbarkeit von Familie und Beruf/Work-Life-Balance gefördert. Zudem können studentische Hilfskräfte zur Unterstützung bei Labortätigkeiten angestellt werden, zum Beispiel bei Schwangerschaft oder in der Stillzeit. In Planung ist zudem ein Netzwerkangebot für Postdoktorandinnen mit Kindern, um sich gezielt zu den Themenfeldern „Forschung, Familie und Vereinbarkeit“ austauschen zu können.

Sowohl TANDEMplus als auch das „Flexible Career Management“ werden aus Mitteln des Professorinnenprogramms III gefördert. Wir freuen uns über Austausch und Anregungen zu den Projekten.

Kontakt und Information

Kati Korst
RWTH Aachen University
Rektoratsstabsstelle Integration
Team – Human Resources,
Gender and Diversity Manage-
ment (IGaD)
Projektkoordination TAN-
DEMplus und Flexible Career
Management
kati.korst@igad.rwth-
aachen.de
www.igad.rwth-aachen.de

Haus der FrauenGeschichte: neue Dauerausstellung



Im Mai 2021 eröffnete das Haus der FrauenGeschichte (HdFG) in der Bonner Altstadt seine neue Dauerausstellung. Unter dem Titel „Frauen.Bewegen. Geschichte“ beleuchtet sie das Wirken von Frauen von der Französischen Revolution bis zur Gegenwart in verschiedenen gesellschaftlichen Aktionsfeldern. Trotz eingeschränkter Rechte und feh-

lender politischer Mitwirkung waren Frauen treibende Kräfte in der Geschichte. Die neue Ausstellung thematisiert diese Kräfte in sieben gesellschaftlichen Aktionsfeldern: Familie, Wirtschaft, Bildung, Wissenschaft und Kunst, politische Teilhabe, Krieg, Protestbewegungen.

Beim Gang durch die Ausstellung erleben die Besucher*innen, wie sich die Geschlechterverhältnisse auf dem langen Weg zur Gleichberechtigung verändert haben: Wie wandelten sich gesellschaftlich geprägte Rollenbilder im Laufe der Zeit? Wie veränderten sich geschlechterbezogene Benachteiligungen beim Zugang der Frauen zu Bildung und bei der Teilhabe in Wirtschaft, Politik, Wissenschaft und Kunst? Und was ist heute noch zu tun? Denn Geschlechtergerechtigkeit ist längst nicht erreicht. Das machen aktuelle Bezüge in den sieben Aktionsfeldern deutlich.

Das „Haus der FrauenGeschichte“ wurde von der Historikerin Prof. Dr. Annette Kuhn (1934–2019) und ihrer Stiftung gegründet. Annette Kuhn war eine Pionierin der Frauengeschichte in der Bundesrepublik und die erste Professorin des Netzwerks Frauen- und Geschlechtergeschichte NRW. Sie überführte damit ihre langjährigen Forschungen zu Frauen in der Geschichte in ein Projekt der historisch-politischen Bildung und der Erinnerungskultur gleichermaßen. Das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) stellte nun finanzielle Mittel für die Aktualisierung und Modernisierung der Ausstellung sowie ein Bildungsprogramm zur Verfügung.

Kontakt und Information

Haus der FrauenGeschichte e. V.
Wolfstraße 41
53111 Bonn
Tel.: (0228) 98 143 689
info@hdfg.de
https://www.hdfg.de/

Personalia

Michiko Mae ist Preisträgerin des Höffmann-Wissenschaftspreises 2020

Die Kulturwissenschaftlerin und Genderforscherin Prof. Dr. Dr. h. c. Michiko Mae erhält den Wissenschaftspreis für interkulturelle Kompetenz der Universität Vechta. Der mit 10 000 Euro dotierte Preis wird jährlich für außergewöhnliche Arbeit im Themenfeld „interkulturelle Kompetenz“ verliehen. Sie ist der Schlüssel für interkulturelle Kommunikation, Kooperation und Handeln von Menschen verschiedener ethnischer, kultureller und religiöser Herkunft, hilft Verbindendes zu erkennen und aus den Unterschieden und Besonderheiten der jeweiligen Kulturen zu lernen. Interkulturelle Fragestellungen sind in vielfältiger Weise integrativer Bestandteil wissenschaftlicher Forschung in zahlreichen Disziplinen. Die Jury entschied sich 2020 einstimmig für Prof. Mae mit der Begründung, sie bearbeite „mehrere Hauptgebiete der modernen Forschung zur interkulturellen Kompetenz und Identitätsfragen. In Wissenschaftsorganisation und Kulturvermittlung ist sie ebenso ausgewiesen wie in der Lehre zur Kultur- und Geschlechterforschung. [...] Ihre herausragend sichtbaren Arbeiten erlauben uns einen genauen Blick auf beide Kulturen, die bis in die jüngste Gegenwart hinein erschlossen werden.“



Foto: privat.

Prof. Mae war bis zu ihrer Emeritierung 2016 Lehrstuhlinhaberin am Institut für Modernes Japan der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der japanbezogenen Kultur- und Genderforschung, besonders in zwei Themenbereichen: Der erste Schwerpunkt betrifft die Analyse des Nexus von Nation, Kultur und Gender im japanischen Modernisierungsprozess; dabei zeigt sie, wie die neu entstehende Genderordnung im Nationsbildungsprozess durch die Modernisierung der japanischen Gesellschaft und Kultur geprägt wurde und bis heute wirksam ist. Der zweite Schwerpunkt von Prof. Maes Forschungsarbeit liegt in der Transkulturalitätsforschung; hier untersucht sie Auflösungsprozesse des Nexus bis heute sowie transkulturelle Phänomene in verschiedenen Bereichen. Das Transkulturalitätskonzept ist für Prof. Mae der Schlüssel für interkulturelle Kompetenz.

🌐 <https://www.uni-vechta.de/news-einzelansicht/news/detail/News/hoeffmann-wissenschaftspreis-2020-der-universitaet-vechta-geht-an-professorin-michiko-mae/>

Kontakt und Information

Prof. Dr. Dr. h. c. Michiko Mae
Heinrich-Heine-Universität
Düsseldorf
Institut für Modernes Japan
mae@hhu.de

Annette von Alemann zur CO-Vorsitzenden von RINGS gewählt

Im Dezember 2020 wurde Annette von Alemann zusammen mit Deevia Bhana aus Südafrika zur Vorsitzenden der Vereinigung RINGS – The International Research Association of Institutions of Advanced Gender Studies – gewählt. RINGS ist eine internationale Vereinigung, die Institutionen der Gender- und der feministischen Forschung auf globaler Basis zusammenbringt. Sie fördert transformative Forschung in transnationaler Zusammenarbeit zwischen den Mitgliedsinstitutionen. Gender gilt als Schlüsselthema in zeitgenössischen sozialen Bewegungen und kulturellen Formationen rund um den Globus – ein Grund, warum auch wissenschaftliche Arbeit in den Gender Studies weltweit zu vernetzen ist. RINGS orientiert sich dazu am Leitbegriff der „Globalen Inklusivität“. Zur Zeit vertritt Annette von Alemann die Netzwerkprofessur für soziale Ungleichheit und Genderforschung an der Universität Duisburg-Essen.



Foto: Valery Kloubert.

Mehr zu RINGS unter 🌐 <http://ringsgender.org>

Kontakt und Information

Vertr.-Prof. Dr. Annette von Alemann
Universität Duisburg-Essen
Institut für Soziologie
Lotharstraße 65
47057 Duisburg
annette.alemann@uni-due.de

Uta C. Schmidt mit LWL-Preis ausgezeichnet



Die Preisträgerinnen Susanne Abeck (links) und Dr. Uta C. Schmidt (Foto: Bettina Steinacker).

Für ihre langjährige ehrenamtliche und freiberufliche Tätigkeit in der Erforschung und Vermittlung der westfälischen Landeskunde erhalten die Historikerinnen Uta C. Schmidt und Susanne Abeck den mit 3 100 Euro dotierten Preis des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe. Bereits seit mehreren Jahrzehnten arbeiten Uta C. Schmidt, die unter anderem als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks tätig ist, und ihre Kollegin Susanne Abeck zur Geschichte der Industriekultur, zur Migrations-, Arbeiter-, Frauen- und Geschlechtergeschichte im Ruhrgebiet. Sie haben in dieser Zeit nicht nur wichtige, weg-

weisende Forschungsergebnisse vorgelegt und die Bildungsplattform www.frauenruhrgeschichte.de ins Leben gerufen. Vor allem bedienen sich die Wissenschaftlerinnen unterschiedlichster medialer Mittel und machen westfälische Landeskunde z. B. über einen Blog und einen Podcast einem breiten Publikum zugänglich und erfahrbar. Für dieses vielfältige und vielseitige Engagement werden sie nun ausgezeichnet.

Kontakt und Information

Dr. Uta C. Schmidt
Netzwerk Frauen- und
Geschlechterforschung NRW
Koordinations- und
Forschungsstelle
Berliner Platz 6–8
45127 Essen
utac.schmidt@netzwerk-fgf.nrw.de

Jeannette Windheuser tritt Professur in Berlin an



Dr. Jeannette Windheuser, die viele Jahre als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Allgemeine Erziehungswissenschaft/Theorie der Bildung an der Bergischen Universität Wuppertal (BUW) tätig war, wurde auf die Professur „Erziehungswissenschaft mit den Schwerpunkten Gender und Diversität“ (Tenure Track) an der Humboldt-Universität zu Berlin berufen. Nach ihrem Studium der Erziehungswissenschaft, Soziologie und Psychologie in Marburg und Köln arbeitete Jeannette Windheuser ab 2009 bei Prof. Dr. Rita Casale in Wuppertal und war hier vor allem für den Masterstudiengang „Erziehungswissenschaft: Bildungstheorie und Gesellschaftsanalyse“ verantwortlich und engagierte sich als Mittelbau-Vertreterin im Fakultätsrat. Zudem leitete sie das Projekt „Sexuelle Bildung angehender Lehrer/innen“ (BMBF, Qualitätsoffensive Lehrerbildung) und promovierte zum Thema „Geschlecht und Heimerziehung. Eine erziehungswissenschaftliche und feministische Dekonstruktion (1900 bis heute)“. Sie war Mitbegründerin des „Feministischen Stammtischs“ (später *gender raender*) an der BUW, des Arbeitskreises „Flucht, Migration, Rassismus“ in der Erziehungswissenschaft und Mitinitiatorin des Frauenaktionsrates an der BUW, der 2019 das 30-jährige Jubiläum der Offenen Frauenhochschule Wuppertal ausrichtete. Seit 2021 ist sie Vorsitzende der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft. Zu ihren Forschungsschwerpunkten zählen unter anderem Erziehungstheorie, Wissenschaftstheorie und Disziplinengeschichte sowie theoretische und historische Geschlechterforschung.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Jeannette Windheuser
Humboldt-Universität zu Berlin
Institut für Erziehungswissenschaften
Unter den Linden 6
10099 Berlin
windheuser@hu-berlin.de

Beate von Miquel ist neue Vorsitzende des Deutschen Frauenrats

Gemeinsam mit ihren Stellvertreterinnen Lisi Maier und Anja Weusthoff wurde Dr. Beate von Miquel von der Mitgliederversammlung des Deutschen Frauenrats am 20.6.2021 zur neuen Vorsitzenden gewählt. Sie übernimmt die Führung des Dach-



Die neue Vorsitzende des Frauenrats: Beate von Miquel (Foto: Damian Gorczany).

verbands von rund 60 Mitgliedsorganisationen für die kommenden vier Jahre und fordert für diese Zeit „nicht weniger als einen gleichstellungspolitischen Aufbruch“. In ihrer Arbeit wird sich Beate von Miquel, die im Hauptberuf das Marie Jahoda Center for International Gender Studies an der Ruhr-Universität Bochum als Geschäftsführerin leitet, dafür einsetzen, dass „Frauenrechte auf die Agenda“ kommen – so das Motto des Deutschen Frauenrats. Zu den wichtigsten Themen ihrer Amtszeit zählen unter anderem Konjunktur- und Investitionspolitik, Armut, Digitalisierung, Klimaschutz und Intersektionalität.

Kontakt und Information

Dr. Beate von Miquel
Ruhr-Universität Bochum
Marie Jahoda Center for International Gender Studies
Universitätsstraße 105
44789 Bochum
beate.vonmiquel@rub.de

Projekte stellen sich vor

Änne Söll, Katharina Boje, Maike Wagner

Männlichkeiten im Umbau: Männerkörper zwischen phallischen und post-phallischen Visionen in der Kunst seit 1970

DFG-Projekt am Kunstgeschichtlichen Institut der Ruhr-Universität Bochum

Unter der Leitung von Prof. Dr. Änne Söll, Professorin für Kunstgeschichte der Moderne mit einem Schwerpunkt in der Kultur- und Geschlechtergeschichte an der Ruhr-Universität Bochum, konnte im Januar 2021 das von der DFG geförderte Forschungsprojekt „Männlichkeiten im Umbau: Männerkörper zwischen phallischen und post-phallischen Visionen in der Kunst seit 1970“ seine Tätigkeit aufnehmen.

Durch kulturelle und geschlechterpolitische Dynamiken wie Frauenbewegungen, queere Identitäten und durch ein immer ausgereifteres Arsenal von Körperoptimierungen unterliegt die Geschlechterkategorie Männlichkeit tiefgreifenden Wandlungsprozessen und steht damit zunehmend zur Disposition. Zu beobachten sind einerseits fluidere Männlichkeitsentwürfe, die auch als weiblich gedachte Eigenschaften inkorporieren können oder ganz aufgegeben werden, andererseits ist der Rückgriff auf traditionelle Männlichkeitskonzepte und deren Stärkung zu verzeichnen. Das Forschungsprojekt nimmt diese widersprüchlichen Tendenzen in den Blick mit dem Ziel, Visualisierungen phallischer und post-phallischer Maskulinität in der Kunst im Kontext der kulturhistorischen und geschlechterpolitischen Dynamiken seit 1970 aus drei miteinander verzahnten Perspektiven zu diskutieren. In drei thematischen Schwerpunkten sollen erstens Reflexionen der vermeintlich genuinen Bindung zwischen männlicher künstlerischer Kreativität und Autorität sowie männlicher Sexualität seit 1970 vor dem Hintergrund queer-feministischer Kritik diskutiert werden. Zweitens werden (Re-)Visionen maskuliner Heldenfiguren im Kontext post-heroischer Gesellschaften seit 2001 fokussiert und drittens werden post-humane Neu-Konzeptionen von Männlichkeit am Beispiel technisch und biologisch modifizierter Männerkörper untersucht.

Im Rahmen des Forschungsprojekts (Förderdauer 2021–2023) sind drei Workshops angedacht, in denen die drei Schwerpunktthemen des Forschungsprojekts jeweils im Diskurs mit internationalen Expert*innen der Männlichkeiten- und Geschlechterforschung interdisziplinär beleuchtet und eine Vernetzung sowohl der Themenbereiche als auch der Akteurinnen im Forschungsfeld angestrebt werden. Im ersten Workshop, der für das Frühjahr 2022 geplant ist, sollen künstlerische Verfahren der 1970er- bis 1990er-Jahre diskutiert werden, die sich zwischen Dekonstruktion und Re-Etablierung der Verbindung zwischen Phallus und Penis bzw. phallischer Männlichkeit bewegen. Der zweite, noch zu terminierende Workshop behandelt in Anknüpfung an den ersten die zunehmende Gestalt- und Optimierbarkeit von männlichem Körper, Geschlecht und Sexualität seit den 1990er-Jahren und die sich darauf gründende Neukonzeption post-phallischer und queerer, aber auch das Wiedererstarken phallischer Männlichkeit. Ein dritter Workshop, der im zweiten Förderjahr angedacht ist, soll queere Männlichkeiten insbesondere in Bezug auf Werke der zeitgenössischen Kunst reflektieren, um anhand dessen die queere Aneignung männlicher Machtsymbolik zu untersuchen.

Kontakt und Information*Projektleitung:*

Prof. Dr. Anne Söll
Ruhr-Universität Bochum
Kunstgeschichtliches Institut
Universitätsstraße 150
44801 Bochum
aenne.soell@rub.de

Wissenschaftliche Mitarbeit:

Katharina Boje, M. A.
katharina.boje@rub.de

Maike Wagner, M. A.
maike.wagner@rub.de

Auf Basis der drei veranstalteten Workshops soll im dritten Förderjahr ein Sammelband mit ausgewählten Beiträgen der bei den Workshops behandelten Themen sowie Aufsätzen der Projektleiterin und -mitarbeiterinnen entstehen. Außerdem ist geplant, dass die beiden Projektmitarbeiterinnen Katharina Boje, M.A. und Maike Wagner, M. A., die zu den Themen des zweiten und dritten Forschungsschwerpunkts promovieren, basierend auf eigenen Forschungen sowie auf im Forschungsprojekt gemeinsam erarbeiteten Inhalten jeweils eine Monografie anfertigen. Dabei behandelt Katharina Bojes Dissertation das Thema „(Re-)Visionen von Maskulinität und Heldentum in post-heroischen Gesellschaften in der Kunst seit 2001“ und Maike Wagners Dissertation das Thema „Post-humane Konfigurationen von Männlichkeit – Modelle des maskulinen Cyborgs in der Kunst seit 1990“.

Alle Veranstaltungen des Forschungsprojekts werden entweder vor Ort in Bochum oder online stattfinden. Auf der Website des Kunstgeschichtlichen Instituts der Ruhr-Universität und des Marie Jahoda Centers for International Gender Studies können Sie sich über geplante Veranstaltungen informieren.

Weitere Informationen finden Sie unter:

<http://www.kunstgeschichte.ruhr-uni-bochum.de/forschung/index.html.de>

<https://mariejahodacenter.rub.de/ag-maennlichkeiten/>

Susanne Groth, Britt Dahmen, Sandra Staudenrausch

Qualifikationsstellen für Wissenschaftlerinnen mit Behinderungen an der Uni Köln

Die Uni Köln fördert über das Professorinnenprogramm III drei Qualifikationsstellen für Wissenschaftlerinnen mit Behinderungen. Damit greift sie eine bislang noch wenig adressierte Gruppe mit Blick auf Mehrfachdiskriminierung auf.

Die 2009 in Deutschland ratifizierte UN-Behindertenrechtskonvention stellt fest, dass Frauen mit Behinderung mehrfachen Diskriminierungen ausgesetzt sind. Eine aktuelle Studie der Aktion Mensch (2021) zeigt, dass Frauen mit Schwerbehinderung in Deutschland weniger gute Teilhabechancen auf dem Arbeitsmarkt haben. Verschiedene Studien haben aufgezeigt, dass Menschen mit Behinderungen im Wissenschaftssystem benachteiligt werden (Niehaus & Bauer 2013, Richter 2016; 2018, Bauer et al. 2018); zur Situation von Frauen mit Behinderungen im System Wissenschaft bzw. in der wissenschaftlichen Karriereentwicklung gibt es bislang noch keine bundesweiten Daten (Buwin 2021). Einzelne Hochschulen haben gleichwohl schon die Frage der Mehrfachdiskriminierung aufgegriffen, wie z. B. die Ruhr-Universität Bochum, die von 2017–2020 ein Mentoring-Programm für Nachwuchswissenschaftlerinnen mit Beeinträchtigung (Pferdekämper-Schmidt 2020) durchgeführt hat. Die Uni Köln war zudem beteiligt am Fachkolleg „Inklusion an Hochschulen – gendergerecht“ des Hildegardis-Vereins, das 2017–2020 Maßnahmen zur Verbesserung der Situation von Frauen mit Beeinträchtigung(en) an Hochschulen in Deutschland unterstützt und vernetzt hat.

Im Rahmen des Professorinnenprogramms III werden nun seit 2021 an der Uni Köln drei Qualifikationsstellen (50 % TVL E 13, Laufzeit 3 Jahre) für Wissenschaftlerinnen mit Behinderungen, kofinanziert durch die jeweiligen Fakultäten, gefördert.

Bewerben konnten sich sowohl Promotionsinteressierte als auch Postdoc-Kandidatinnen aller Fachbereiche, jeweils mit einer Forschungsskizze und einem Unterstützungsschreiben des aufnehmenden Arbeitsbereiches, das auch die Zusage eines Arbeitsplatzes enthält. Die aufnehmenden Arbeitsbereiche haben sich außerdem dazu verpflichtet, bei Einstellung der Bewerberinnen einen Eingliederungszuschuss bei der jeweils zuständigen Stelle zu beantragen (Jobcenter oder Bundesagentur für Arbeit am Wohnsitz der Arbeitnehmerin). Der Eingliederungszuschuss muss verwendet werden zur Finanzierung von Weiterbildungen, Unterstützungsmöglichkeiten oder Entlastungen der Bewerberin (z. B. durch Stundenerhöhungen).

Durch die Maßnahme werden u. a. zwei Promovendinnen gefördert: An der Medizinischen Fakultät untersucht Pauline Burkhardt in ihrer Promotion den Einfluss der Hörgeräteversorgung auf die Hör- und Sprachverarbeitung bei Kindern und Erwachsenen mithilfe von objektiven Testverfahren. Kathrin Lemler forscht an der Humanwissenschaftlichen Fakultät zu sozialen Teilhabebedarfen von Menschen ohne Lautsprache mit komplexen Kommunikationshilfen.

Im Rahmen des Aktionsplan Inklusion (2020–2024) werden kontinuierlich Verbesserungen der Rahmenbedingungen für Wissenschaftler*innen mit Behinderungen an der Universität zu Köln angestrebt. Hierbei fließen auch Erkenntnisse des bundeweiten Projekts PROMI – Promotion Inklusive ein, welches von der Universität zu Köln geleitet wird.

Kontakt und Information

Susanne Groth, M. A.
Universität zu Köln
Referat Gender & Diversity
Management
Eckertstraße 4
50931 Köln
Tel.: (0221) 470 8394
s.groth@verw.uni-koeln.de
<https://gedim.uni-koeln.de>
<https://vielfalt.uni-koeln.de>

Mirjam Faissner, Regina Müller, Merle Weßel, Isabella Marcinski, Kris Vera Hartmann

Gründung einer Arbeitsgruppe in der Akademie für Ethik in der Medizin

AG „Feministische Perspektiven in der Medizin- und Bioethik“

In den internationalen Bioethik-Debatten sind feministische Perspektiven mittlerweile fest verankert. Wird der Blick auf die deutschsprachigen Medizinethik-Diskussionen gerichtet, finden sich feministische Perspektiven wenig bis gar nicht. Allerdings zeigen die internationalen Diskurse in der Care-Ethik, feministisch-ethische Betrachtungen von Reproduktionsfragen oder auch feministische Perspektiven zu Gerechtigkeit, dass ein feministischer Blickwinkel auf medizin- und bioethische Themen neue Impulse setzen kann. Die neu gegründete AG möchte feministische Perspektiven in der Medizin- und Bioethik adressieren und diese Lücke im deutschsprachigen Raum schließen.

Die Ziele der AG sind es, herauszuarbeiten, was unter einer feministischen Medizinethik verstanden werden kann, feministisch-medizinethische Themenfelder abzustecken und sichtbar zu machen, Kompetenzen zu bündeln und Personen, die in diesem Themenfeld arbeiten, zusammenzubringen. Feministische Perspektiven sollen dabei nicht nur mit Blick auf medizin- und bioethische Forschung, sondern auch mit Blick auf die Ethik-Lehre adressiert werden.

Die AG soll sich regulär dreimal im Jahr treffen: einmal im Herbst im Umfeld der AEM-Jahrestagung, zusätzlich zweimal online. Interessent_innen sind eingeladen, sich bei Regina Müller (regina.mueller@uni-tuebingen.de) zu melden. Gründungmitglieder sind: Mirjam Faissner (Bochum), Regina Müller (Tübingen), Merle Weßel (Oldenburg), Isabella Marcinski (Berlin/Göttingen), Kris Vera Hartmann (Heidelberg).

Kontakt und Information

Dr. med. Mirjam Faissner, M. A.
Ruhr-Universität Bochum
LWL-Universitätsklinikum
Klinik für Psychiatrie, Psycho-
therapie und Präventivmedizin
Arbeitsgruppe Ethik in der
Psychiatrie
BMBF-Forschungsgruppe
SALUS
Alexandrinestraße 1–3
44791 Bochum
mirjam.faissner@ruhr-uni-bochum.de

Anna Kasten

Forschungsprojekt „Gendersensible Interventionen im Netz“

Zunehmende Digitalisierung schafft neue Möglichkeiten für die Entwicklung gendersensibler Interventionen Sozialer Arbeit. Gendersensible Interventionen sind zielgerichtetes, begründetes und theoriegeleitetes Eingreifen in die Vergeschlechtlichungsprozesse, die mit Dominanzverhältnissen, Machtasymmetrien und Ausschlussmechanismen verknüpft sind. Geschlecht und Sexualität als machtvollere Differenzierungskategorien wirken nie allein, sondern in Verbindung mit anderen Macht- und Differenzierungskategorien wie z. B. kulturelle oder soziale Zuschreibungen, körperliche oder psychische Fähigkeiten, Alter oder Religion. Unter Digitalisierung werden im Forschungsprojekt die Twitterbeiträge und -aktivitäten verschiedener sozialer Einrichtungen verstanden. Bisher ist kaum empirisch geklärt, inwiefern soziale Einrichtungen die Social-Media-Kanäle als Möglichkeit zur Entwicklung neuer Formen gendersensibler Interventionen auffassen und sie als solche nutzen.

Ziel der Studie ist, die Bedeutung, die soziale Einrichtungen der Nutzung von Social-Media-Kanälen zuschreiben, zu rekonstruieren. Des Weiteren werden Anforderungen ermittelt, die sich für das alltägliche berufliche Handeln der dort tätigen Fachkräfte ergeben, um gendersensible Interventionsformen zu entwickeln. Daraus lassen sich folgende Fragen ableiten: Welche Bedeutung hat das Twittern für eine Einrichtung? Wie kommt es dazu, dass eine Einrichtung twittert? Wie läuft das Twittern in einer Einrichtung ab? Welche Profession verfügt über die ausreichende Expertise für das Twittern innerhalb eines Teams? Worin bestehen die Twitteraktivitäten? Welche Bedeutung wird den Follower*innen beigemessen? Wer wird als Zielgruppe der Twitteraktivitäten anvisiert? Was ist der Inhalt eines Tweets? Welche Handlungsbedarfe erkennen/identifizieren soziale Einrichtungen im Netz? Welche Funktionen

von Twitter werden genutzt und mit welchen Strategien werden sie eingesetzt? Mit welchen technischen und personellen Ressourcen sind soziale Organisationen ausgestattet, um Interventionen im Netz vorzunehmen? Wie wird die Twitternutzung begründet?

Bei dem Forschungsprojekt handelt es sich um eine empirisch qualitative Studie. Als Datenerhebungsmethoden werden das Expert*inneninterview und die Gruppendiskussion herangezogen. Ergänzend werden in der Analyse vor allem Konzeption und Leitbilder gendersensibel wirkender Einrichtungen Sozialer Arbeit sowie deren Twitteraktivitäten und -beiträge berücksichtigt. Die Daten werden mit der Grounded Theorie nach Kathy Charmaz ausgewertet. Das Forschungsprojekt ist angesiedelt an der Schnittstelle von Geschlechter-, Digitalisierungs- und Professionsforschung.

Im ersten Schritt wurden in Anlehnung an die Forschungsliteratur Indikatoren festgelegt, mit deren Hilfe sich bestimmen lässt, welche Einrichtung als gendersensibel gelten können. Zu den Indikatoren gehören u. a. Kritik an Geschlecht/Sexualität als Macht- und Differenzierungskategorien, Interdependenz z. B. mit Rassismus- oder Klassismuskritik oder Diskriminierungskritik. Diese Indikatorenliste wurde um weitere Schlagwörter wie z. B. Heteronormativitätskritik, feministische Mädchen*arbeit, kritische Jungen*arbeit sowie Dominanzverhältnisse im Zuge der Auswertung der Leitbilder und der evtl. auf der Homepage der sozialen Einrichtungen vorhandenen Konzepte erweitert. Insgesamt wurden 16 Fachkräfte aus sozialen Einrichtungen interviewt, die in diesen Einrichtungen für Social-Media-Kanäle zuständig sind. Die sozialen Einrichtungen wirken zu Themen wie z. B. Gewalt, politische Bildung, Familie und kritische Jungen*arbeit. Im zweiten Schritt werden die Gruppendiskussionen durchgeführt, um herauszuarbeiten, wie soziale Einrichtungen gendersensible Interventionen als Gegenstand des professionellen Handelns konstruieren.

Ursprünglich war es im Rahmen des Forschungsprojektes angestrebt, ausschließlich Sozialarbeitende zu interviewen. Im Rahmen der Untersuchung hat sich herausgestellt, dass es kaum Sozialarbeiter*innen gibt, die in den sozialen Einrichtungen für Social-Media-Kanäle zuständig sind. Aus den Erkenntnissen der Untersuchung lassen sich jedoch Handlungsempfehlungen für Qualifizierungsformate von Sozialarbeitenden ableiten, die in ihrem beruflichen Handeln soziale Medien nutzen und gendersensible Interventionen in ihren Wirkungsbereichen – sei es in kleinen Einrichtungen oder auch in großen Wohlfahrtsverbänden – entwickeln wollen.

Das Projekt wird von Prof.in Dr.in Anna Kasten geleitet. Die Laufzeit geht von April 2020 bis April 2022. Das Projekt wird durch Forschungsgelder der EAH gefördert.

Weitere Informationen: <https://www.sw.eah-jena.de/fachbereich/personen/lehrende/anna-kasten/forschungsprojekt/projekt-gendersensible-interventionen-im-netz/>

Kontakt und Information

Prof.in Dr.in Anna Kasten
Ernst-Abbe-Hochschule Jena
Carl-Zeiss-Promenade 2
07745 Jena
anna.kasten@eah-jena.de

Veröffentlichung zum Projekt:

Kasten, Anna (2021): Retweeten genügt? Queer_Feministische Interventionen Sozialer Arbeit auf Twitter, in: Freier, Carolin; König, Joachim; Manzeschke, Arne; Städtler-Mach, Barbara (Hrsg.): Gegenwart und Zukunft sozialer Dienstleistungsarbeit. Wiesbaden: Springer, S. 241–254.

Bettina Franzke

Genderkompetenz in der öffentlichen Verwaltung. Definition und Umsetzung am Beispiel der beschäftigungsorientierten Beratung

Es werden im folgenden Beitrag die Implikationen der Gender-Mainstreaming-Strategie für die öffentliche Verwaltung dargestellt. Am Beispiel der beschäftigungsorientierten Beratung und Integration wird aufgezeigt, weshalb gleichstellungsorientiertes Denken und Verhalten bei den Fach- und Führungskräften sinnvoll und notwendig ist. Ferner wird Genderkompetenz im Handlungskontext Jobcenter definiert: Erfolgreiche Integrationen sowie die nachhaltige Förderung von Chancengleichheit am Arbeitsmarkt beinhalten den Mut zur Störung eingefahrener Systeme und zu Problemlösungen frei von Klischees. Es werden Instrumente vorgestellt, wie die Bereitschaft zum gleichstellungsorientierten Denken und Handeln in der Personalauswahl festgestellt und über Gendertrainings ausgebaut werden kann. Darüber hinaus wird die Rolle von Führungskräften bei der Förderung von Genderkompetenz unterstrichen.

1 Gender Mainstreaming und Implikationen für die öffentliche Verwaltung

Staatliche Organisationen und so auch die öffentliche Verwaltung sind dem Gender Mainstreaming als Querschnittsstrategie verpflichtet. Gender Mainstreaming bedeutet, dass bei der Planung, Durchführung und Bewertung von Prozessen und Entscheidungen die unterschiedlichen Lebenswirklichkeiten von Frauen und Männern in den Blick genommen werden sollen (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2016). Gender Mainstreaming oder „Einbringen der Geschlechterfrage in den Hauptstrom“ hat das Ziel, „bei allen gesellschaftlichen und politischen Vorhaben die unterschiedlichen Auswirkungen auf die Lebenssituationen von Frauen und Männern grundsätzlich und systematisch zu berücksichtigen“, da es keine geschlechtsneutrale Wirklichkeit gibt (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2016).

Frauen und Männer sollen demnach in allen Bereichen des Lebens (z. B. im Beruf oder Gesundheitssystem) gleichermaßen teilhaben. Bestehende Benachteiligungen sollen abgebaut und von Zuschreibungen freie und selbstbestimmte Lebensgestaltungen ermöglicht werden. Der Gender-Mainstreaming-Ansatz ergibt sich sowohl aus internationalem Recht (z. B. Amsterdamer Vertrag vom 1. Mai 1999) als auch nationalem Verfassungsrecht (z. B. Grundgesetz, Bundesgleichstellungsgesetz).

Verwaltungsbeschäftigten auf Sachbearbeiter-ebene dürfte der Gender-Mainstreaming-Gedanke recht abstrakt anmuten. Die Betroffenen werden sich fragen, in welcher Weise sie bei der Bearbeitung von Anträgen oder der Bewilligung von Sozialleistungen Unterschiede zwischen Frauen und Männern machen sollten, da die Rechtsgrundlage bekanntlich für alle Personen die gleiche ist. In der Tat dürfte das Handeln nach Gender Mainstreaming stärker für Führungskräfte in der Verwaltung relevant sein: Sie sind es, die beispielsweise Städte umbauen, beschäftigungsorientierte Maßnahmen planen oder für die Aufenthaltsqualität im öffentlichen Raum sorgen – an Spielplätzen genauso wie um Mitternacht in einer Nebenstraße.

2 Genderkompetenz in der Verwaltung

Voraussetzung für erfolgreiches Gender Mainstreaming ist Genderkompetenz – die Fähigkeit von Personen, „bei ihren Aufgaben Genderaspekte zu erkennen und gleichstellungsorientiert zu bearbeiten“ (Genderkompetenzzentrum ohne Jahr). Dabei wird zwischen Wollen, Wissen und Können differenziert.

Das Wollen bezieht sich auf die Bereitschaft, gleichstellungsorientiert zu handeln, auf das Ziel der Gleichstellung hinzuarbeiten und einen Beitrag zur Umsetzung von Gender Mainstreaming zu leisten. Dies beinhaltet nach Auffassung des Genderkompetenzzentrums auch, potenziellen Diskriminierungen entgegenzuwirken und die

Bereitschaft, sich für Gleichstellung öffentlich einzusetzen.

Wissen bedeutet, Kenntnisse über die Lebensbedingungen von Frauen und Männern bzw. über die Wirkung von Geschlechternormen mit dem jeweiligen Fachwissen verknüpfen zu können. Genderwissen wird nach dem Genderkompetenzzentrum zu einem integralen Bestandteil von Fachwissen, wenn eine Person die Bedeutung von „Gender“ in seiner Komplexität verstanden hat.

Das Können bezieht sich auf die Umsetzung der Gender-Mainstreaming-Strategie. Das setzt unter anderem entsprechende Ressourcen sowie Fortbildungs- und Beratungsangebote im eigenen Arbeitskontext voraus. Es werden entsprechende Methoden und Instrumente angewendet, um die Arbeit gleichstellungsorientiert zu gestalten.

Nach Blickhäuser und Barga (2006) sollte Genderkompetenz um das Bewusstsein ergänzt werden, dass Geschlecht mit anderen Vielfaltsmerkmalen verknüpft sein kann, beispielsweise Alter, Migrationshintergrund, Gesundheitszustand oder sexuelle Identität. Somit ist Genderkompetenz ein Teilaspekt von Diversity-Kompetenz, definiert als „die Fähigkeit, in einer von vielfältigen Menschen bzw. Beschäftigten mit unterschiedlichen Lebens- und Arbeitssituationen geprägten Umgebung angemessen und erfolgreich handeln und kommunizieren zu können. Vielfältige Kompetenzen, Qualifikationen und Erfahrungen (...) werden (...) einbezogen. Unterschiedliche Lebenskonzepte, Lebens- und Arbeitssituationen werden (...) berücksichtigt“ (Stiftung „Mittelstand – Gesellschaft – Verantwortung“ 2019: 5).

Eine Person ist psychologisch betrachtet kompetent, wenn sie auf der Grundlage von Wissen, Fähigkeiten und Fertigkeiten die an sie in einer konkreten Situation gestellten Anforderungen erfüllen kann (in Anlehnung an Bundesinstitut für Berufsbildung 2020). Nach Erpenbeck (2014: 21) handelt es sich um Fähigkeiten einer Person zum selbstorganisierten, kreativen Handeln in für sie neuen Situationen. Kompetenzen bedeuten also, dass eine Person zu einer eigenständigen Problemlösung gelangt.

Fach- und Führungskräfte der öffentlichen Verwaltung sollten in ihrem jeweiligen Arbeitsgebiet über Genderkompetenz verfügen. Gender versteht sich dabei im Unterschied zum biologischen Geschlecht als das soziale, das heißt erworbene, gestaltbare und identitätsrelevante Geschlecht (Villa 2019: 23f.). Es schließt Verhaltenserwartungen und Eigenschaftszuschreibungen Anderer ein (Gildemeister/Hericks 2012: 189). Unterschiede zwischen Frauen und Männern werden „sozial hergestellt, mit Bedeutung versehen und

verfestigt“ (Gildemeister 2019: 410). „Doing Gender“ beschreibt, wie Geschlecht in Interaktionen hergestellt wird. Es wird „zu einem wichtigen sozialen Merkmal für Personen“ sowie in sozialen und beruflichen Praktiken (Solga/Pfahl 2009: 2).

Geschlecht ist eine weiterhin stark wirkende Kategorie, welche sich in vielen Bereichen des Lebens offenbart. Vorstellungen von Geschlecht werden unter anderem in Bildungsinstitutionen, Arbeitsmarktorganisationen und Unternehmen konstruiert. Aber auch im Handeln und Entscheiden öffentlicher Verwaltungen wird Geschlecht hergestellt. Gerade im Handlungsfeld der Jobcenter werden Lebensentwürfe bestätigt oder infrage gestellt.

3 Genderkompetenz in der beschäftigungsorientierten Beratung

Beschäftigungsorientierte Beratung und Integration sind nicht unabhängig von Geschlechterstereotypen, die Menschen aufgrund ihres Geschlechts weiblich oder männlich konnotierte Attribute zuweisen (Hannover/Wolter 2019: 201f.). Gesellschaftliche Rollenvorstellungen beeinflussen sowohl die Leistungsberechtigten als auch die Beratungsfachkräfte. Denn Beratungs- und Integrationsfachkräfte sind Teil der Gesellschaft, in der sie als Frau bzw. Mann sozialisiert worden sind. Insofern sind sie selbst nicht frei von geschlechtstypischen Prägungen. Es ist wichtig, eigene Rollenvorstellungen – ob bewusst oder unbewusst – zu erkennen und zu relativieren, damit diese nicht unreflektiert in Beratungsprozesse hineinwirken.

Merkmal und gleichzeitig Herausforderung gendersensibler Beratungen sind das Bewusstmachen und Hinterfragen von Genderaspekten und Rollenvorstellungen. Der Fachbegriff für die Möglichkeit, starre Vorstellungen über Frauen und Männer zu differenzieren oder aufzulösen, heißt „Undoing Gender“ (Metz-Göckel/Roloff ohne Jahr: 1). Hirschauer (2013: 159) spricht von der „Möglichkeit, das Geschlecht, das wir tun, zu verlassen“. Hierzu ist es erforderlich, sich die aus der Zuschreibung und Reproduktion von Geschlechterverhältnissen ergebenden Probleme bewusst zu machen und in eine Auseinandersetzung hierüber zu gehen.

In den Jobcentern treten oftmals die Folgen geschlechtsspezifischer Sozialisations- und Konstruktionserfahrungen auf: In der Beratung und im Leistungsbezug sind junge Menschen mit klischeebesetzten Berufswünschen sowie Kundinnen und Kunden anzutreffen, die auf traditionelle Lebensmodelle gehofft bzw. gebaut hatten,

die nunmehr jedoch nicht weiter funktionieren und (oder) keine eigene Existenzsicherung ermöglichen. Grundsätzlich können Menschen in Deutschland so leben, wie sie möchten. Wenn jedoch Lebensformen und Rollenvorstellungen von Einzelnen und Paaren in eine Situation münden, in der eine Abhängigkeit von staatlichen Leistungen besteht oder sich anbahnt, sieht der Gesetzgeber eine Revision von Rollen und Lebensweisen vor. Das Sozialgesetzbuch (SGB) II, das die Grundsicherung für Arbeitssuchende regelt, hat die Vermeidung, Reduktion oder Beendigung der Hilfebedürftigkeit zum Ziel. Entsprechend sind Integrationsfachkräfte in den Jobcentern gefordert, Lebenskonzepte und Lebensweisen zu hinterfragen und zu verändern, wenn dadurch der Leistungsbezug beendet oder reduziert werden kann. Das Private gewinnt somit an staatlicher Relevanz.

Die durch die Jobcenter geleistete Beratungsarbeit hat in solchen, alltäglichen Konstellationen zum Ziel, neue Lebenskonzepte und Erwerbsformen zu suchen und zu finden, die bislang außerhalb der Vorstellungswelt einer Frau, eines Mannes oder eines Paares lagen, die unvertraut sind und starke Betroffenheit auslösen. Beratungs- und Integrationsfachkräfte leisten dabei durch Beratung, Integration und Leistungsgewährung Unterstützung beim Aushalten und Bewältigen sogenannter Gender Troubles. Das als „Gender Trouble“ bezeichnete Phänomen (Butler 1991) bedeutet, dass Sozialisationserfahrungen, Geschlechterstereotype, Rollenmuster, Berufswünsche und Lebenslagen infrage gestellt oder aus Gendersicht beleuchtet werden. Oft gelingt dies über Perspektivenwechsel und -erweiterung, was anfangs mit Unbehagen, Verunsicherung und Irritation einhergehen kann, bevor neue Ankerpunkte gefunden werden.

Genderkompetenz zeigt sich bei Beratungs- und Integrationsfachkräften im SGB II unter anderem an den folgenden Haltungen, Wissensstrukturen, Fähigkeiten und Fertigkeiten (Franzke 2014: 44):

- Bereitschaft, sich mit Aspekten der Chancengleichheit von Frauen und Männern am Arbeitsmarkt auseinanderzusetzen
- Bereitschaft, eigene Rollenbilder und deren mögliche Auswirkungen auf Beratungssituationen zu reflektieren
- Bewusstsein für die Kategorie „Gender“ in der Beratung und Integration sowie deren Verbindung zu anderen Merkmalen (z. B. Migrationshintergrund)
- Wissen über Ungleichheiten von Frauen und Männern am Arbeitsmarkt
- Wissen über geschlechtsspezifische Lebenslagen

- Kompetenz bei der Verknüpfung von Lebenslagen mit spezifischen Anforderungen und Möglichkeiten des SGB II
- Fähigkeit zum Gestalten gendergerechter Beratungen und Problemlösungen: z. B. Hinterfragen traditioneller Lebenskonzepte, Förderung von Perspektivenwechsel bei der Suche nach neuen Lebensformen, Erweiterung des Berufswahlspektrums und klischeefreie Berufsorientierung.

Im Tätigkeits- und Kompetenzprofil, das die Bundesagentur für Arbeit für Arbeitsvermittlerinnen und Arbeitsvermittler (U25/Ü25) im Bereich SGB II formuliert hat, betrifft Genderkompetenz die Kernaufgabe bzw. die Verantwortlichkeit der Beratung und Integration von Arbeitnehmerkunden unter Berücksichtigung des individuellen Integrationsplanes. Hinsichtlich der Kompetenzanforderungen sind die Dimensionen „persönliche Beratung“ und „Kundenorientierung“ unter sozial-kommunikativer Kompetenz berührt. Überlegenswert wäre, ein eigenes Querschnittskriterium „Genderkompetenz“ unter Hinzuziehung der fachlich-methodischen Anforderungen im Tätigkeits- und Kompetenzprofil zu definieren.

Akteurinnen und Akteure in der beschäftigungsorientierten Beratung können sich zum Aufdecken, Aufgreifen und Bearbeiten von Genderaspekten an folgendem Dreischritt orientieren (Franzke 2014: 145):

Genderaspekte im Fall

- Was sind genderspezifische Besonderheiten in der Lebenslage, Erwerbsbiografie, in den beruflichen Vorstellungen sowie im Denken und Handeln der Person?
- Was ist ggf. gendertypisch (z. B. alleinerziehend sein als Frau), was genderuntypisch (z. B. als Frau Hauptverdienerin in einer Bedarfsgemeinschaft sein)?

Beratungsstrategien

- Welche Ziele haben die Beratung und Integration?
- Inwieweit berücksichtigen Sie in der Beratung Genderaspekte? Oder: Wie schaffen Sie es, einen Perspektivenwechsel anzuregen und zu ermutigen? Inwieweit erzeugen Sie Gender Troubles?
- Welche konkreten Schritte leiten Sie ein?

Fallstricke

- Was würde passieren, wenn Sie die Kategorie „Gender“ in der Beratung nicht berücksichtigen? Welche Folgen hätte dies für die Person und ihr weiteres Leben?

- Was wäre das Beste, das passieren könnte, wenn Ihre Strategie aufgeht?

Ein Leitfaden für gendersensible Beratungen sowie Fallanalysen nach diesem Schema finden sich bei Franzke (2014). Gendersensible Beratung schöpft dabei aus dem Spektrum existierender Beratungsmethodik und nutzt dieses zum Zwecke der Chancengleichheit. Eingesetzt werden u. a. Empathie, Feedback, das Herausarbeiten von Anteilen, Ermutigung, Information und Argumentation sowie systemische Techniken zur Perspektiverweiterung. Auch die im Abschnitt 5 zur Diagnostik von Genderkompetenz dargestellten Sachverhalte geben Einblick in die Eckpunkte gendersensibler Beratungen.

4 Argumente für Genderkompetenz in der beschäftigungsorientierten Beratung und Gegenbewegungen

Der Gesetzgeber hat im Sozialgesetzbuch II Bestimmungen mit Gender- und gleichstellungspolitischer Bedeutung aufgenommen. So ist nach § 1 Abs. 2 SGB II die Gleichstellung von Männern und Frauen als durchgängiges Prinzip zu verfolgen. Darüber hinaus sind Leistungen der Grundsicherung insbesondere darauf auszurichten, „dass geschlechtsspezifischen Nachteilen von erwerbsfähigen Leistungsberechtigten entgegengewirkt wird“ und die „spezifischen Lebensverhältnisse von erwerbsfähigen Leistungsberechtigten, die Kinder erziehen oder pflegebedürftige Angehörige betreuen, berücksichtigt werden“.

Nach § 16 Abs. 1 SGB II gilt der § 1 Abs. 2 SGB III Satz 4 entsprechend. Danach sollen „Leistungen der Arbeitsförderung insbesondere die berufliche Situation von Frauen verbessern, indem sie auf die Beseitigung bestehender Nachteile sowie auf die Überwindung eines geschlechtsspezifisch geprägten Ausbildungs- und Arbeitsmarktes hinwirken und Frauen mindestens entsprechend ihrem Anteil an den Arbeitslosen und ihrer relativen Betroffenheit von Arbeitslosigkeit gefördert werden“.

Die erwähnten Vorgaben werden im § 18e SGB II durch die gesetzliche Verankerung von Beauftragten für Chancengleichheit am Arbeitsmarkt flankiert. Ihre Aufgabe besteht unter anderem darin, die Jobcenter und deren Netzwerkpartner in Fragen der Gleichstellung, der Frauenförderung sowie der Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu beraten.

Das Erfordernis der zitierten gesetzlichen Vorgaben und arbeitsmarktpolitischen Strategien lässt sich aus den für Frauen und Männer unter-

schiedlichen Standorten am Arbeitsmarkt herleiten: Obwohl junge Menschen heutzutage überwiegend partnerschaftliche Lebensentwürfe verfolgen und alle Geschlechter formal gleiche Chancen haben, sind Frauen und Männer am Arbeitsmarkt sehr unterschiedlich platziert: Viele Frauen und Männer fokussieren sich auf wenige, als „geschlechtstypisch“ konnotierte Ausbildungsberufe und Studienfächer mit der Folge, dass Frauen – trotz gleicher und gleichwertiger Arbeit – weniger verdienen und sie häufiger geringfügig, beispielsweise in Minijobs, beschäftigt sind. Für die Vereinbarkeit von Beruf und Familie wird oft die Mutter in der Pflicht gesehen. Umgekehrt wird von Vätern bei Familiengründung erwartet, dass sie Vollzeit weiterarbeiten und die Mütter ihre Arbeitszeit reduzieren. Dies bedingt einerseits, dass viele Väter weniger Anteil an der Versorgung und Betreuung ihrer Kinder haben und dass andererseits ein Großteil der Mütter Aufstiegsmöglichkeiten und eine eigene Existenzsicherung im Alter einbüßen (s. z. B. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2017).

Es kann also festgehalten werden, dass Frauen und Männer zwar vom Gesetz her gleichgestellt sind, sie aber im Erwachsenenalter oft nicht so leben, wie sie sich das in jungen Jahren vorgestellt haben. Ihre persönlichen Lebenslagen und beruflichen Qualifikationen in der Erwerbsphase sind mit unterschiedlichen Chancen am Arbeitsmarkt verbunden. Vor allem die Berufswahl, der Übergang von der Ausbildung in den Beruf sowie die Geburt des ersten, spätestens des zweiten Kindes bilden maßgebliche Weichen im Leben der Menschen. Entscheidungen, die in diesen Lebensphasen getroffen werden, bzw. Lebensweisen, die hier entstehen, bestimmen in der Regel die Lebensqualität und finanziellen Ressourcen bis zum Lebensende. An diesen Eckpunkten gehen die Lebensrealitäten von Frauen und Männern oftmals auseinander mit großer Tragweite für das folgende Leben.

Darüber hinaus können Betriebe bei der Stellenausschreibung, Personalauswahl und -beschäftigung Frauen und Männern bzw. deren Qualifikationen, Biografien und Lebenssituationen klischeebesetzt begegnen, weshalb Gendersensibilität nicht nur in der Berufsorientierung und arbeitnehmerorientierten Vermittlung, sondern auch in der Beratung von Arbeitgebern von Bedeutung ist.

Bundesweit betrachtet, sind Frauen zwar seltener arbeitslos (Arbeitslosenquote 2018: 5,0 Prozent bei den Frauen, 5,4 Prozent bei den Männern), doch haben sie es schwerer, bei Arbeitslosigkeit in eine Beschäftigung zu-

rückzukehren (6,7 Prozent Abgangschancen bei den Frauen im Vergleich zu 8,0 Prozent bei den Männern). Trotzdem liegt in der Grundsicherung der Frauenanteil an den Maßnahmen zur Berufsorientierung und -ausbildung sowie bei der Aktivierung und beruflichen Eingliederung (z. B. Eingliederungszuschuss) in den meisten Jobcentern deutlich unter ihrem Anteil an den Arbeitslosen (Bundesagentur für Arbeit 2018).

Hinzu kommen Erkenntnisse darüber, dass Beratungs- und Integrationsfachkräfte zögern, verinnerlichte Rollenvorstellungen in Beratungsgesprächen zu verändern (Bähr et al. 2019). Sie scheuen davor zurück, sich in private Lebensweisen einzumischen, und betrachten dies mitunter als „Übertretung ihres Zuständigkeitsbereichs, wenn sie versuchen würden, normative Einstellungen der erwerbsfähigen Leistungsberechtigten zu verändern“ (Bähr et al. 2019: 6). So kommt es, dass Frauen in Bedarfsgemeinschaften mit einem betreuungsbedürftigen Kind oftmals weniger intensiv beraten werden und auf das Modell des männlichen Haupternährers gesetzt wird.

Ferner zeigt sich bei Fortbildungen in Arbeitsmarktinstitutionen, dass manche Fachkräfte das Thema Chancengleichheit auf Frauen und (oder) die Vereinbarkeit von Beruf und Familie reduzieren. In den zitierten Studien und Beobachtungen zeigen sich Tendenzen für fehlendes Wissen und begrenzte Sensibilität hinsichtlich der Chancengleichheit von Frauen und Männern, denen durch mehr Genderkompetenz in den Arbeitsmarktinstitutionen und bei den Integrationsfachkräften in den Jobcentern entgegen gewirkt werden sollte. Doch trotz eindeutiger gesetzlicher Basis und arbeitsmarktpolitischer Evidenz werden Bestrebungen nach Genderkompetenz gelegentlich abgewehrt bzw. zurückgewiesen.

Im Rahmen von Fortbildungen (Gendertrainings) zu Fragen der Chancengleichheit werden mitunter folgende Positionen und Bedenken geäußert:

- *„Ich mische mich nicht in private Lebensweisen ein.“*
Manche Fachkräfte lehnen es ab, traditionelle Rollen in Bedarfsgemeinschaften zu thematisieren mit dem Hinweis, dass sie nicht in die privaten Lebensweisen der Menschen eingreifen wollen.
- *„Das ist Genderwahn.“*
Einige Fachkräfte verweigern sich einer Auseinandersetzung mit Genderaspekten (z. B. über die geringere Beteiligung von Frauen an der Förderung). Sie sprechen von „Genderwahn“. Es kommt vor, dass sich Kolleginnen und Kollegen mit ihnen solidarisieren.

- *„Frauen und Männer sind rechtlich gleichgestellt, sie haben deshalb auch gleiche Chancen. Es gibt keine Benachteiligungen mehr.“*
Manche Fachkräfte behaupten, dass Frauen und Männer gleiche Chancen haben und sie sich nicht mit den unterschiedlichen Lebensweisen von Frauen und Männern in der Beratung beschäftigen müssen. Schließlich seien Frauen und Männer rechtlich gleichgestellt. Wenn Frauen und Männer unterschiedlich leben, sei es ihre Sache. Eine Beschäftigung mit Aspekten der Chancengleichheit sei unnötig.
- *„Biologie erklärt alles.“*
Einige Fachkräfte behaupten, dass Frauen und Männer von Natur aus grundlegend unterschiedlich seien. Sie würden daher unterschiedliche Interessen entwickeln und unterschiedliche Berufe wählen. Es läge in der Natur der Frau, die Kinder zu versorgen und einer Erwerbstätigkeit aus dem Weg zu gehen.

Diese Positionen verdeutlichen, dass eine Person die Chancen und Möglichkeiten von Genderkompetenz in der beschäftigungsorientierten Beratung (noch) nicht verstanden hat und sie teils von gesellschaftlichen Strömungen beeinflusst wird, die für komplexe Realitäten einfache Antworten parat halten.

Umso mehr sind Führungskräfte gefragt, bei den Beschäftigten ein Bewusstsein für Genderaspekte in der Beratung und für Ungleichheiten am Arbeitsmarkt und bei der Förderung zu schaffen und dieses ggf. einzufordern. Dabei können sie von Instrumenten der Personalauswahl und -entwicklung unterstützt werden.

5 Diagnostik von Genderkompetenz in der Personalauswahl

Ziel der Diagnostik von Genderkompetenz bei der Gewinnung von neuem Personal ist es, bei den Bewerberinnen und Bewerbern die Motivation zu erfassen, sich mit Aspekten der Chancengleichheit von Frauen und Männern am Arbeitsmarkt auseinanderzusetzen, gleichstellungsorientiert zu handeln und sich ggf. diesbezüglich weiterzubilden. Einstellungsvoraussetzung ist das Wollen. Nicht erwartet werden kann vollausgeprägte Genderkompetenz im Arbeitsfeld SGB II, zumal Wissen und Können nachschulbar sind (vgl. Abschnitt 6).

Genderkompetenz als Teilaspekt von Beratungskompetenz kann über Fallanalysen und die Beantwortung fallbezogener Fragen im Auswahlverfahren geprüft werden. Zwei Muster für die Arbeitsfelder der Beratung von über und unter

25-Jährigen im SGB II finden sich in den Kästen 1 und 2. Frage 1 ist die wichtigste, da in ihr die Motivation, sich mit Chancengleichheit, unterschiedlichen Lebensweisen und potenziellen Benachteiligungen auseinanderzusetzen, zum Tragen kommt. Fragen 2 und 3 können je nach Vorerfahrungen der Kandidatinnen und Kandidaten gestellt werden, ggf. können bei Frage 2 auch Mehrfachantworten zugelassen werden. Impulse zu Antworten auf die Fragen finden sich bei Franzke (2014).

Eine Integrationsfachkraft sollte also bereit sein, sich mit Aspekten der Chancengleichheit auseinanderzusetzen. Vor dem Hintergrund des für den öffentlichen Dienst verankerten Gender Mainstreamings wäre die Einstellung einer Person, die eine Auseinandersetzung mit Aspekten der Chancengleichheit grundsätzlich ablehnt, kritisch zu bewerten.

Kasten 1: Fallbeispiel zur Diagnostik von Genderkompetenz in der beschäftigungsorientierten Beratung, Vermittlung und Integration von über 25-Jährigen

Fallbeispiel: Ehepaar Weber

Das Ehepaar Weber hat zwei schulpflichtige Kinder im Alter von sechs und acht Jahren. Frau Weber ist 40 Jahre alt, Altenpflegehelferin und hat in den letzten Jahren Teilzeit (50 Prozent) gearbeitet. Ihr Mann ist Mitte 50, Frührentner und grundsätzlich fähig, Aufgaben in Haushalt und Familie wahrzunehmen. Da das Haushaltseinkommen nicht ausreicht, ergänzt Frau Weber ihr Gehalt mit Sozialleistungen.

Eine Nachfrage beim Arbeitgeber hat ergeben, dass er angesichts mehrerer unbesetzter Stellen im Pflegebereich das Vorhaben des Jobcenters unterstützt, dass Frau Weber ihre Teilzeit- auf eine Vollzeitstelle ausweitet.

Frau Weber wehrt diese Vorstellung mit der Begründung ab, sie wolle für ihre Kinder da sein. Bei einer Vollzeitstelle würde sie ihre Kinder nur noch selten sehen.

Fragen

1. Wie erklären Sie das Verhalten und die Reaktion von Frau Weber?

2. Welche Aussage trifft am ehesten Ihre Position? Begründen Sie diese.

- Frauen und Männer haben von Geburt an andere Eigenschaften. Es liegt in der Natur der Frauen, sich stärker um die Versorgung und Erziehung der Kinder zu kümmern. Das ist auch hier der Fall.
- Frauen und Männer sind rechtlich gleichgestellt. Sie haben deshalb auch gleiche Chancen. Wenn Frau Weber Teilzeit arbeiten will, werde ich das so akzeptieren. Das ist auch Ausdruck von Wertschätzung ihr gegenüber.
- Ich mische mich nicht in die privaten Lebensweisen der Menschen ein. Jede Person soll so leben, wie sie will.
- Ich bin bestrebt, Frau Weber zu motivieren, ihren Stellenumfang auszuweiten. Ich weiß allerdings nicht, wie ich das erreichen könnte.
- Ich bin bestrebt, Frau Weber zu motivieren, ihren Stellenumfang auszuweiten. Ich weiß auch, wie ich das erreichen kann.
- Frau Weber ist verpflichtet, ihre Stelle auszuweiten. Ich werde Druck auf sie ausüben und notfalls auch sanktionieren (d. h. die Leistungen kürzen).
- Ich habe andere Gedanken, und zwar ...

3. Wie würden Sie Frau Weber beraten?

4. Welche Chancen ergeben sich für die Familie Weber, wenn es gelingt, den Stellenumfang der Mutter auszuweiten? Welche Risiken sind damit verbunden, wenn dies nicht versucht wird?

Kasten 2: Fallbeispiel zur Diagnostik von Genderkompetenz in der beschäftigungsorientierten Beratung, Vermittlung und Integration von unter 25-Jährigen

Fallbeispiel: Alina

Alina lebt zusammen mit ihrer Mutter in einer Bedarfsgemeinschaft. Nach erfolgreichem Abschluss der Hauptschule sucht Alina einen Ausbildungsplatz. In Mathe, Chemie und Physik sind ihre Noten gut. Der ursprüngliche Berufswunsch von Alina war Friseurin.

Im Beratungsgespräch erfahren Sie, dass Alina den Schnuppertag in einem High-Tech-Unternehmen der Solarindustrie besuchte, bei dem sie technisch-gewerbliche Berufe kennenlernte. Die Leute und Tätigkeiten beschreibt Alina als „eigentlich recht interessant“. Das betreffende Unternehmen bietet in diesem Jahr besonders viele Ausbildungsstellen an und ist offen für die Beschäftigung von Hauptschülerinnen und Hauptschülern.

Doch Alina ist unsicher, ob sie wirklich eine Ausbildung zur Elektronikerin oder Mechatronikerin anstreben soll und hebt hervor: „Ich glaube, Elektronik ist doch nicht so mein Fall. Friseurin dagegen ist total trendy.“ Das behaupten auch ihre Freundinnen, die ebenfalls meinen, dass der Beruf gut zu Alina passen würde. In Sachen Mode und Stil habe sie schon immer einen guten Geschmack gehabt. Alina meint, dass, wenn es mit einer Friseurausbildung nicht klappt sollte, sie bereit wäre, auf Kosmetikerin auszuweichen.

Fragen

1. Wie erklären Sie die beruflichen Vorstellungen von Alina?

2. Welche Aussage trifft am ehesten Ihre Position? Begründen Sie diese.

- Frauen und Männer haben von Geburt an andere Eigenschaften. Es liegt in der Natur der Frau, Berufe mit Menschen auszuüben, während Männer grundsätzlich besser für technische Berufe geeignet sind. Das ist auch hier der Fall.
- In Deutschland gilt die freie Berufswahl. Wenn Alina Friseurin werden will, werde ich das bedingungslos unterstützen und nicht weiter hinterfragen. Das ist auch Ausdruck von Wertschätzung ihr gegenüber.
- Ich mische mich nicht in die persönlichen Vorstellungen der Menschen ein. Jede Person soll so leben, wie sie will.
- Ich bin bestrebt, das Berufswahlspektrum von Alina zu erweitern. Ich weiß allerdings nicht, wie ich das erreichen könnte.
- Ich bin bestrebt, das Berufswahlspektrum von Alina zu erweitern. Ich weiß auch, wie.
- Ich erkläre Alina, dass sie im Friseurberuf wenig verdienen wird. Das wird sie abschrecken.
- Ich habe andere Gedanken, und zwar ...

3. Wie würden Sie Alina beraten?

4. Welche Chancen ergeben sich für Alina, wenn es gelingt, ihr Berufswahlspektrum zu erweitern? Welche Risiken ergeben sich, wenn dies nicht versucht wird?

6 Training von Genderkompetenz in der Personalentwicklung

Genderkompetenz in dem beschriebenen Sinne ist lern- und trainierbar. Voraussetzung ist, dass die Betroffenen bereit sind, sich mit Begriffen, Prozessen und Themen der Chancengleichheit auseinanderzusetzen. Nur wer will, kann sich für

das Arbeitsfeld relevantes Wissen aneignen und handlungssicher werden.

Sogenannte Gendertrainings vermitteln die für Fach- und Führungskräftekräfte notwendige und hilfreiche Genderkompetenz. Die Teilnehmenden werden für die Kategorie „Gender“ in ihrem Handlungskontext sensibilisiert und erweitern ihre fachlichen Kompetenzen um genderbezo-

gene Sichtweisen. Die Notwendigkeit für entsprechende Schulungen ergibt sich zum einen aus dem gesetzlichen Auftrag der Chancengleichheit, zum anderen aus den unterschiedlichen Lebenslagen von Frauen und Männern sowie dem geringeren Anteil von Frauen bei den Integrationen und bei mehreren arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen. Das von den Integrationsfachkräften aus dem Studium und den beruflichen Vorerfahrungen mitgebrachte Wissen ist sehr heterogen. Die Betroffenen müssen befähigt werden, Haltungen und Wissen über Chancengleichheit auf die beschäftigungsorientierte Beratung und ihren Beratungsalltag zu transferieren.

Für das Arbeitsfeld der beschäftigungsorientierten Beratung und Integration verknüpfen eintägige Qualifizierungen die Vermittlung von Kenntnissen über Gender, Gender Mainstreaming, Doing Gender und Chancengleichheit am Arbeitsmarkt mit Sensibilisierungsübungen und der Bearbeitung praktischer Beispiele.

Inhalte von Gendertrainings können sein:

- Basiswissen über Gender und geschlechtsspezifische Sozialisation
- Sensibilisierung für Geschlechterstereotype sowie eigene Rollenvorstellungen und deren Auswirkungen auf das Denken und Handeln im Beruf
- Fakten über die Situation von Frauen und Männern am Arbeitsmarkt und in der Gesellschaft
- Chancen und Ziele gendersensibler Beratung
- Methoden und Techniken gendersensibler Beratung: z. B. Aufbrechen traditioneller Rollenvorstellungen bei der Klientel, höhere Beteiligung von Frauen bei Fördermaßnahmen, Umgang mit Gender Troubles in der Beratung, Argumentationstechniken, klischeefreie Berufs- und Studienwahl
- Erarbeitung von Handlungsstrategien für prototypische Fälle aus der Praxis

Managementseminare enthalten darüber hinaus Argumentationshilfen und andere Möglichkeiten, Genderkompetenz bei den Beschäftigten zu fördern.

Die Personalentwicklungsmaßnahmen haben ihr Ziel erreicht, wenn die Teilnehmenden verstanden haben, dass sich Geschlecht nicht nur und oft nicht vorrangig an biologischen Merkmalen festmacht. Häufig sind es sozial konstruierte Aspekte von Weiblichkeit und Männlichkeit, um die in Alltagssituationen und so auch im Beruf gehandelt wird. Wer welchen Beruf ergreift, wer in einer Partnerschaft die Blusen und Hemden bügelt oder welcher Elternteil sich bei Krankheit des Kindes kümmert, all das ist Ergebnis eines

Aushandlungsprozesses, in den mehr oder weniger soziale Erwartungen mit hineinspielen. Traditionelle Rollen und Geschlechterstereotype bieten in solchen Auseinandersetzungen vermeintlich Orientierung, führen jedoch oft nicht zu sinnvollen Problemlösungen, welche die betreffenden Menschen zu Zufriedenheit und einer eigenen Existenzsicherung führen.

Erfolgreiche Integrationen sowie die nachhaltige Förderung von Chancengleichheit am Arbeitsmarkt beinhalten den Mut zur Störung eingefahrener Systeme und zu Problemlösungen frei von Klischees.

7 Ausblick

Die wirtschaftlichen Folgen des Corona-Virus sind zum Zeitpunkt der Fertigstellung dieses Artikels noch nicht absehbar. Es zeigt sich aber, dass die Arbeitslosigkeit zumindest kurzfristig ansteigen wird. Die Institutionen der Arbeitsverwaltung sind stark damit beschäftigt, die Neuanträge auf Arbeitslosen- und Kurzarbeitergeld zu prüfen und zu bewilligen. Es ist zu befürchten, dass angesichts des erhöhten Arbeitsvolumens und der erschwerten Arbeitsbedingungen (Einschränkungen bei den persönlichen Beratungsangeboten, vermehrte telefonische und Online-Kommunikation etc.) das Thema Chancengleichheit als nebensächlich und bedeutungsarm angesehen wird. Gender Mainstreaming ist jedoch eine durchgängige Strategie, die keinesfalls auf wirtschaftlich gute Zeiten begrenzt ist. Genau jetzt wäre es wichtig, den Blick für geschlechtsspezifische Implikationen und Auswirkungen der Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie zu schärfen und Erkenntnisse daraus in die Arbeit im und nach dem Krisenmodus einfließen zu lassen.

Was Corona, die staatlichen Maßnahmen und Hilfspakete für die Lebensweisen von Frauen und Männern im Beruf und Alltag bedeuteten, dazu stehen der Erkenntnisgewinn und die Überlegungen noch am Anfang.

Literatur

- Bähr, Holger, Kirchmann, Andrea, Schafstädt, Christin, Sippli, Khira, Späth, Jochen & Boockmann, Bernhard (2019). Bei individueller Beratung und Vermittlung behalten Jobcenter auch den Haushalt im Blick. IAB-Kurzbericht 14/2019. Zugriff am 22.10.2020 unter <http://doku.iab.de/kurzber/2019/kb1419.pdf>.
- Blickhäuser, Angelika & Bargen, Henning von (2006). Mehr Qualität durch Gender-Kompe-

- tenz. Ein Wegweiser für Training und Beratung im Gender Mainstreaming. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer.
- Bundesagentur für Arbeit (2018). Die Arbeitsmarktsituation von Frauen und Männern 2018. Zugriff am 22.10.2020 unter <https://statistik.arbeitsagentur.de/Statischer-Content/Arbeitsmarktberichte/Personengruppen/generische-Publikationen/Frauen-Maenner-Arbeitsmarkt.pdf>.
 - Bundesinstitut für Berufsbildung (2020). Definition und Kontextualisierung des Kompetenzbegriffes. Zugriff am 22.10.2020 unter www.bibb.de/de/8570.php.
 - Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2016). Strategie „Gender Mainstreaming“. Zugriff am 22.10.2020 unter www.bmfsfj.de/bmfsfj/themen/gleichstellung/gleichstellung-und-teilhabe/strategie-gender-mainstreaming/strategie-gender-mainstreaming-80436?view=DEFAULT.
 - Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2017). Zweiter Gleichstellungsbericht der Bundesregierung. Zugriff am 22.10.2020 unter www.bmfsfj.de/blob/117916/7a2f8ecf6cbe805cc80edf7c4309b2bc/zweiter-gleichstellungsbericht-data.pdf.
 - Butler, Judith (1991). Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
 - Erpenbeck, John (2014). Stichwort: „Kompetenzen“. Zugriff am 22.10.2020 unter www.die-bonn.de/zeitschrift/32014/kompetenz-01.pdf.
 - Franzke, Bettina (2014). Genderaspekte in der beschäftigungsorientierten Beratung. Neue Entwicklungen im SGB II und SGB III. Bielefeld: Bertelsmann.
 - Genderkompetenzzentrum (o. J.). Gender Kompetenz. Zugriff am 22.10.2020 unter www.genderkompetenz.info/genderkompetenz-2003-2010/gender/genderkompetenz.html.
 - Gildemeister, Regine (2019). „Doing Gender: eine mikrotheoretische Annäherung an die Kategorie Geschlecht“. In Beate Kortendiek, Birgit Riegraf & Katja Sabisch (Hrsg.), Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung (S. 409–417). Wiesbaden: Springer.
 - Gildemeister, Regine & Hericks, Katja (2012). Geschlechtersoziologie – Theoretische Zugänge zu einer vertrackten Kategorie des Sozialen. München: Oldenbourg.
 - Hannover, Bettina & Wolter, Ilka (2019). Geschlechterstereotype: wie sie entstehen und sich auswirken. In Beate Kortendiek, Birgit Riegraf & Katja Sabisch (Hrsg.), Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung (S. 201–210). Wiesbaden: Springer.
 - Hirschauer, Stefan (2013). „Die Praxis der Geschlechter(in)differenz und ihre Infrastruktur.“ In J. Graf, K. Ideler & S. Klinger (Hrsg.), Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt: Theorie, Praxis, Perspektiven (S. 153–172). Leverkusen: Barbara Budrich.
 - Metz-Göckel, Sigrid & Roloff, Christine (o. J.). Genderkompetenz als Schlüsselqualifikation. Zugriff am 22.10.2020 unter <http://dimeb.informatik.uni-bremen.de/documents/artikel.-Metz-Goeckel.Genderkompetenz.pdf>.
 - Solga, Heike & Pfahl, Lisa (2009). Doing Gender im technisch-naturwissenschaftlichen Bereich. Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. Zugriff am 15.04.2020 unter <https://bibliothek.wzb.eu/pdf/2009/i09-502.pdf>.
 - Stiftung „Mittelstand – Gesellschaft – Verantwortung“ (2019). INQA-Check „Vielfaltskompetente Verwaltung“. Zugriff am 22.10.2020 unter www.inqa-check-vielfalt-verwaltung.de/check-vielfalt-verwaltung/daten/mittelstand/pdf/Check_Vielfaltskompetente_Verwaltung.pdf.
 - Villa, Paula-Irene (2019). Sex – Gender: „Ko-Konstitution statt Entgegensetzung“. In Beate Kortendiek, Birgit Riegraf & Katja Sabisch (Hrsg.), Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung (S. 23–33). Wiesbaden

Kontakt und Information

Prof. Dr. Bettina Franzke
Hochschule für Polizei und
öffentliche Verwaltung NRW
(HSPV NRW)
Abt. Köln
Professur für Interkulturelle
Kompetenzen und
Diversity-Management
bettina.franzke@hspv.nrw.de
www.professor-franzke.de

<https://doi.org/10.17185/duerpublico/74538>

Bita Behravan

Does Wearing Hijab Have any Effects on Social Routine Behaviours of Women Across Cultures? An Observational Study on Women in Germany and Iran



Left: Chador (complete Hijab), right: Hijab as a social obligation (photos: Bita Behravan).

1 Theoretical part

1.1 Introduction

In the recent decade, a lot of people from the middle east had sought refuge in Europe due to the non-convenient situation specially in the Middle East. A lot of asylums coming to Europe, are Muslims out of whom many are women who practice the Hijab. The cultural differences like freedom of clothing for women in Europe and feminist rights are the aspects that can bring changes in cognition and behaviour of the Muslim women. Aside from that there are now 1.8 Billion Muslims living around the globe and half of this number are women (Pew Research Center, 2017) and this large number is growing fast around the globe.

As an Iranian scientist who studied PhD in Germany, I noticed that there is a distance between the Hijabers and non-Hijabers when it comes to peer groups e.g. women with Hijab sat together in a class or at a student cafeteria.

The categorization of women into Hijabers and non-hijaber is not possible in Iran since wearing Hijab for women is a rule and not voluntarily. However, one can distinguish which women wear the Hijab just for the social obligation and

the women who wear the Hijab as a religious duty. Women who wear Hijab as a religious/traditional duty cover their hair completely and mostly wear Chador (it is a long [normally black] cloth that is worn on the head and this piece of cloth covers the whole body to the feet – see picture 1). However, women who do not wear Hijab as a religious duty and only because it is compulsory do not cover all their hair and show part of their hair and neck (picture 2).

Politics and social/governmental institutes support women with complete Hijab in Iran and encourage all women to wear the complete Hijab. As Shirazi (1993) explains, the politics about clothing that are based on Islamic rules in the middle east and specially in Iran, put women in the foreground. This means that women become the target for Islamic social symbols and have the duty to express their Islamic identity by wearing certain kind of cover; the Hijab.

The paper starts with describing the concept of Hijab and goes further to the motivations of wearing it with an eye on recent literature about the topic.

1.2 What is Hijab?

The term Hijab, when roughly translated means a partition, barrier, curtain or veil (Sheen et al., 2018). However, for Muslim women Hijab means to veil and to cover their heads as well as the whole body. Specifically, to hijab as a

verb means to cover the whole body except for the face, hands (till wrists) and feet (till ankles). The bodily cover of Muslim women is not supposed to be tight or anything that shows their bodily curves and feminine features. Hijab must be worn in front of all men except for brothers, fathers, husbands, father of husband, grandfathers, uncles, and children who are known as "Mahram". Rizvi (1992) mentions that the dress must be thick enough so as not to show the colour of skin or the shape of the body. It is necessary to remind our women folk that the purpose of hijab is not putting on any cloth but to hide the body. Transparent or thin clothes which reveal the colour of skin or shape of body are absolutely forbidden.

There are some rules for the clothing style of Muslim women as The Quran orders the women:

"And say unto the believing women that they cast down their gaze and guard their private parts, and they display not their 'Zinat' (adornment) except what becomes apparent of it; and they draw their 'Khumur' (head covers) over their 'Juyub' (neck-slits); and they display not their 'Zinat' except to their husbands, or their fathers, or the father of their husbands, or their brothers, or their sons, or the sons of their husbands, or their brothers, or their brother's sons, or their sister's sons, or their women or those whom their right hands possess, or the male servants void of sexual desires, or the children who have not yet attained the knowledge of women's secrets (or nakedness), and they should not strike their feet so that what they hide of their 'Zinat' becomes known; and turn you all unto Allah, O you believers, so that you may be successful." (Quran, 24:31).

According to a Hadeeth (a collection of traditions containing sayings of the prophet Muhammad) women who display their bodies will go to hell:

"...Their women will be dressed, yet naked; on their heads will be like the humps of lean camels; do curse them, for they are truly cursed." (Fataawa al-Shaykh Muhammad ibn 'Uthaymeen, 2/825)

Wearing Hijab (veiling) is a matter of debate by a lot of people like feminists, Muslims, and researchers. The topic of Hijab and the effects it can have on the women who wear it, along with the motivations of having Hijab have been and are being discussed in different settings and studies around the world. According to Ahmed:

'Western narrative says that the veil signified oppression, therefore those who called for its abandonment were feminists and those op-

posing its abandonment were anti-feminists' (Ahmed, 1992, p. 162).

Hijab can have its social effects, depending on its wearers, as Mahabir (2004) mentions, Hijab can limit, free women, and give power according to tradition, society and the women who wear it. It can limit women because, they do not have any choice of clothing and it frees women because, they do not need to dress up and look like the everyday fashion and trend that is advertised on Media.

In this study, the women with Hijab in Germany and women with complete Hijab (no hair shown) in Iran are named as Hijabers. The women without Hijab in Germany, and in Iran women who show parts of their hair are mentioned as non-Hijabers or non-followers.

1.3 Reasons to Veiling

Aside from being obliged to wear the Hijab due to Islamic rules, Muslim women can also have different individual and/or social reasons and motivations to wear the Hijab. There are a lot of research that had investigated the motivations of women who wear the Hijab in Islamic and non-Islamic countries (Sheen et al., 2018; Alkazi & Gonzales, 2018; Bhowon & Bundhoo, 2016). Some reasons for veiling are personal religious beliefs, religious liberty, acceptance as a 'good Muslim', reducing the impact of sexualized perception and protection from unwanted male gaze (Wing & Smith, 2005). This is in line with the verse in Quran (Quran, 24:31) that says believing women must lower their gaze and hide their beauty from men except for their husband, father, brothers, women and children who are not sexually mature yet. In another verse, it is said to Prophet Mohammed to tell his wives and daughters to wear the Hijab so that they won't be disturbed by men (Quran, 33:55)

Bhowon and Bundhoo (2016) discuss that there are the two main reasons for veiling. The first one is religious duty and the second is not to be focused on male attention and to earn respectful treatment. According to Moghadam (1994), many Muslim women seem to find their value, purpose and identity through the practice of religion since it deals with norms that are mainly about how to cover, move with and modify the body; Cash and Pruzinsky (2004) mention that the body itself is the main component of individuals' identity. Wearing a hijab emerges as a religious symbol and expresses the religious devotion of women. Here, religion puts individuals into a frame that is gender-based.

Regarding politics and whether the Governments of each society is secular or non-secular,

the motivation for wearing Hijab can be different. Wagner et al. (2012) state that the motivation for Hijab in Islamic countries (countries in which Muslims are the majority of the population) is different than the motivations of women who wear the Hijab in non-Islamic countries. In Islamic societies, mostly modesty and humbleness, trend and fashion, and being comfortable in public places where men are present is the main reason to do Hijab. According to Wagner et al. (2012), wearing the Hijab as majorities where the whole country is Muslim has little to do with religious reasons whereas in non-Islamic countries, the motivation for wearing the Hijab is showing the Islamic identity and obeying the rules of Islam itself. Honouring the family in traditional countries like Turkey is very vital and Muslim women must protect the honour by being obedient, decent and having proper Hijab (Glick et al., 2016). Hopkins and Greenwood (2013) have also mentioned that the motivation for wearing hijab can be the prevention of arousing lust in men. Some other researchers have also mentioned that many Muslim women wear the Hijab because of family pressures (Dwyer, 1999) he also mentions that these family pressures come from the honour culture among Islamic families that consider men as guardians of women. Men also have the duty to censor the femininity of women in their families.

It is also said in Sura Al-Nisa of Quran that men are the protectors and maintainers of women because Allah has made one of them excel over the other and also because they spend their possessions to protect. Thus, righteous women are obedient and guard the rights of men in their absence under Allah's protection. (see Qur'an, al-Nisa, 4:34; translation by Ali, 1934, p. 64; cited in Anwar 2006, p.18).

With knowledge about the concept of Hijab, we understand that not only Hijab is a piece of cloth to covers women's bodies but also a symbolic reminder for women to behave as they have been ordered by Quran or other Hadiths in Islam.

1.4 Behaviours associated with Veiling

Wearing Hijab is one aspect of conforming to rules of religion, tradition, society, etc. The concept of Hijab can also tell us more about the behaviors expected from women. Namely, celibacy before marriage, obedience from males who are either the fathers, uncles, brothers or husband and a rather passive behavior that does not attract attention (decency) in public specifically where men are present.

Regardless of religion, a lot of social norms are related to how people represent and behave with their bodies. Nearly all interpersonal behaviors of

human beings including body-related behaviors in a social context which involve mutual influence processes which are directed by interactions within face-to-face situations in smaller social units as well as direct or indirect interactions specially in bigger social units namely the whole society (Forgas & Williams, 2001). This is also the case with Hijab; all in all, women in Islam are supposed to be modest, have certain behaviours that do not attract attention e.g. speaking with a rather lower voice and not speaking in a way that might be pleasing for men. This is in accordance with the Quran:

"If you fear Allah, then do not be soft in speech [to men], lest he in whose heart is disease should covet, but speak with appropriate speech" (Quran, 33:32).

This sentence in Quran, tells the reader that some men are ill-willed and that's why women should always cover themselves.

Regardless of Hijab, the social psychology of dress is concerned with how an individual's dress affects the behaviour of self as well as the behaviour of others toward the self (Johnson & Lennon, 2014). Hijab is also a clothing that can be studied in a social psychological aspect.

1.5 Hijab and Identity

Using the theory of social identity of Tajfel (1981) as a theoretical background, social identity is part of the self-concept of an individual, which is formed through the membership to a social group and their standards, values as well as the emotional significance of this group.

Important aspects of social identity are the ethnic/religious identities (Jasperse, Ward, & Jose, 2011). At that, important components of identity can be highlighted: self-identification, sense of belonging, in-group attitudes, centrality, which have relevance for all groups, and recently, involvement, which is group specific and defined in terms of behavioural practices. Specific practices exist in behavioural aspects of identity, which can be private or public. Differences between one religious identity and another become discernible through practices. Based on Droogsma (2007), the 'tangible marker of differences' in the Western context, to distinguish Muslims and non-Muslim women is the practice of wearing the hijab; something that separates the Islamic and non-Islamic women and bolds the differences between them.

The most obvious marker of Muslim identity is the veil. When analyzing identity related behaviour, it is obvious that members of a group have specific attributes to challenge out-group stereotypes to in-group (Hopkins & Kahani-Hopkins, 2004;

Klein & Azzi, 2001), or publicly present their social identity to enable group behavior of others or to consolidate their own group membership.

2 Research Questions

The following research questions will be investigated in this study. The reason to do this observation is to first observe and compare the routine behaviours of women with and without Hijab following the research question:

1. Are there any differences in everyday socializing and outer behavioural routines of the followers and non-followers? Or does wearing Hijab (following the belief-system) have significant effects on outer behaviour and routines of women?
2. Do hijabers differ in the intensity to conforming?
3. Are there any visible social behavior differences among women with and without Hijab in a social context?
4. Is there a difference between the effectiveness of different social environments on wearing the Hijab in secular? Non-secular societies?
5. Are there traces of modified ways of covering among Hijabers?
6. Does wearing Hijab create in-group out-group bias for followers?

3 Methodology

3.1 Observation for data collection

The observation method is a covert observation which means that researchers record the group's activities without the knowledge of the group. It will help researchers to see how groups organize themselves by race, sex, and religion, for example by sitting in a corner of a lunchroom and observing how they even choose their seats (Forsyth, 2014, p. 35).

The reason to choose observation as the first method for this study is that according to Patton (2015), the first-order purpose of observational data is to describe in depth and detail the setting that was observed, the activities that took place in that setting, the people who participated in activities, the meanings of what was observed from the perspectives of those observed. The descriptions should be factual, accurate and thorough. Baumeister, Vohs, and Funder (2007) argue that studying the human behaviour specially in the field of personality and social psychology is mostly limited to self-report ques-

tionnaires, which normally ask individuals about their inner states such as what they think, or why they do what they do; he then concludes that the self-reports of individuals are not always the same as what they do, and hence not necessarily accurate.

Naturalistic observations take place in the field. It is a circumstance of being in or around an ongoing social setting for the purpose of making a qualitative analysis of that setting.

Patton mentions that firsthand experience with a setting allows the inquirer to be open and discovery oriented, observing the routines might show the observer some unaware reactions or behaviours of the people that might be different when they are asked in an interview (Patton, 2005, p. 333). Limitations of interview like selective perception of participants, self-censorship, and tendency to impress the interviewer do not exist in the observation. Therefore, conducting a direct observation is needed in this study as the topic is a sensitive one. Here, in the observational part, the impact of wearing Hijab on outer behaviour will be observed. Observing the "possible" differences in social behaviours among Hijab wearers and non-wearers is the aim of this observation.

Considering the advantages of observations in social psychological studies, the observation is covert and took place in public places which are: university campus, shopping malls, cafes and restaurants where women could be observed in groups.

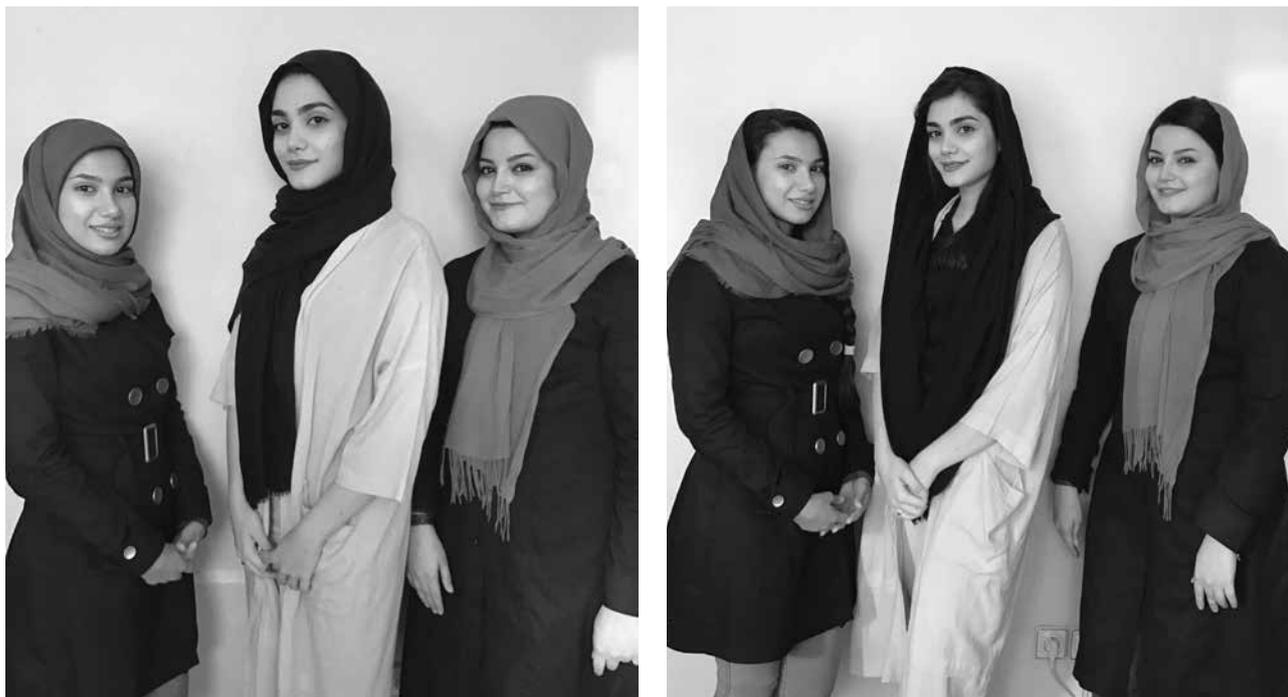
3.2 Ethics

This study is dispensed with informing the observed individuals. According to APA ethic codes for research (Godwin, 2009), there is no need for asking for permission in order to conduct anonymous questionnaires, naturalistic observations, or archival research for which disclosure of responses would not place participants at risk of criminal or civil liability or damage their financial standing, employability, or reputation and confidentiality is protected.

3.3 The site

In Germany, the site to do the observation was at three different cafeterias of the Duisburg-Essen university at campus Essen, the library, and the entrance halls of different faculties at the campus, as well as public transportations like buses, trains and trams, cafes, restaurants, shopping centres and playgrounds.

The observation in Iran was done in public places like bazars, public transportation, restaurants and cafes.



Different methods of wearing Hijab in Iran (photo: Bitra Behravan).

3.4 Design

A manual for observing the appearance (clothing and make up) and visible social behaviours (e.g. way of walking, tone of speech with members of group etc.) was prepared after a 3 day pilot observation. Two observers sat in public places and note down the behaviours that could be observed. This manual was prepared to classify the observed behaviours into different categories so that all target behaviours could be noted down by observers.

The Observation in Germany was done for about 80–90 hours in a period of three weeks during the day time, using the help of a psychology graduate as a co-observer. Having a co-observer can also lessen the bias of the observer and increase the inter-observer reliability that is measured by the percentages of times that the observers agree on a specific behaviour (Godwin, 2009). The same observation happened in Iran for 67 hours and without an assistant.

3.5 Sample and Setting

The sample in Germany was chosen from two different groups of females ($N = 119$) including non-European looking women without Hijab ($N = 52$) and women non-European with Hijab ($N = 67$). The age range for the sample is not specified due to the conditions of naturalistic observation where there is no intervention of researcher to interfere in the natural behaviour of participants and also since the observation is a covert one.

The total sample in Iran ($N = 69$) was chosen from two different groups who were followers ($N = 41$) and non-followers ($N = 28$). One important aspect that should be considered is that due to the obligation of Hijab wearing in Iran, all the women wear the Hijab. To distinguish the followers and non-followers “the method of wearing Hijab” among Iranian women was considered. The difference between veiling in Iran is already mentioned above.

A situation sampling was chosen to do this study. According to Shaughnessy and Zechmeister situation sampling for observational studies involves observing the behaviour in as many different locations and under as many different circumstances and conditions as possible (Shaughnessy, Zechmeister, & Zechmeister, 2012, p. 96). By using situation sampling the results will not be limited to specific conditions and because of diversity of subjects, the generality of findings will be greater.

3.5.1 Possible errors in sampling process

The sampling however, has some errors in it. The target women as mentioned above were women with non-European roots mainly from countries like Turkey, Arabic origin countries, etc. In order to recognize these women especially the ones without Hijab, the sampling could not be precise. Since these women were observed in groups, the criteria to categorize them was that they spoke with either Turkish or Arabic language in between their talks.

It is also true that most of the Iranian population are Muslims and less than 1 % of the population have a religion other than Islam (U.S. Central Intelligence Agency (2008-04-15).

3.5.2 Conformity and non-conformity to Hijab in Iranian society

There are different ways to wear Hijab in Iran, if women are covering their hair completely or wearing Chador (the long black cover) it can show that they are wearing the Hijab in order to fulfil their task as Muslim women (Hijab as a symbol of decency and conformity). However, if women are wearing Hijab in a way that parts of their hair and neck is visible it can show that this is only due to obeying the rules of the current political government. Picture 3 can show the difference between two methods of wearing Hijab in Iran.

The picture on the left shows the complete Hijab and the picture on the right shows a sign of non-conformity. When parts of hair and neck are shown, it can show that wearing Hijab is only to obey the political rules.

The assumption is that the women with Hijab are more constraint and closed in the social environment and show more passive and conservative behaviours which can later determine their extreme resistance to change. They are probably closed and judgmental toward the non-followers which can determine their tendency to dislike and judge the non-followers. Hence, the social freedom that the followers have is less than non-followers.

Since modest behaviour is expected from women with Hijab, I assume that these women would have an overall extended shyness than the non-wearers of Hijab hence, they talk more quietly, laugh less and more quietly, use less make-up and any beauty enhancement methods on their faces, use neutral and less bright colours compared to women who do not wear Hijab.

The selection of peer groups can also say a lot about the flexibility and openness of the two groups. The heterogeneity of the groups when they include only Hijab wearers or when they include only women can also tell about Hijab wearers 'openness toward non-followers'. The development of observation categories is explained in the footnote.¹

4 Detailed Interpretations of the Results

Do followers differ in the intensity of conforming? If yes, why? The followers differed in the intensity of conforming. However, the results did not show any significant difference between

the severity of conformity. There were generally 6 people seen in Germany who had Hijab but along with tight clothes, heavy make-up and a visible neck who were looking attractive and were gaining attention which maybe was because of the paradox. This paradox is known informally as Hijab for Allah and other clothing parts for Abdullah that means the head is covered but other parts are seen. This can be explained by different reasons like the pressure of the family (Dwyer, 1999), or fashion and the desire to look trendy as Wagner et al. (2012) state. In this case we can see that at least for some followers, wearing Hijab is only at the level of conformity, because just the head-scarf is not what is expected from Muslim women but also long and loose clothes, which are not worn by many Hijabers in Germany. Commodification as described by Shirazi (2010), is a turning of idea, belief, or point of view for the purpose of profit which is in line with the level of conformity described by Kelman (1958), when the individual brings changes in the outer behaviour to mingle and to benefit from it and as he describes when a behaviour is accumulated, learned or accepted on the compliance level, the probability of modifying or changing the target behaviour will increase because the acceptance of the behaviour or concept had been only on the surface and not internalized. The fact that some Hijabers only have their Head-scarf out of the whole clothing rules can show us that maybe if there were no pressure from family or other different social groups, these specific group of Hijabers might take their head-scarfs off.

Are there any outer behavioral differences among followers and non-followers in a social context? This question was investigated by the observable behaviors that were detected such as fluency of movement. There was a significant difference between Hijabers and non-Hijabers in both countries regarding behavioral differences. The Hijabers tended to have more fluency in their movements. They were more careful with the movements of their hands and legs. Very quick changes of bodily gestures were almost not seen among Hijabers. These fluent movements and the smoothness of gestures looked almost like the Victorian era noble women who practiced their gestures as a duty.

Being a woman automatically puts responsibilities specially on Muslim women to be careful with their behavior in public. Sentences like "A woman should act like a lady" is a sentence that is heard in many societies within families specially within traditional societies.

Nasser (1997) states that the hijab 'sends a public message, about the wearer and about the re-

¹ After a pilot observation of women, the observable target behaviours were determined, e.g., bodily gestures like way of walking, talking as well as the clothing, make-up etc. Social behaviours like laughter, loudness of speech etc., were chosen because according to Stacey (2012): "Haya" is a natural and inherent shyness and a sense of modesty that contracts with laughing loud or speaking loud, and Muslim women are ordered to have the Haya.

relationship between the wearer and the potential viewer' (1997, p. 409). Wearing the hijab motivates women to observe their behavior and realize their religious identity and avoid unwanted behavior. Consequently, the Hijab can be utilized as an instrument of behavioral self-monitoring and self-awareness, which expresses their religious beliefs and identity. This difference was seen in observations and is in line with Nasser's statements.

Is there a difference between the effectiveness of social environments regarding politics (secular and non-secular societies) on wearing the Hijab? The Hijabers were different compared to non-Hijabers in two countries. Having a friendly behavior toward the group along with having a positive or negative tone, differed in two countries. Iranian Hijabers were less friendly, and had a less positive tone compared to their counterparts in Germany. This could be the effects of politics on women. The Hijabers are a majority in Iran and wearing a complete Hijab like Chador is encouraged in the whole society (from Billboards to TV advertisements). In Germany, this is not the case and Hijabers are the minority. According to Forsyth (2014), the minority needs to have qualities to be able to attract the majority. This can be said that Hijabers being more friendly and positive in Germany can be a result of being a minority in this country. If the minority wants to have a good reputation, they need to have a proper facade and in this case of being friendly and positive as a Muslim.

Are there any traces of modified ways of covering among followers? Why? The traces of modifying the Hijab rules was seen among the Hjabers in Germany but not in Iran. These traces were wearing short jackets, make-up and wearing above ankle trousers were chosen. In Germany, the non-Hijabers tended to wear short jackets, have less make-up and wear longer trousers, however, there were followers who did the same. Looking really fashionable, wearing tight leggings or heavy make-up were also seen in followers in Germany. According to Prophet Mohammad, a woman is not allowed to make her clothes tight when she goes out of her home (Mohamadi-Eshtehardi, 2007). Since showing the ankle is not allowed in Islam, the reason behind wearing above ankle pants could show that the concept of Hijab is not accepted completely by such individuals. Modifying some Islamic rules, as it was mentioned in the first research question might be due to the possibility that the concept of Hijab was never internalized in these people or that they changed their internalized beliefs overtime, due to their peers or the secular society.

This modification of Hijab was not seen in Iranian Hjabers. The reason behind it can be the encouragement of politics on Hijab and the fact that the more a person covers herself as woman, the more she is appreciated as an obedient and responsible member of society. When a person modifies the Hijab, it is considered as being a non-follower in Iran. Compliance could be the level of conformity for Hijabers in Iran as well but since the politics motivates wearing complete Hijab, in other words when the politics as the power holder supports this issue, it will not be possible to say if Hijabers are complying or have internalized the concept of Hijab.

Does conforming to values in belief-systems create in-group outgroup bias for followers? We can realize that the peer groups were more homogenous (consisting of only followers or non-followers) in Iran. In Germany, 44 % of the observed women were co-existing in mixed and more open groups while in Iran only 23 % of the observed women were in mixed groups. The feelings of self-worth can be enhanced by stressing the group's superiority (Forsyth, 2014) and by identifying with the group, the feeling of belongingness can be stressed as well. The feeling of superiority can exist more in Iranian homogenous groups since being a follower is considered as a superiority. This is not the case in Germany, since tolerance and diversity is being encouraged within the society.

Another reason for having less ingroup bias in Germany can be explained by individualism in Germany and collectivism in Iran. As Forstyh (2014) explains, the collectivists tend to be trusting and caring for the ingroup members, but individualists consider their membership to have loose associations with any norms. As Hofstede, Hofstede and Minkove (2005) state, Iran is a collectivist and Germany is an individualist country and the openness of peer groups in Germany can be due to growing up in an individualistic country.

Groupthink (Janis, 1982) can also be another reason for Muslim women to choose their peers from the ones who look and think alike. This happens specially in cohesive groups and Janis states that these groups have suffer from close-mindedness, have pressures toward uniformity. It is noteworthy to mention that there is a Hadith of Prophet Mohammad: whoever, dress-up and modify her appearance like my enemies, is indeed my enemy as well (Sheikhottaefeh, 1986). Janis (1982) states that groupthink happens in political groups more often. Considering that Hijab is connected to politics in Iran, it is not surprising to see that groups are more homogenous in Iran than in Germany.

4.1 General Discussion

Some variables related to self-grooming such as: having make-up on, having visible ankle trousers (related to fashion and beauty), having painted or made nails were observed. A study by Sheen et al. (2018) was conducted to see the ratings of facial attractiveness by showing pictures of a woman with Hijab and no Hijab. 60 practicing Muslims between 17–24 years old were asked significantly different, they rated the picture without hijab as more attractive. It is when attractiveness of the face is perceived as a whole and hair and eras play an important role in this perception of beauty. A study by Author (2017) showed that Iranian and German women with no single exception claimed that beauty is important for women.

Regarding to the results of this study, women with Hijab in Iran and Germany differed significantly from women without Hijab regarding the variables that are related for example women with Hijab had much less make-up on in comparison to the ones without.

Although very interesting exceptions were seen during the observation such as women with Hijab with short and tight jackets and rather a lot of make-up, according to Hopkins & Greenwood (2013), Hijabers also want to show their Islamic identity, wearing tight clothes, having ankle free trousers in public places for Hijabers can also show us that only “the head cover” is for them a symbol for Islamic Identity.

In the end it is important to mention that Hijab is a strong collective identity symbol, that some Muslim women choose to practice it daily. When this collective identity is encouraged in general in a society, it can bring a division between the ones who practice it and the ones who do not. The female followers have the symbol of Islamic collective identity on their heads (Hijab) that distinguishes them in the first sight, carrying a symbol of social identity all the time, can bring limitations to express oneself, and consequently modified ways of covering are seen which only have one feature of the whole concept of Hijab, “the head scarf”. Fashion and trend is another aspect that is the case in some of Hijabers in Germany because the colorfulness of clothes was not different among followers and non-followers. There were a lot of Hijab women who wore colors like pink, gold, etc. This was not the case in Iran and again it can be rooted in politics because Chador is considered by Iranian government as “The Better Hijab” and its color is black.

5 Conclusion

Putting all the above together, it can be concluded that there could be a possibility that women in cover, like to be fashionable by wearing make-up and pretty colorful clothes and by being feminine but they are restricted by rules that they praise. This can show that despite what the women of Hijab say about not feeling any limitations, there might be still some hidden feelings of being limited among these women. It can also be concluded that since some Hijab wearers specially in Germany (a free land) tend to wear tight clothes that can clearly show their curves, using rather exotic colors like pink or red, they have probably been influenced by the rules of Hijab only on conformity level (Kelman, 2006). It means that for the sake of not being punished, not being ignored by the Muslim society, they wear the Hijab that is not very similar to what Quran suggests for women.

We can also conclude that since modesty and humbleness is a duty for Muslim women, behaviors which do not attract attention such as being more quiet, using less colorful clothes and less make-up, wearing longer clothes, and even using less accessories is seen in both countries among women who wear their Hijab.

It seems that women are the defenders of an Islamic identity specifically in Germany but on the other hand Hijab, is a symbol of obedience toward the policy and rules in Iran. It is highly condemned when a woman does not have a proper Hijab in Iran and this could be why the groups of women in Iran rather to choose members who are Hijab-wise alike. In other words, there is no need for an Iranian Hijaber to show her positivity and calmness because, the clothes that she has chosen are already approved by the policy in Iran. In Germany however, in order to show the majority that Hijabers are good, or an advertisement for Islam which says women of Hijab are the righteous ones, Hijabers should to some extent be more open, friendly, and even colorful than the Hijabers who are already considered as the praised majority.

Limitations of study

One important limitation was the sampling errors that were explained earlier. Another limitation for the study was the need to be really covert in observation that was impossible sometimes. It was hard to find a spot where would attract no attention in order to observe without problems. This was harder to do in Iran since studying about Hijab and its effect can be considered as taboo and can have consequences like being arrested or questioned by moral po-

lice, so the time to observe in a special spot had to be limited not to attract any suspicion in Iran.²

References

- Abrams, D., & Hogg, M. A. (Eds.). (1990). *Social identity theory: Constructive and critical advances*. New York, NY, US: Springer-Verlag Publishing.
- Ahmed, L. (1992). *Women and gender in Islam: Historical roots of a modern debate*. New Haven, CT: Yale University Press.
- Al-Kazi, L. A., & González, A. L. (2018). The veil you know: Individual and societal-level explanations for wearing the hijab in comparative perspective. *Social Compass*, 65(5), 566–590. <https://doi.org/10.1177/0037768618800414>
- Author (2017) The hidden dimension of cosmetic surgery among women: romantic recognition, *Advances in Social Science, Education and Humanities Research*, https://webofproceedings.org/proceedings_series/article/artId/1165.html#location. <https://10.25236/wchss.2017.07>
- Bhowon, U., & Bundhoo, H. (2016). Perceptions and Reasons for Veiling: A Qualitative Study. *Psychology and Developing Societies*, 28(1), 29–49. <https://doi.org/10.1177/0971333615622894>
- Baumeister, R. F., Vohs, K. D., & Funder, D. C. (2007). Psychology as the Science of Self-Reports and Finger Movements: Whatever Happened to Actual Behavior? *Perspectives on Psychological Science*, 2, 396–403.
- Bourdieu, P. (1984). *Distinction: A social critique of the judgement of taste*. London: Routledge & Kegan Paul.
- Droogsma, R. A. (2007). Redefining Hijab: American Muslim women's standpoints on veiling. *Journal of Applied Communication Research*, 35(3), 294–319. <http://dx.doi.org/10.1080/00909880701434299>
- Dwyer, C. (1999). Veiled meanings: Young British Muslim women and the negotiation of differences. *Gender, Place & Culture*, 6, 5–26.
- Forgas, J. P. & Williams, K. D. (2001). *Social influence: Direct and Indirect Processes*. Philadelphia: Taylor & Francis.
- Forsyth, D. R. (2014). *Group Dynamics* (6th ed). Boston: Cengage Learning.
- Glick, P., Sakalli-Uğurlu, N., Akbaş, G., Metin Orta, I., & Ceylan, S. (2016). Why do women endorse honor beliefs? Ambivalent sexism and religiosity as predictors. *Sex Roles*. Advance online publication. <https://10.1007/s11199-015-0550-5>
- Goodwin, C. J. (2005). *Research in psychology: Methods and design*. Hoboken, NJ: John Wiley & Sons.
- Hopkins, N., & Kahani-Hopkins, V. (2004). Identity construction and British Muslims' political activity: beyond rational actor theory. *Br. J. Soc. Psychol.* 43, 339–356. <https://10.1348/0144666042037935>
- Hopkins, N., & Greenwood, R. (2013). Hijab, visibility and the performance of identity: Hijab and the performance of identity. *European Journal of Social Psychology*, 43, 438–447.
- Hofstede, G., Hofstede, G. J., & Michael, M. (2010). *Cultures and organizations: Software of the mind*. USA: Mcgraw-hill books.
- Jasperse, M., Ward, C., Jose, P. E. (2011). Identity, Perceived Religious Discrimination, and Psychological Well-Being in Muslim Immigrant Women. <https://doi.org/10.1111/j.1464-0597.2011.00467.x>
- Johnson, K., Lennon, S. & Rudd, N., (2014). Dress, body and self: research in social psychology of dress. <https://10.1181/s40691-014-0020-7>
- Kanzu 'l-'ummal, vol. 16, ch. 6, p. 401, hadith no. 45106; see also hadith no. 45013 on p. 383.
- Kelman, H. C. (2006). Interests, relationships, identities: Three Central Issues for Individuals and Groups in Negotiating Their Social Environment. *Annual Reviews Psychology*, 57, 1–26. <https://10.1146/annurev.psych.57.102904.190156>
- Sheen, M., Aman, Key, Yekani, H., & Jordan, T. R., (2018). Investigating the effect of wearing the hijab: Perception of facial attractiveness by Emirati Muslim women living in their native Muslim country. *PLoS ONE* 13(10): e0199537. <https://doi.org/10.1371/journal.pone.0199537>
- Mahabir, C. (2004). Adjudicating pluralism: The hijab, law and social change in post-colonial Trinidad. *Social & Legal Studies*, 13, 435–452.
- Moghadam, M. Valentine. (1994). Introduction: Women and identity politics in theoretical and comparative perspective. In Valentine Moghadam (Ed.), *Identity politics and women: Cultural reassertions and feminism in international perspective* (pp. 3–26.). Boulder: Westview Press.
- Nasser, M. (1997). *Culture and Weight Consciousness*. Routledge: London.
- Özkan, T., & Lajunen, T. (2005). Sex Roles, 52, 103. <https://doi.org/10.1007/s11199-005-1197-4>
- Patton, M. Q. (2015). *Qualitative research & evaluation methods: Integrating theory and practice*.

² The behaviour of Muslim women with Hijab toward men was not the target in this study however, traces of flirting behaviours was seen in Hijabers who were waiting in a line or at the library with other men. This could also be a matter of observation for further studies.

- Pew Research Centre. April 2017. Retrieved 24 April 2017. Why Muslims are the world's fastest-growing religious group.
- Quran 24:31, Oxford World's Classics edition.
- Preston, J. L., Ritter, R. S., & Hernandez, J. I. (2010). Principles of religious pro-sociality: A review and reformulation. *Social and Personality Compass*, 4, 574–590. <https://10.1111/j.1751-9004.2010.00286.x>
- Shaughnessy, J. J., Zechmeister, E. B., & Zechmeister, J. S. (2014). Research Methods in Psychology. Online Retrieved from www.mhhe.com/socscience/psychology/shaugh/index.html (accessed 25/11/14).
- Shirazi, F. (2010). "Islam and Barbie: The Commodification of Hijabi Dolls". *Islamic Perspective*, 3, 10–23. <http://iranianstudies.org/wp-content>.
- Shirazi, F. M. (1993). The politics of clothing in the middle east: The case of Hijab in post-revolution Iran. *Critique: Journal of Critical Studies of Iran & the Middle East* 54–63. <https://doi.org/10.1080/10669929308720032>
- Stacey, A. (2012) A continuation of the rules of awrah that dictate the overall Islamic dress code and a simple explanation of the mahram. IslamReligion.com.
- Tajfel, H. (1981). Human groups and social categories. Cambridge: Cambridge University Press.
- Uthaymin, M. S., & Sulayman, F. N. I. (1992). *Majmu' fatawa wa-rasa'il fadilat al-shaykh Muhammad ibn Salih al-'Uthaymin: Fatawa al-'aqidah*. al-Riyad: Dar al-Watan.
- Wing, A. K., & Smith, M. N. (2006) 'Critical Race Feminism Lifts the Veil? Muslim Women, France, and the Headscarf Ban'. 39 *Davis Law review*, 743.
- Wagner, W., Sen, R., Permanadeli, R., & Howarth, C. S. (2012). The veil and Muslim women's identity: Cultural pressures and resistance to stereotyping. *Culture & Psychology*, 18(4), 521–541. <https://doi.org/10.1177/1354067X12456713>

Kontakt und Information

Dr. Bitá Behravan
 Universität Duisburg-Essen
 Universitätsstraße 2
 45141 Essen
 bita.behravan@uni-due.de

<https://doi.org/10.17185/duerpublico/74539>

Sarah Saulheimer, Astrid Edith Tan, Sabrina Schramme, Tomke Sabine Gerdes¹

Quo Vadis: Perspektiven auf Gegenwart und Zukunft der Forschung über Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht

Prof. Dr. Ulrike Schildmann zum 70. Geburtstag

„Frauenforschung in Rehabilitation und Pädagogik bei Behinderung“ – so lautet die Denomination des ehemaligen Lehrstuhls von Prof. Dr. Ulrike Schildmann. Es handelt sich um die einzige Professur im deutschsprachigen Raum, die die Geschlechterforschung mit der Forschung zu Behinderung verknüpft. Mit dem Ruhestand von Ulrike Schildmann im Jahr 2014 und der Umstrukturierung der Fakultät Rehabilitationswissenschaften an der TU Dortmund verschwindet nun dieses wichtige und einzigartige Forschungsfeld aus der Hochschullandschaft. Doch was hat es uns vermacht?

Sechs Jahre nach ihrer Abschiedsvorlesung an der TU Dortmund über „Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht. Gestern – heute – morgen“ (vgl. auch Schildmann 2014: 60–67), in der Ulrike Schildmann auf fast 40 Jahre eigene Forschung zu eben diesen Verhältnissen zurückblickt, möchten wir als ihre (ehemaligen) Doktorandinnen anlässlich ihres 70. Geburtstages die Verbindungen zwischen „gestern, heute und morgen“ aufgreifen. Die Frage nach dem „Quo vadis“ der Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht sollte, wie Ulrike Schildmann bereits zeigt (2011, 2014; vgl. auch Schildmann/Schramme/Libuda-Köster 2018) unter Einbezug der Intersektionalitätsforschung diskutiert werden:

„Schließlich ist die Intersektionalitätsforschung relevant auch für die Inklusiv Pädagogik, um deren flächendeckende Einführung auf der Basis der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen (Art. 24) in den nächsten Jahren zu ringen sein wird. Wenn es in dieser Pädagogik, wie seit den 90er Jahren diskutiert wird, um die Einführung eines wertschätzenden Umgangs mit Heterogenität und um eine ‚Pädagogik der Vielfalt‘ (Prenzel 1993) gehen soll, dann ist damit verbunden, dass nicht nur die Kategorie Behinderung fokussiert, sondern dass allen für das Bildungswesen relevanten sozialen Ungleichheitslagen und deren Wechselwirkungen untereinander Beachtung geschenkt wird“ (Schildmann 2014: 65).

Der vorliegende Artikel gliedert sich in eine kurze theoretische Einführung in die intersektionale

Betrachtung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen, die die Grundlage und theoretische Klammer für die im Anschluss dargestellten Forschungsfelder bildet. Diese Forschungsfelder zeigen die Breite der gesellschaftlichen Anschlussfähigkeit der Forschung zu Behinderung und Geschlecht, auch unter Einbezug weiterer Ungleichheitskategorien, welche im Rahmen der inklusiven Pädagogik und der inklusiven Gesellschaft alle Lebensphasen betrifft. So geht Sabrina Schramme mit einer biografischen Perspektive auf die Erfahrungen ehemaliger Integrationskinder in Schule und Kindergarten ein. Das schulische Bildungssystem wird darauf folgend von Astrid Tan unter einem organisationstheoretischen Blickwinkel beleuchtet, der institutionellen Wandel in Richtung inklusiver Bildung fokussiert. Im Anschluss an die Schulzeit folgen die Ausbildung und der Übergang ins Erwerbsleben. Sarah Saulheimer widmet sich unter einer Gerechtigkeitsperspektive der Hochschulentwicklung für eine inklusive Gesellschaft und behandelt damit die organisierte tertiäre Bildung. Auf die Phase des mittleren Lebensalters im Kontext von Erwerbsarbeit blickt Tomke Gerdes auf Basis der Analyse zu beruflichen Teilhabespielräumen bei psychischer Beeinträchtigung. Das Fazit greift die von Ulrike Schildmann begründete Forschungstradition und ihre Weiterentwicklung auf und beleuchtet diese hinsichtlich zukünftiger Perspektiven auf die Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht.

1 Macht- und Herrschaftsverhältnisse in intersektionaler Betrachtung

Die Intersektionalitätsforschung, als Weiterentwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung, analysiert die kapitalistisch geprägten Gesellschaftsverhältnisse und hiermit im Zusammenhang stehende soziale Ungleichheitslagen aus einer macht- und herrschaftskritischen Perspektive heraus (vgl. Walgenbach 2015: 121). Dieser Perspektive liegt die Auffassung zugrunde, die geltende Herrschaftsorganisation des Kapitalismus bringe soziale Ungleichheiten hervor. Insbesondere Klassenunterschiede sind für das Erwerbsarbeitssystem grundlegend, sowie ungleiche Geschlechterverhältnisse für die

¹ Die Autor*innen haben zu gleichen Teilen zur Publikation beigetragen und sind als gleichberechtigte Erstautor*innen zu verstehen.

Produktions- und Reproduktionsarbeit notwendig (vgl. Becker-Schmidt 2017: 310). Die Staatsbürger*innen werden dahingehend „erzogen“, diese Herrschaftsorganisation zu akzeptieren und zu reproduzieren. Bestehende Machtverhältnisse werden dabei durch staatliche Maßnahmen, die sozialen Frieden und damit eine Akzeptanz der bestehenden Ordnung herstellen, abgesichert. So führen die Ausübung staatlicher Gewalt durch Gesetze, die Verbreitung bestimmter Normvorstellungen sowie deren Verinnerlichung und Realisierung durch die einzelnen Gesellschaftsmitglieder im Zusammenspiel dazu, dass die herrschende gesellschaftliche Ordnung als richtig empfunden wird (vgl. Bronner/Paulus 2017: 21 ff.).

Die Intersektionalitätsforschung befasst sich daher damit,

„dass historisch gewordene Machtverhältnisse, Diskriminierungsformen, Subjektivierungsprozesse sowie soziale Ungleichheiten wie Geschlecht, Behinderung, Sexualität/Heteronormativität, Race/Ethnizität/Nation oder soziales Milieu nicht isoliert voneinander konzeptualisiert werden können, sondern in ihren ‚Verwobenheiten‘ oder ‚Überkreuzungen‘ (intersections) analysiert werden müssen“ (Walgenbach 2015: 121).

Uneinigkeit besteht jedoch darüber, welche Kategorien intersektional analysiert und in Diskursen um soziale Ungleichheitslagen verhandelt werden. Oftmals steht die Trias Geschlecht, Klasse und „Race“/Nation/Herkunft im Vordergrund der Analysen, während Behinderung lediglich als weitere Möglichkeit aufgezählt oder gar nicht benannt wird (vgl. Schildmann/Schramme 2018: 58 f.). Während die Kategorie Behinderung in Diskursen um Inklusion also (fast ausschließlich) bemüht wird, wird sie als Kategorie in der Intersektionalitätsforschung meist außen vorgelassen.

Ausgehend von der Erkenntnis, dass bislang nur wenige Ansätze der allgemeinen Intersektionalitätsforschung Behinderung als eigenständige Kategorie bedenken, der intersektionale Blickwinkel aber als Weiterentwicklung der Forschung über Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht zu verstehen ist, war und ist die Implementation der Kategorie Behinderung in die allgemeine Intersektionalitätsforschung genauso relevant wie die Analyse der Bedeutung anderer Kategorien für die Inklusive Pädagogik. Die folgenden Überlegungen können somit nicht nur als (Weiter-)Entwicklung der Forschung über Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht gelesen werden, sondern weisen darüber hinaus in ihren Ansätzen unterschiedliche Facetten inter-

sektionaler Analysen im Zusammenhang mit der Kategorie Behinderung auf.

2 Intersektionale Perspektiven auf die Erforschung von Behinderung und Geschlecht

2.1 Biografische Perspektiven auf Integration/Inklusion: Umgang mit Heterogenität in der Pädagogik und Intersektionalitätsforschung

Biografischen Perspektiven Beachtung zu schenken, steht in der Frauen- und Geschlechterforschung in bewährter Tradition, insbesondere durch den Anspruch, hierdurch gesellschaftliche Ungleichheitsverhältnisse öffentlich zu machen. Biografieforschung kann in diesem Zusammenhang verstanden werden als Forschung,

„die an den Lebenslagen und Lebenswelten von Frauen [ansetzt] und jenen vermeintlich ‚objektiven‘ Methoden oder ‚allgemeingültigen‘ Aussagen herrschender Wissenschaft die Sichtweisen und Interessen der Subjekte [entgegensetzt]. Der Slogan der Frauenforschung, dass das Private politisch sei, scheint in biografischen Methoden eine wissenschaftliche Entsprechung zu finden“ (Dausien 2010: 364 f.).

Dies gilt auch für die Erforschung der Lebenswelten von Frauen (und Männern) mit Behinderungserfahrung (vgl. z. B. Schildmann 1983). Für die empirische Studie „Biografische Erfahrungen mit Integration (Inklusion) in Kindergarten und Schule aus der Rückschau behinderter Frauen und Männer“ (Schramme 2019) wurden 36 „ehemalige Integrationskinder“ der Geburtsjahrgänge 1965 bis 1988 (mithilfe von qualitativen Interviews) zu ihren Integrationserlebnissen in Kindergarten und Schule befragt. Ihre Perspektive kann in die Theorie und Praxis Integrativer Pädagogik einfließen und auch heutigen Bildungsrezipient*innen im Rahmen inklusiver Bildungsprozesse zugutekommen, die seit der Ratifizierung der UN-Behindertenrechtskonvention (2009) forciert werden. Inklusion ist dabei als Weiterentwicklung Integrativer Pädagogik zu verstehen, die über Behinderung hinaus auch anderen Heterogenitätsdimensionen wertschätzend Beachtung schenkt (Hinz 2010: 10). Wurde die Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Integrationspädagogik seit den 90er-Jahren bereits für Eltern, Lehrer*innen, Erzieher*innen und Integrationskinder aufgezeigt (vgl. z. B. Schildmann 1996, Schildmann/Völzke 1994, Prengel 1993), sollte nun eine wichtige Ergänzung anhand der Berichte integrationserfahrener Männer und Frauen mit Behinderung erfolgen und um eine intersektionale Analyserichtung erweitert werden.

Anknüpfend an die Ergebnisse der Studie können drei Aspekte als Ausblick auf die Forschung über Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht benannt werden:

a) Synergien von Intersektionalität und Inklusion

Inklusive Pädagogik, verstanden als Weiterentwicklung Integrativer Pädagogik, kann mithilfe von intersektionalen Analysen den geforderten wertschätzenden Umgang mit Heterogenität spezifizieren: Zum einen durch die Analyse der Verwobenheit von sozialen Ungleichheitslagen und zum anderen durch die Möglichkeit, neben Diskriminierung auch Privilegierungen im Rahmen der Verschiedenheit, z. B. von Schüler*innen, zu thematisieren (vgl. Schildmann/Schramme 2020: 20).

Umgekehrt kann die Intersektionalitätsforschung von der Erweiterung ihrer Analyse um die Kategorie Behinderung und um die Diskurse über Ableismus, Leistung und „Normalität“ profitieren und macht- und herrschaftskritische Anliegen in gesellschaftliche Debatten über das Bildungssystem einbringen (vgl. Schildmann/Schramme 2018: 72).

b) Bedeutung des Elementarbereichs für Inklusion und Intersektionalitätsforschung

Der Elementarbereich des Bildungssystems spielte eine große Rolle für inklusive Bildungsbiografien: Zum einen, da inklusive Lebensverläufe hier ihren institutionellen Anfang nehmen, und zum anderen, da eine Sensibilisierung für Heterogenität (aller am Bildungsprozess Beteiligten) sowie ein innerpsychisches Selbstverständnis, gleichberechtigt Verschiedene (vgl. Prengel 2009: 141) zu sein, in diesem frühen Stadium der Bildungsbiografien sich förderlich auf die Integration/Inklusion im weiteren Lebensverlauf auswirken kann.

c) Soziale Ungleichheitslagen in der (bildungs)politischen Praxis

Eine große Herausforderung ist die Übertragung der hier genannten Perspektivenvielfalt auf die Verhältnisse in der (bildungs)politischen Praxis, insbesondere in Bezug auf die an Leistung orientierte Selektionsfunktion des Schulsystems. Neben der Einbeziehung der Perspektive der Betroffenen selbst ist eine Sensibilisierung für soziale Ungleichverhältnisse, Diskriminierung, aber auch Privilegierung vonnöten, sowie eine kritische Reflexion über Leistung im Bildungssystem, um Inklusion und die hiermit untrennbar verknüpfte Wertschätzung von Vielfalt in (bildungs)politische Praxis umsetzen zu können.

2.2 Intersektionale Perspektiven auf Schulentwicklung

Gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse werden im deutschen Schulsystem beispielsweise anhand der Analyse von Schulleistungen unterschiedlicher sozialer Gruppen (vgl. OECD 2020) sowie der Analyse von Curricula und Partizipationsprozessen (vgl. z. B. Foitzik/Holland-Cunz/Riecke 2019: 16) ausgemacht. Es kann konstatiert werden, dass Bildungsbeteiligung und gemessener Bildungserfolg in Deutschland stark abhängig von der sozialen Herkunft der Schüler*innen sind (vgl. Autorengruppe Bildungsberichterstattung 2018: 245). Dass dabei die Verhältnisse (nicht nur) zwischen Behinderung und Geschlecht verschiedene Ungleichbehandlungen beherbergen, demonstrieren die differenzierten Ausführungen von Ulrike Schildmann (2012).

Die in Deutschland sichtbaren Disparitäten am Ende der Schulzeit treten in anderen europäischen Ländern nicht oder nicht in gleichem Ausmaß auf (vgl. z. B. Borgonovi/Achiron 2015: 4). Gleichsam finden sich große Unterschiede zwischen einzelnen Schulen (vgl. OECD 2018: 8 ff.). Auch insofern sind Einzelschulen damit als aktive, reproduzierende oder transformierende Systeme anzusehen (vgl. Fend 2008: 47 ff.).

Seit Mitte der 1990er-Jahre (vgl. UNESCO 1994; VN 2006) etabliert sich eine neue Norm im Bildungssystem: die konsequente Umsetzung inklusiver Bildung ohne Ausnahme und ohne Selektion im gemeinsamen Unterricht. Diese Norm ist auf eine Erosion der bisherigen Funktionsweisen sowie der kapitalistischen Verwertungslogik und Leistungsorientierung angewiesen. Dazu ist ein Wandel institutioneller Routinen und Vorannahmen, auch auf Ebene der einzelnen Schulen, notwendig (vgl. Walgenbach/Meyer 2008: 87 ff.).

Inwiefern Schulen einen solchen institutionellen Wandel verfolgen, wurde in der Studie von Astrid Tan (2021) „Umgang mit sozialen Ungleichheitslagen in Schulentwicklungsprozessen“ fokussiert. Diese greift die skizzierten Herausforderungen für Schulen der Sekundarstufe auf und zeigt, wie Schulentwicklung auf Einzelschulebene als relevante Säule der Umsetzung inklusiver Bildung zur Verminderung der Reproduktion bestehender Macht- und Herrschaftsverhältnisse eingesetzt werden kann. Untersucht wurden die Schulentwicklungsprozesse zweier ausgewählter inklusiver Schulen der Sekundarstufe mithilfe eines qualitativen prozessanalytischen Vorgehens. Dabei wurde retrospektiv ein Zeitraum von über 20 Jahren einbezogen. Als wesentliche Erkenntnisse können festgehalten werden:

Der Umgang mit den für Schule relevanten sozialen Ungleichheitslagen spiegelt die jeweils unterschiedliche Geschichte zweier Schultypen (Gymnasium und Gesamtschule) wider, auf deren Basis Reformen vorgenommen wurden. Für beide beforschten Schulen lässt sich feststellen, dass die empirisch herausgearbeiteten Schulentwicklungsprozesse auf traditionell je unterschiedlichen Grundkonzeptionen aufbauen und die Perspektiven – zum Teil radikal – in eine inklusive Richtung erweitern und modernisieren (vgl. Tan 2021: 335 f.).

Es stellt sich als zentral heraus, partizipative und transparente Entscheidungsstrukturen mit Diskussionsmöglichkeiten für alle Beteiligten herzustellen, damit klare und gemeinsam geteilte Zielvorstellungen bezüglich des Lernens verschiedener Schüler*innen miteinander an der eigenen Schule entwickelt werden können. Insbesondere zeigt sich dabei ein wichtiges konstruktives Potential in der Einbeziehung von Schüler*innen. Institutioneller Wandel kann im schulischen Alltag verankert werden, indem die Spielräume im System von Schulen in Richtung des Abbaus sozialer Ungleichheit genutzt werden. Schulische Routinen werden hinterfragt, verändert und weiterentwickelt, was dazu beiträgt, tradierte diskriminierende Praktiken zu vermindern. Die Wahrnehmung konkreter Probleme und Bedürfnislagen der Schüler*innen an der eigenen Schule ist dabei ein wesentlicher Auslöser, der im Zeitverlauf durch Impulse aus Netzwerken ergänzt wird (vgl. Tan 2021: 336 f.). Für die Zukunft kann die Unterstützung von Schulen bei einem strukturierten Vorgehen diesbezüglich als relevant hervorgehoben werden. Dazu zählt sowohl die Entwicklung eines Bewusstseins über die dargestellten Problemzusammenhänge als auch über die Spielräume, die die einzelnen Schulen zur Veränderung von Strukturen und Institutionen im komplexen System der organisierten Bildung nutzen können. Die Zielperspektive inklusiver Bildung, die eine gleichberechtigte Verschiedenheit betont, ist dabei sinnvoll einzubeziehen und zu verfolgen und kann dazu beitragen, ein Gegenmodell zur kapitalistischen und leistungsorientierten Bewertungslage für die Bildung zu entwerfen.

2.3 Inklusive Hochschule?

Im Bereich der Hochschulen wird Inklusion insbesondere auf zwei Ebenen thematisiert: Zum einen zeigen sich Reaktionen auf die UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) hauptsächlich in einer gesteigerten „organisatorische[n] Integrationsoptimierung“ (Dannenbeck/Dorrance/Moldenhauer et.al. 2016: 11) Studierender mit Behinderungen. Zum anderen gibt es im Rahmen

inklusionsorientierter Reflexionen zunehmend Kritik an den existierenden Hochschulzugängen und den hiermit reproduzierten Ausschlüssen, die in der Hochschulorganisation noch wenig Beachtung finden.

So konstatiert Justin Powell (2016: 42), unter Verweis auf die eliten- und somit machterhaltende Funktion von Hochschulen, dass Zugänge zu Hochschulen von bestimmten Entscheidungsträger*innen „bewacht“ würden. Dies drückt sich auch in der sozialen Ungleichheit zwischen Studierenden und Nicht-Studierenden aus. Der Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks 2017 ist neben einer steigenden Diversität (vgl. Midden-dorf et al., 2017, nach Jansen Schulz 2020: 142) auch zu entnehmen, dass weiterhin die Mehrheit der Studierenden in Deutschland der deutschsprachigen Mehrheitsgesellschaft entstammt und weder Fürsorge für Kinder übernehmen muss noch eine Behinderung hat. Dass das Geschlecht (trotz nahezu ausgeglichenem Verhältnis von Männern und Frauen unter den Studierenden insgesamt, vgl. Statistisches Bundesamt 2020) wie auch die Herkunft bei den Zugangsvoraussetzungen zu Hochschulen dennoch eine entscheidende Rolle spielt, wird im Zusammenspiel mit der Kategorie Behinderung deutlich (s. 2.2). Diese Kategorien sind zentral bei der Zuweisung eines Behinderungsstatus, „[...] denn Behinderung ist weder geschlechterneutral noch altersunabhängig zu denken“ (Schildmann/Schramme/Libuda-Köster 2018: 10). Die so entstehende Zuweisung einer Behinderung/eines Behinderungsstatus, entscheidet letzten Endes über die (un)möglichen Bildungswege und -abschlüsse und damit – lange bevor Hochschule im Lebensverlauf überhaupt ein relevanter Aspekt wird – auch über die (Un-)Zugänglichkeit von Hochschulen.

Für die Konzeptualisierung eines bisher noch weitgehend ausstehenden, ganzheitlichen Bildungsbegriffs, der sich mit den (veränderten) Aufgaben von Hochschule im Rahmen einer inklusiven Gesellschaft befasst, ist es aus menschenrechtsbasierter Perspektive notwendig, Hochschulorganisation und -didaktik neu auszurichten. Ansätze dazu sowie die zugrundeliegende Notwendigkeit hierfür sollen anhand der Beleuchtung der Diversity-Perspektive sowie weitergehender Perspektiven für eine inklusive/inklusionssensible Hochschule gezeigt werden.

Diversity-Management

Die Verwendung von *Diversity* als Leitkonzept ist durch wirtschaftliche Leitbilder geprägt (vgl. Walgenbach 2014: 92), auch wenn der Begriff *Diversity* häufig auf Antidiskriminierungsstrategien verweist. So sind auch in der Hochschuldidaktik Chancengleichheit und Nutzung der

„Potenzial[e] vielfältiger Biografien“ (Jansen-Schulz 2020: 142) für die Bereicherung von Studium und Lehre im Begriff Diversity-Management eng verwoben. Organisationslogisch werden hier Wertschöpfung, Employability und die Erhöhung von Studienabschlüssen als Output für einen fachkräftesuchenden Arbeitsmarkt mitgedacht. Nicht soziale Ungleichheit/Diskriminierung soll Beachtung finden, vielmehr wird die Erschließung von der Vielfalt inhärenten Potenzialen fokussiert, um von ihnen zu profitieren (vgl. Drolshagen 2016: 136).

Nicht selten wird auf *Diversity-Management* als Antidiskriminierungsstrategie verwiesen. Diese verkürzte Darstellung kaschiert die grundlegenden Unterschiede der beiden Ansätze zugunsten des *Diversity-Managements*: *Diversity-Management* ist immer ausgerichtet auf Profit, ein „top-down-Ansatz, dessen Ziel die Optimierung der Organisation ist“ (Drolshagen 2016: 136). Antidiskriminierung hingegen widmet sich Gerechtigkeitsfragen.

Inklusive Hochschule

Konzeptionen inklusiver Hochschule mit Fokussierung auf *Diversity-Management* lassen die „traditionell“ benachteiligten Gruppen, hier z. B. Menschen mit Lernschwierigkeiten, außen vor, obwohl in einzigartiger Weise die Forschung „über sie“ und die Ausbildung im „richtigen Umgang mit“ ihnen (Sonderpädagogik) Hochschulen zur entscheidenden Instanz der gesellschaftlichen Gestaltung ihres Lebens und der Wissensvermittlung hierzu macht. Ohne, dass auch nur eine Person der benannten Gruppe hier Zugang hätte. Für keine andere (erwachsene) Personengruppe gilt dies in gleichem Ausmaß. Andererseits existieren Ansätze Inklusiver Hochschuldidaktik und Forschung, die danach fragen, wem produziertes akademisches Wissen nutzen solle und welche Modi der Wissensproduktion dabei zum Tragen kommen sollten (vgl. Schuppener/Buchner/Koenig 2016: 13). Die Interpretation der mit der UN-BRK einhergehenden Herausforderungen als Reflexion über Teilhabehindernisse und Diskriminierungspotenziale innerhalb der Studienbedingungen (vgl. Dannenbeck/Dorrance/Moldenhauer et al. 2016) würde eine Thematisierung der gesellschaftlichen Aufgaben von Hochschule in einer inklusiven Gesellschaft ermöglichen. Die Frage nach gesellschaftlicher Verantwortung von Hochschule speist sich aus dem zugrundeliegenden Inklusionsbegriff, der die unterschiedlichen bildungstheoretischen und gesellschaftspolitischen Begründungen inklusiver Hochschuldidaktik prägt. „Bildung und ihre Organisation ohne Ausschlüsse, als radikal-demokratisches Moment“ (Saulheimer 2019: 46;

vgl. auch Stein 2011; Müller-Giebeler 2018; Platte 2018) bildet so die Grundlage für die Ausgestaltung inklusiver Didaktik und formuliert gleichzeitig einen klaren normativen Anspruch. Die bisher vorherrschende Verwertungslogik hält Konzepte des *Diversity-Managements* aufrecht, verhindert damit jedoch in Teilen eine Hinwendung zu inklusionssensiblen Veränderungen und den Abbau ableistischer Strukturen.

2.4 Teilhabe an Erwerbsarbeit

Die Untersuchung beruflicher Teilhabe von Frauen und Männern bei Vorliegen einer Behinderung (vgl. Gerdes 2019) konzentriert sich auf Wechselwirkungen zwischen den Strukturkategorien Behinderung, Geschlecht und Alter. Auf der Basis einer früher durchgeführten statistischen Sekundäranalyse (vgl. Schildmann/Gerdes 2008) konnte in der Studie der Theorieansatz der Intersektionalitätsforschung in das zu entwickelnde interdisziplinäre Analysemodell aufgenommen werden. Ziel war es, die Wechselwirkungen der drei o. g. Kategorien – in den Spezifizierungen psychische Beeinträchtigung/Behinderung, weibliches und männliches Geschlecht sowie mittleres Alter – zu identifizieren und dezidiert Faktoren und Faktorenkonstellationen zu benennen, die berufliche Teilhabespielräume öffnen oder verschließen. In die qualitative Studie flossen 35 problemzentrierte Interviews mit insgesamt 47 Gesprächspartner*innen (21 Frauen, 26 Männer) aus verschiedenen Statusgruppen (psychisch beeinträchtigte Frauen und Männer, Schwerbehindertenvertretungen, Beauftragte für Betriebliches Eingliederungsmanagement und Führungskräfte) ein. Diese wurden im Arbeitsmarktsektor der Öffentlichen Verwaltung, exemplarisch in Nordrhein-Westfalen, geführt. Als zentrales Ergebnis der Studie ist festzuhalten, dass verschiedene Faktoren auf der personenbezogenen, sozialen und strukturellen Ebene für berufliche Teilhabe relevant sind: Die als ausreichend bewertete Leistungsfähigkeit der beeinträchtigten Person erweist sich als Schlüsselfaktor auf der personenbezogenen Ebene (vgl. Gerdes 2019: 106 ff.). Auf der sozialen Ebene nehmen Akzeptanz und soziale Kompetenzen eine hohe Bedeutung ein (vgl. ebd.: 168 ff.). Auf der strukturellen Ebene haben die Arbeitsbelastungen (Arbeitsdichte, Leistungsanforderungen) eine immense Wirkung (vgl. ebd.: 215 ff.). Diese Faktoren sind jedoch nicht isoliert voneinander zu verstehen, sondern wirken wechselseitig aufeinander ein. Besonders deutlich macht die Studie, dass angemessene strukturelle Bedingungen zwingend notwendig sind, um das vorhandene Potential der beeinträchtigten Personen sowie des sozialen

Umfelds nutzen zu können und damit Teilhabespielräume zu vergrößern (vgl. ebd.: 223).

Die theoretische Verzahnung des Ansatzes der Intersektionalitätsforschung mit einem Modell der Teilhabeforschung erweist sich als gewinnbringend, da unterschiedliche Ressourcen bzw. Hürden für psychisch beeinträchtigte Frauen und Männer mittleren Alters offengelegt werden konnten. Zu nennen sind vor allem drei Ergebnisse, die durch gesellschaftlich geformte Geschlechterarrangements und Stereotype zu erklären sind (vgl. ebd.: 125 ff.):

- Gesundheitliche Risiken können aufgrund von geschlechterbezogenen Machtkämpfen am Arbeitsplatz entstehen: Einige Frauen berichten von Konflikten mit männlichen Kollegen, die sie als mitauslösend für ihre psychische Erkrankung sehen (Aufstieg in der Hierarchie, Tätigkeit in einem meist von Männern ausgeübten Beruf). Die Konfliktfelder lassen sich beschreiben als Ausdehnungsversuche des Handlungsraums der weiblichen Geschlechtergruppe in den gesellschaftlich definierten (traditionellen) Handlungsraum der männlichen Geschlechtergruppe.
- Gesellschaftliche Geschlechterverhältnisse wirken sich auf die Inanspruchnahme des Rehabilitationssystems aus: Frauen werden aufgrund von Familienpflichten bzw. aufgrund von geringem Einkommen durch Teilzeittätigkeiten und daraus folgenden geringeren Lohnersatzleistungen der Rehabilitationsträger weniger an stationären Rehabilitationsangeboten beteiligt als Männer. Es wird deutlich, welche negativen Folgen die gesellschaftliche Arbeitsteilung im Krankheits- und Behinderungsfall für Frauen haben kann.
- Geschlechterstereotype leiten die Nutzung früher Hilfen und den Zugang zu medizinischer Behandlung: Bei Frauen ist tendenziell akzeptiert, sich bei psychischen Problemen professionelle Hilfe zu suchen, während bei Männern das Hilfeersuchen wegen psychischer Symptome eher unüblich ist und die Chronifizierung einer Erkrankung drohen kann.

Somit ist festzuhalten: Um den aufgedeckten Benachteiligungen bzw. Bevorteilungen zu begegnen, bedarf es eines Abbaus der Geschlechtersegregation auf dem Arbeitsmarkt und einer geschlechtergerechten Angebotsstruktur des Hilfe-Systems. Die (berufliche) Teilhabeforschung kann zur Erkenntnisgewinnung beitragen, wenn sie konsequent die verschiedenen ungleichheitsgenerierenden Kategorien in ihren Überkreuzungen berücksichtigt.

3 Fazit

Die dargestellten Forschungsbereiche befassen sich mit Verhältnissen zwischen Behinderung und Geschlecht und fokussieren eine gemeinsame Zielrichtung: die Gestaltung einer inklusiven Gesellschaft mit der Wertschätzung von Heterogenität ohne Diskriminierung. Dabei nehmen sie in der Zusammenschau unterschiedliche Lebensphasen (Altersabschnitte) in den Blick.

In der Verwobenheit zwischen Behinderung und Geschlecht – in Intersektionen mit jeweils unterschiedlichen weiteren Kategorien – kommen gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse zum Ausdruck. Dies konnte im vorliegenden Beitrag erneut aufgezeigt werden. Hinsichtlich der Lebensspanne wird dies anhand unterschiedlicher gesellschaftlicher Bereiche deutlich.

Zentrale gemeinsame Erkenntnis ist: Geschlecht und Behinderung bringen unterschiedliche soziale Ungleichheitslagen hervor. Die daraus abgeleitete (vermeintliche) Leistungsfähigkeit entscheidet als wirkmächtiger Faktor über schulische und hochschulische Bildung sowie über Teilhabe am Arbeitsmarkt. So beeinflusst das Zusammentreffen von Geschlecht und Behinderung individuelle Biografien und Zugänge zu gesellschaftlichen Ressourcen. Aus normalismustheoretischer Perspektive kann bestätigt werden, dass Behinderung auf dem Basisnormalfeld Leistung bemessen wird, und zwar als geringer bewertete Leistung verglichen mit einer gesellschaftlich definierten Norm (vgl. Schildmann 2004: 69). Abweichungen von dieser Norm haben Ausschlüsse aus dem jeweiligen Gesellschaftsbereich zur Folge, wodurch – über das allgegenwärtige Leistungsgebot wirtschaftlicher Verwertungslogik im kapitalistischen System – die Realisierung von gesellschaftlicher Inklusion verhindert wird.

Eine inklusive Gesellschaft, die gleichberechtigte und diskriminierungsfreie Zugänge zu allen gesellschaftlichen Ressourcen bereithält, kann nur als eine Alternative zur bisherigen Verwertungslogik verstanden werden. Wie eine so große gesellschaftliche Veränderung gestaltet werden kann, wird – wie exemplarisch an den im Beitrag beleuchteten gesellschaftlichen Bereichen gezeigt – nur im kritisch-reflektierten Umgang mit sozialen Ungleichheiten sowie den ihnen zugrundeliegenden Macht- und Herrschaftsverhältnissen zu diskutieren und zu verhandeln sein.

Hierzu trägt wesentlich die Einbeziehung intersektionaler Aspekte in die Inklusionsforschung und die inklusive Praxis bei. Deren Ansätze eines gleichberechtigten Umgangs mit Heterogenität profitieren von intersektionalen Reflexionen

ebenso, wie auch die Reflexionen über Ableismus und Behinderungsfeindlichkeit die Intersektionalitätsforschung weiter befördern.

Aus diesem Grund sind intersektionale Analysen für eine inklusive Gesellschaft ertragreich und zeigen, wie der Weg, den Ulrike Schildmann mit ihrer Forschung zu den „Verhältnissen zwischen Behinderung und Geschlecht“ bereitet hat, zukünftig weiterverfolgt werden kann.

Literatur

- Autorengruppe Bildungsberichterstattung (2018): Bildung in Deutschland 2018. Ein indikatorengestützter Bericht mit einer Analyse zu Wirkungen und Erträgen von Bildung. Online verfügbar unter: <https://www.bildungsbericht.de/de/bildungsberichte-seit-2006/bildungsbericht-2018/bildung-in-deutschland-2018>, zuletzt geprüft am 14.11.2019.
- Becker-Schmidt, Regina (2017): Pendelbewegungen – Annäherungen an eine feministische Gesellschafts- und Subjekttheorie. Aufsätze aus den Jahren 1991–2015. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Borgonovi, Francesca; Achiron, Marilyn (2015): Was sind die Ursachen von Ungleichheit zwischen den Geschlechtern im Bildungsbereich? Online verfügbar unter: [https://www.oecd.org/pisa/pisaproducts/pisainfocus/PIF-49%20\(ger\).pdf](https://www.oecd.org/pisa/pisaproducts/pisainfocus/PIF-49%20(ger).pdf), zuletzt geprüft am 19.06.2020.
- Bronner, Kerstin; Paulus, Stefan (2017): Intersektionalität: Geschichte, Theorie und Praxis. Eine Einführung für das Studium der Sozialen Arbeit und der Erziehungswissenschaft. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Dannenbeck, Clemens; Dorrance, Carmen; Moldenhauer, Anna; Oehme, Andreas; Platte, Andrea (2016): Inklusionssensible Hochschule. Zur Einführung in diesen Band. In: Dannenbeck, Clemens; Dorrance, Carmen; Moldenhauer, Anna; Oehme, Andreas; Platte, Andrea (Hrsg.): Inklusionssensible Hochschule. Grundlagen, Ansätze und Konzepte für Hochschuldidaktik und Organisationsentwicklung. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt, 9–21.
- Dausien, Bettina (2010): Biografieforschung. Theoretische Perspektiven und methodologische Konzepte für eine re-konstruktive Geschlechterforschung. In: Kortendiek, Beate; Becker, Ruth (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie (3., erweiterte und durchgesehene Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 362–375.
- Drolshagen, Birgit (2016): Der Weg zur inklusiven Hochschule – Potenziale, Methoden und Konzepte. In: Dannenbeck, Clemens; Dorrance, Carmen; Moldenhauer, Anna; Oehme, Andreas; Platte, Andrea (Hrsg.): Inklusionssensible Hochschule. Grundlagen, Ansätze und Konzepte für Hochschuldidaktik und Organisationsentwicklung. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt, 127–144.
- Fend, Helmut (2008): Neue Theorie der Schule. Einführung in das Verstehen von Bildungssystemen. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Foitzik, Andreas; Holland-Cunz, Marc; Riecke, Clara (2019): Praxisbuch Diskriminierungskritische Schule. Weinheim: Beltz.
- Gerdes, Tomke S. (2019): Psychische Beeinträchtigung und Erwerbsarbeit. Eine qualitative Studie zu Frauen und Männern mittleren Alters in der Öffentlichen Verwaltung. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt.
- Hinz, Andreas (2010): Inklusion als Schulentwicklungskonzept. Der Index für Inklusion als Orientierungshilfe. Lernchancen, Jg. 13, H. 78, 10–14.
- Jansen-Schulz, Bettina (2020): Integratives Diversity-Gendering in Personalentwicklung und Weiterbildung. In: Heuchemer, Sylvia; Szczyrba, Birgit; van Treeck, Timo (Hrsg.): Hochschuldidaktik als Akteurin der Hochschulentwicklung. Bielefeld: wbv, 141–148.
- Müller-Giebeler, Ute (2018): Hochschuldidaktische Positionen von der „Revolution durch Didaktik“ zur „Didaktisierung von Bildung“. In: Platte, Andrea; Werner, Melanie; Vogt, Stefanie; Fiebig, Heike (Hrsg.): Praxishandbuch Inklusive Hochschuldidaktik, Weinheim und Basel: Beltz Juventa, 43–54.
- OECD (2018): Erfolgsfaktor Resilienz. Online verfügbar unter: https://www.oecd.org/berlin/publikationen/VSD_OECD_Erfolgsfaktor%20Resilienz.pdf, zuletzt geprüft am 11.06.2020.
- OECD (2020): OECD – iLibrary: PISA. Online verfügbar unter: https://www.oecd-ilibrary.org/education/pisa_19963793, zuletzt geprüft am 20.06.2020.
- Platte, Andrea (2018): (Hochschul-)Didaktische Fundierung inklusiver Bildungsprozesse. In: Platte, Andrea; Werner, Melanie; Vogt, Stefanie; Fiebig, Heike (Hrsg.): Praxishandbuch Inklusive Hochschuldidaktik. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, 20–42.
- Powell, Justin (2016): Von Ableismus zur universal design Universität. In: Dannenbeck, Clemens; Dorrance, Carmen; Moldenhauer, Anna; Oehme, Andreas; Platte, Andrea (Hrsg.): Inklusionssensible Hochschule. Grundlagen, Ansätze und Konzepte für Hochschuldidaktik und Organisationsentwicklung. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt, 34–51.

- Prengel, Annedore (1993): Sind Mädchen die Integrationshelferinnen par excellence? – Mädchen im Modernisierungsprozess. In: Gehrmann, Petra; Hüwe, Birgit (Hrsg.): Forschungsprofile der Integration von Behinderten. Essen: Neue Deutsche Schule, 54–62.
- Prengel, Annedore (2009): Zur Dialektik von Gleichheit und Differenz in der Bildung. Impulse der Integrationspädagogik. In: Eberwein, Hans; Knauer, Sabine (Hrsg.): Handbuch Integrationspädagogik. Kinder mit und ohne Beeinträchtigung lernen gemeinsam (7., durchgesehene und neu ausgestattete Auflage). Weinheim, Basel: Beltz Verlag, 140–147.
- Saulheimer, Sarah (2019): Inklusive Hochschullehre und -didaktik. Reflexion eines partizipativen Seminars zum Thema „NS-Euthanasie“. In: Gemeinsam Leben, H. 1, 45–54.
- Schildmann, Ulrike (1983): Lebensbedingungen behinderter Frauen. Gießen: Focus.
- Schildmann, Ulrike (1996): Integrationspädagogik und Geschlecht. Theoretische Grundlegung und Ergebnisse der Forschung. Opladen: Leske + Budrich.
- Schildmann, Ulrike (2004): Normalismusforschung über Behinderung und Geschlecht. Opladen: Leske + Budrich.
- Schildmann, Ulrike (2011): Verhältnisse zwischen Geschlecht, Behinderung und Alter/ Lebensabschnitten als intersektionelle Forschungsperspektive. Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW (29), 13–15.
- Schildmann, Ulrike (2012): Die Genderperspektive in der Inklusiven Pädagogik. Zeitschrift für Inklusion online (3), 30–38.
- Schildmann, Ulrike (2014): Verhältnisse zwischen Behinderung und Geschlecht. Gestern – heute – morgen. Abschiedsvorlesung am 03.02.2014 an der TU Dortmund. Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW (34), 60–67.
- Schildmann, Ulrike; Gerdes, Tomke S. (2008): Lebensperspektiven in der „alternden“ Gesellschaft: Zur Situation (schwer-)behinderter Frauen und Männer mittleren Alters. In: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete, Jg. 77, H. 4, 317–328.
- Schildmann, Ulrike; Schramme, Sabrina (2018): Zur theoretischen Verortung der Kategorie Behinderung in der Intersektionalitätsforschung. In: Schildmann, Ulrike; Schramme, Sabrina; Libuda-Köster, Astrid: Die Kategorie Behinderung in der Intersektionalitätsforschung. Theoretische Grundlagen und empirische Befunde. Bochum/Freiburg: Projekt Verlag, S. 43–100.
- Schildmann, Ulrike; Schramme, Sabrina; Libuda-Köster, Astrid (2018): Die Kategorie Behinderung in der Intersektionalitätsforschung. Theoretische Grundlagen und empirische Befunde. Bochum/Freiburg: Projekt Verlag.
- Schildmann, Ulrike; Schramme, Sabrina (2020): Inklusive Pädagogik und Intersektionalitätsforschung. Vergleich zweier Konzeptionen aus Sicht der feministischen Frauenforschung über Geschlecht und Behinderung. In: Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, H. 3, 11–26.
- Schildmann, Ulrike; Völzke, Reinhard (1994): Integrationspädagogik: Biographische Zugänge. Berufliche Werdegänge von Erzieher*innen in Kindergartengruppen für behinderte und nicht-behinderte Kinder. Opladen: Leske + Budrich.
- Schramme, Sabrina (2019): Biografische Erfahrungen mit Integration (Inklusion) in Kindergarten und Schule aus der Rückschau behinderter Frauen und Männer. Eine empirische Untersuchung. Bochum/Freiburg: Projektverlag.
- Schuppener, Saskia; Buchner, Tobias; Koenig, Oliver (2016): Einführung in den Band: zur Position inklusiver Forschung. In: Buchner, Tobias; Koenig, Oliver; Schuppener, Saskia (Hrsg.): Inklusive Forschung. Gemeinsam mit Menschen mit Lernschwierigkeiten forschen. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt, 13–21.
- Statistisches Bundesamt (2020): Hochschulen – Studierende insgesamt und Studierende Deutsche nach Geschlecht. Online: URL: <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bildung-Forschung-Kultur/Hochschulen/Tabellen/Irbil01.html;jsessionid=B6DC933672F60FD8F1EB7BC0D84D9A2.internet8741>, zuletzt geprüft am 06.07.2021.
- Stein, Anne-Dore (2011): Inklusion in der Hochschuldidaktik. Oder die Frage: Wie können Studierende darauf vorbereitet werden, in einer ausgrenzenden Gesellschaft inklusive Strukturen zu etablieren? Über das Lernen am und im Widerspruch. GEW, Organisationsbereich Jugendhilfe und Sozialarbeit: Frankfurt a. M.
- Tan, Astrid Edith (2021): Umgang mit sozialen Ungleichheitslagen in Schulentwicklungsprozessen – eine qualitative Prozessanalyse zweier Inklusiver Schulen der Sekundarstufe. Bochum: Projekt Verlag.
- UNESCO (1994): The Salamanca Statement and Framework for Action on Special Educational Needs Education. Online verfügbar unter: <https://unesdoc.unesco.org/ark:/48223/pf0000098427>, zuletzt geprüft am 06.07.2021.
- Vereinte Nationen (2006): Convention on the Rights of Persons with Disabilities. Online verfügbar unter: <https://www.un.org/esa/socdev/enable/rights/convtexte.htm>, zuletzt geprüft am 06.07.2021.

Kontakt und Information

Astrid Edith Tan
Astrid.Tan@ruhr-uni-bochum.de

Tomke Sabine Gerdes
tomke.gerdes@tu-dortmund.de

Sarah Saulheimer
sarah.saulheimer@tu-dortmund.de

Sabrina Schramme
schramme@evh-bochum.de

<https://doi.org/10.17185/dupublico/74540>

- Walgenbach, Katharina (2014): Heterogenität – Intersektionalität – Diversity in der Erziehungswissenschaft. Opladen & Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Walgenbach, Katharina (2015): Intersektionalität – Impulse für die Sonderpädagogik und

Inklusive Pädagogik. In: Sonderpädagogische Förderung heute, Jg. 60, H. 2, 121–136.

- Walgenbach, Peter; Meyer, Renate (2008): Neoinstitutionalistische Organisationstheorie. Stuttgart: Kohlhammer.

Vanessa Fitterer, Bettina Franzke

Eine Diagnose, viele Betroffene – geschlechtsspezifische Perspektiven auf die Auswirkungen von Diabetes Mellitus Typ I auf Partnerinnen und Partner im gleichen Haushalt

Untersucht wurden die psychosozialen Auswirkungen eines Typ I Diabetes auf die Partnerinnen und Partner im gleichen Haushalt. Dazu wurden qualitative Interviews mit sechs Frauen und sechs Männern geführt. Die Ergebnisse zeigen auch Geschlechterunterschiede: Frauen als Erkrankte lassen ihren Partner stärker am Management der Erkrankung teilhaben als Männer. Dementsprechend sind männliche Angehörige ins Diabetesmanagement mehr involviert. Dagegen wollen männliche Erkrankte selbständiger mit dem Diabetes umgehen. Die Befunde geben Anlass, Angehörige intensiver in die Diabetestherapie einzubeziehen und dabei auch geschlechtsspezifische Erwartungen an die Partnerin oder den Partner zu berücksichtigen.

1 Einführung

In Deutschland leben 9,5 Millionen Menschen mit Diabetes (International Diabetes Federation 2019). Etwa zehn Prozent sind am Typ I erkrankt (Bundesministerium für Gesundheit 2020), der meist in den ersten 20 Lebensjahren in Erscheinung tritt. Bei ihnen kann der Körper kein eigenes Insulin produzieren. Er ist lebenslang auf eine externe Versorgung mit Insulin angewiesen. Ein Leben mit Diabetes erfordert ein hohes Maß an Disziplin. Die Stoffwechsellage muss ständig überwacht werden, um ggf. mit Insulin oder Kohlenhydraten gegenzusteuern. Die Messung des Blutzuckerspiegels übernimmt heute in der Regel

ein Glukosesensor an Arm oder Bauch. Dieser verfügt auch über ein Alarmsystem, falls der Wert vom individuellen Zielbereich abweicht. Manche Systeme bieten die Funktion, den Glukoseverlauf mit Angehörigen zu teilen.

Trotz der technischen Errungenschaften können medizinische Notfallsituationen wie Unterzuckerungen (Hypoglykämien) oder Überzuckerungen (Hyperglykämien) entstehen. Eine Hypoglykämie geht häufig mit Herzrasen, Schwitzen, Verwirrtheit oder Konzentrationsschwierigkeiten einher. Bei schwerwiegenden Hypoglykämien kommen neurologische Symptome hinzu, die vom Verlust des Bewusstseins über Krämpfe bis hin zu einem komatösen Zustand reichen können. Wird in Notfallsituationen nicht schnell genug reagiert, können weitere gesundheitliche Komplikationen und ein erhöhtes Sterblichkeitsrisiko die Folge sein (Kalscheuer et al. 2017). Unterschieden wird zwischen Notfällen, welche die Patientin oder der Patient selbst wahrnimmt und durch Insulin bzw. Kohlenhydrate behandeln kann, und jenen, die bereits so fortgeschritten sind, dass die Erkrankten auf die Hilfe anderer angewiesen sind (Diabetes News Media AG 2021).

2 Auswirkungen chronischer Erkrankungen auf Betroffene und Angehörige

Dass Diabetes sowohl Betroffene als auch Angehörige psychisch und sozial belasten kann,

scheint angesichts der beschriebenen Symptome und Therapiekonzepte folgerichtig. Der Forschungsstand zu diesem Thema ist allerdings dürftig.

2.1 Implikationen für Betroffene

Für Diabetikerinnen und Diabetiker ergeben sich im Alltag zahlreiche Einschränkungen. So müssen sie beispielsweise vor dem Autofahren auf eine stabile Stoffwechsellage achten (Diabetes-Deutschland.de 2021).

Diabetes verdoppelt die Wahrscheinlichkeit, an einer Depression zu erkranken (Anderson et al. 2001) und verursacht häufig Stress (Kulzer 2017). Etwa 12 Prozent aller Diabetikerinnen und Diabetiker leiden an einer klinischen Depression und „weitere 18 Prozent sind aufgrund depressiver Stimmungen belastet – wie Niedergeschlagenheit, Antriebslosigkeit oder Traurigkeit. Auch Angststörungen, Zwangserkrankungen sowie bestimmte Formen von Essstörungen [...] kommen bei Diabetespatienten häufiger vor“ (diabetesDE 2019: 161). Frauen mit Diabetes haben ein höheres Risiko, eine Depression zu entwickeln als Männer (Anderson et al. 2001).

2.2 Implikationen für Angehörige

Chronische Erkrankungen wirken sich auch auf das Leben der Angehörigen aus. So zieht Mattern (2001), die mit Multiple Sklerose Erkrankten forschte, das Fazit: „Ehe und Partnerschaft von chronisch Kranken werden übereinstimmend als belastet beschrieben. Häufiger als andere gelten sie als zerrüttet oder gefährdet“ (17). Eine andere Studie verweist auf depressive Symptome bei einem Viertel der Partnerinnen und Partner, die mit einer oder einem Herzerkrankten zusammenleben (Lyons et al. 2018). Dabei steigt die Wahrscheinlichkeit depressiver Verstimmungen an, wenn die Partnerinnen und Partner ein hohes Maß an Engagement bei der Behandlung des Herzleidens zeigen.

Untersuchungen zu den psychosozialen Auswirkungen auf Diabetes-Angehörige kommen zu dem Ergebnis, dass die Betroffenen häufig die Auswirkungen ihrer Erkrankung auf ihre Partnerin oder ihren Partner nicht wahrnehmen. Zudem zeigt sich, dass der Diabetes den Tagesablauf der Paare beeinflusst und die Spontaneität im Alltag beeinträchtigt (Litchman et al. 2019). Auch die Nächte stellen eine Herausforderung dar, insofern der Diabetes die Schlafqualität der Betroffenen und die der Partnerinnen und Partner verschlechtern kann (Tracy et al. 2019).

In der multinationalen TALK-HYPO-Studie wurden 4.300 Angehörige von Diabetikerinnen und Diabetikern befragt. Danach sorgen sich 64 Prozent vor einer Hypoglykämie. 60 Prozent

sehen es als ihre Aufgabe an, den Angehörigen mit Diabetes während einer Unterzuckerung beizustehen oder in das Management des Diabetes involviert zu sein. Von den Befragten, die bei einer Unterzuckerung aktiv unterstützen, gab wiederum fast die Hälfte an, dass sie dies viel emotionale Kraft kostet (Ratzki-Leewing et al. 2019). Zu ähnlichen Erkenntnissen kommt die Studie des Insulinherstellers Novo Nordisk (2014) mit 15.000 Personen in 17 Ländern: Danach ist die Lebensqualität der Angehörigen fast gleichermaßen beeinträchtigt wie die der Diabetikerinnen und Diabetiker selbst. Hauptbelastungsfaktor für die Angehörigen sind demnach die Angst vor Folgeschäden und Unterzuckerung. Kulzer et al. (2017) erklären dies damit, dass sich die Angehörigen während Hypoglykämien hilflos fühlen und die Situation nicht kontrollieren können.

2.3 Coping-Strategien

Schulungen zum Coping im Rahmen der Krankheitsbewältigung können dabei helfen, Ängstlichkeit und Stress zu reduzieren und die Selbstwirksamkeit zu stärken (Edraki/Rambod/Molazem 2018). Laut TALK-HYPO-Studie sprechen 91 Prozent der Angehörigen mit der Diabetikerin oder dem Diabetiker über Hypoglykämien. Sie berichten, dass ihnen diese Gespräche helfen, mit kritischen Situationen besser umzugehen und zu verstehen, was die Betroffenen in dem Moment erleben (Ratzki-Leewing et al. 2019). Weitere Untersuchungen zeigen, dass die gemeinsame Bewältigung von Stress, das Communal Coping, eine große Rolle bei Paaren einnimmt, in denen eine Person Diabetes hat (Berg et al. 2020; Helgeson et al. 2017). Immerhin sieht die Hälfte der Erkrankten den Diabetes als gemeinsame Herausforderung an, aber unter den Partnerinnen und Partnern vertreten sogar 77 Prozent diese Ansicht (Litchman et al. 2019). Untersuchungen von anderen Krankheitsbildern weisen darauf hin, dass sich der sog. WE-Talk, das heißt die Annahme der Krankheit bzw. der Konsequenzen als gemeinsames Problem, positiv auf die Partnerschaft und den Gesundheitszustand der Betroffenen auswirkt (Rohrbaugh et al. 2012; Rentscher et al. 2013). Wird der Diabetes mit der Partnerin oder dem Partner gemeinsam bewältigt, fühlen sich chronisch Erkrankte weniger ängstlich, weniger belastet, weniger depressiv und sie zeigen bessere Therapieergebnisse (Hartmann et al. 2010). Jedoch kann eine ausgeprägte Helfermotivation oder Kritik am Diabetesmanagement auch zu Frustration bei den Diabetespatientinnen und -patienten führen (Trief et al. 2017).

2.4 Psychoedukation bei chronischen Erkrankungen

Unter Psychoedukation werden „systematische, didaktisch-psychotherapeutische Maßnahmen zusammengefasst, die dazu geeignet sind, Patienten und ihre Angehörigen über die Krankheit und ihre Behandlung zu informieren, das Krankheitsverständnis und den selbstverantwortlichen Umgang mit der Krankheit zu fördern und sie bei der Krankheitsbewältigung zu unterstützen“ (Mühling/Jacobi 2011: 478). Das gemeinsame Wissen über eine Erkrankung und eine gemeinsame Intervention von Patientinnen/Patienten und ihren Partnerinnen/Partnern kann demnach die Gesundheit der Erkrankten fördern sowie die Angehörigen entlasten (Zimmermann 2011; Rabovsky 2010). Eine Besonderheit stellt die Psychoedukation der Eltern von Kindern und Jugendlichen mit einem Typ I Diabetes dar. Eltern dieser Kinder zeigen vermehrt Ängstlichkeit, emotionale Auffälligkeiten und neigen zu Übervorsicht ihren Kindern gegenüber (Ouzouni et al. 2019). Meist sind es dabei die Mütter, die federführend das Diabetesmanagement des Kindes übernehmen und von einer guten diabetischen Beratung profitieren (Streisand/Mackey/Herge 2010).

3 Methodik

Keine der oben genannten Studien differenzierte die Auswirkungen eines Diabetes nach Geschlecht. Um geschlechtsspezifische Perspektiven auf dieses Thema zu gewinnen, interviewte die Erstautorin im Rahmen ihrer Bachelorarbeit sechs Frauen und sechs Männer, deren Partnerin oder Partner an Typ I Diabetes erkrankt ist. Drei Befragungen fanden persönlich im Haushalt der Angehörigen statt, neun Interviews wurden telefonisch durchgeführt. Alle Befragten leben in heterosexuellen Partnerschaften. Diese bestehen länger als drei Jahre. Das Alter der Befragten lag zwischen 28 und 61 Jahren. Keiner der Interviewten arbeitet in der Diabetesbranche oder ist selbst von Diabetes betroffen.

4 Ergebnisse

Das Datenmaterial wurde induktiv über Grounded Theory (Glaser/Strauss 2010) ausgewertet. Die Ergebnisdarstellung erfolgt entlang der Kernkategorien. Darin eingebunden werden Zitate aus den Interviews. Dies wird über die Angabe der Befragten und Zeilennummer realisiert. A bis

F sind Aussagen von Frauen, G bis L Aussagen von Männern.

4.1 Auswirkungen des Typ I Diabetes

Diabetes Typ I nimmt Einfluss auf den Alltag, die Partnerschaft und das emotionale Erleben der Angehörigen im gleichen Haushalt. Die Intensität der erlebten Auswirkungen ist dabei zwischen Frauen und Männern vergleichbar.

Auswirkungen im Alltag

Jeweils drei Frauen und drei Männer geben an, dass sich die Krankheit nicht oder nur wenig auf ihren Alltag auswirkt. Die Befragte E sagt: „Also man sollte schon das tun, was einem Spaß macht und die Krankheit soll jetzt nicht das Leben beherrschen“ (E 132–134). Auch K sieht das so: „Wir haben den Alltag, den jeder hat“ (K 13). Jeweils zwei weibliche und männliche Interviewte meinen, dass sie mit dem Diabetes gut leben, es aber Situationen gibt, in denen er Einschränkungen mit sich bringt. Eine Partnerin und ein Partner stellen heraus, dass sich die Erkrankung stark auf ihr Leben auswirke und diese mit erheblichen Einschränkungen einhergeht. I sagt: „Der ganze Lebensablauf richtet sich nach dem Diabetes, mit allem, was dann noch kommen kann“ (I 46–47).

Die Befragten, die Auswirkungen auf sich spüren, nennen Einschränkungen in mehreren Lebensbereichen. Zunächst sind da die Nächte, in denen der Schlaf durch das Piepsen von Geräten wie Insulinpumpen unterbrochen wird. F sagt: „Für die Schlafsituation anderer Personen ist das nicht schön“ (F 79–80). Sie würde sich eine technische Entwicklung wünschen, die „nicht alle drum herum so belastet, sondern nur ihn selbst“ (F 79–81).

Auch beim Reisen muss einiges berücksichtigt werden. Diabetikerinnen und Diabetiker müssen ihre Utensilien wie Insulin und Spritzen stets in ausreichender Menge mit sich führen. Dies sorgt für Mehraufwand bei der Planung. Auch das Reiseziel will vorher durchdacht sein, wie die Angehörige A bestätigt: „Wenn es um Urlaub geht, [...] da muss die medizinische Versorgung gewährleistet sein“ (A 75–81).

Weiterhin nimmt der Diabetes Einfluss auf gemeinsame Aktivitäten. E erzählt: „Wo man überlegen muss, passt das gerade vom Zucker her oder ist das ein Tag, an dem Achterbahn herrscht und gar nichts funktioniert“ (E 104–110). F nennt exemplarisch den Besuch auf einem Weihnachtsmarkt: „Kann man jetzt nicht einfach sagen ‚hey, da hinten ist eine tolle Bude, lass uns was essen‘. Dann muss erstmal geschaut werden, wie ist denn der Wert, ist er hoch, ist er niedrig. Und man kann in der Masse nicht mal eben seine Utensilien zücken, dann gucken die

Leute nämlich. Das ist schon ein bisschen belastend“ (F 25–30). Denn wenn sich jemand in der Öffentlichkeit spritzt, würden manche Passantinnen und Passanten denken, das sei ein Junkie. Ein weiterer Punkt, den einige Befragte als belastend erleben, sind die Stimmungsschwankungen der Partnerinnen und Partner. B berichtet: „Gerade wenn er lange in der Hypoglykämie war, ist er aggressiv oder nicht er selbst“ (B 78–80). Auch G kennt diese Momente: „Natürlich ist das manchmal auch persönlich und heftig“ (G 283–284). Und B ergänzt: „Es ist definitiv etwas, womit man klarkommen muss“ (B 169–170).

Emotionale Auswirkungen

Die Ergebnisse zeigen, dass die häufigsten Emotionen während und nach diabetologischen Notfallsituationen entstehen (z. B. Unterzuckerungen). Weibliche und männliche Angehörige äußern gleichermaßen Ängste in den jeweiligen Situationen und sie machen sich Sorgen über Folgeschäden. A sagt: „Die Erfahrung zeigt, dass es da schon zu Schwierigkeiten und Krampfanfällen kommen kann und das finde ich dann sehr beängstigend“ (A 109–111). Auch K kennt diese Emotionen: „Wenn man sowas mal erlebt hat, dann hat man eine kleine Hinterangst, dass mal irgendwas passiert“ (K 130–132). Auf Hypoglykämien reagieren die Befragten emotional betroffen bis vernunftgesteuert. E erzählt: „Also die erste schwere Unterzuckerung, da war ich total überfordert [...] Ich war damals sehr schockiert, was hier gerade vor sich geht“ (E 36–39).

Auswirkungen auf die Partnerschaft

Im Vergleich zum Alltag wirkt sich der Diabetes nach Auffassung aller Befragten nicht oder nur wenig auf die Partnerschaft aus. Auf die entsprechende Frage antworten viele Angehörige ähnlich wie H: „Überhaupt nicht. Null Komma null“ (K 75). Auch A sagt, der Diabetes ist „kaum einschränkend für uns in der Beziehung“ (A 28). Allerdings geben eine Frau und ein Mann an, der Diabetes habe Einfluss auf ihr Liebesleben. H spricht das Thema offen an: „Es kann beim Sex mal sein, dass sie einen Unterzucker hat und sagt, es geht jetzt grade nicht mehr“ (H 120–121).

Wichtig und hilfreich halten viele Befragte die Kommunikation über den Diabetes in der Partnerschaft. Es zeigt sich, dass außerhalb der Partnerschaft kein oder nur wenig Austausch stattfindet. L sagt: „So arg tief mit anderen über die Krankheit meiner Frau zu sprechen, nein, mache ich nicht und brauche ich nicht“ (L 70–72). Lediglich zwei Befragte geben an, sich ab und zu mit der Familie der Partnerin oder des Part-

ners auszutauschen. A hebt dies positiv hervor: „Weil die ihn ja schon lange kennen und sich auch lange mit dem Thema Diabetes beschäftigen“ (A 58–69). L nutzt diese Möglichkeit ebenfalls: „Jaja einfach mal Druck ablassen“ (L 74). F hingegen wünscht sich, dass ihr Mann mehr mit ihr sprechen würde. Sie wäre gerne mehr eingebunden.

4.2 Der Umgang mit dem Diabetes seitens der Partnerinnen und Partner

Keiner der Befragten hat ein grundlegendes Problem mit dem Diabetes. Alle Interviewten haben sich unabhängig vom Geschlecht zu Beginn oder im Laufe der Partnerschaft mit der Erkrankung ihrer Partnerin oder ihres Partners beschäftigt. Einige informieren sich regelmäßig über neue Erkenntnisse aus der Diabetesforschung. L erzählt: „Ich lese sehr viel zum Thema Diabetes, mache Recherche und so. Schau, was es alles gibt und wo die Technik hingehet“ (L 86–87). Insgesamt begleiten zehn der zwölf Befragten ihre Partnerin oder ihren Partner zu Arztbesuchen. H berichtet, er habe auch mal selbst einen Glukosesensor getragen: „Es war ein Teil davon zu verstehen, wie das so ist und es war eine interessante Erfahrung“ (H 156–158).

Teilhabe am Diabetesmanagement

Bei der Teilhabe am Diabetesmanagement zeigen sich geschlechtsspezifische Unterschiede. Der Gruppe mit einem starken Grad an Involvierung ins Diabetesmanagement gehören drei Männer an, keine der befragten Frauen. Ein hoher Grad an Involvierung ins Diabetesmanagement wurde an einer hohen Teilhabe am täglichen Diabetesmanagement festgemacht, was z. B. an dem Mitverfolgen von Glukoseverläufen und dem gemeinsamen Abstimmen von Insulinabgaben ersichtlich ist. G nutzt zusammen mit seiner Frau eine Funktion, über die er jederzeit und überall die Glukoseverläufe einsehen kann. Er sagt: „Nachdem ich andauernd weiß, wo sie steht, bekommt sie immer den Senf von mir. Wenn Whatsapp nicht mehr reicht, dann gibt es auch mal einen Anruf. Ich schreibe dann einfach nur noch ‚Zucker!‘ und dann weiß sie, was Sache ist“ (G 151–154). Auffallend ist, dass G seine Antworten im Interview durchgängig in der Wir-Form formuliert, beispielsweise „Wir vermeiden den tiefen Unterzucker“ (G 127). Er unterstreicht dies auch mit der Aussage: „Das ist meine Frau. Das ist in Anführungsstrichen auch mein Zucker, auf den ich da achte“ (G 270–271). I vertritt ähnliche Ansichten. Er sagt: „Wenn ich erlebe, dass sich die Partner da gar nicht drum kümmern oder die Kommentare ‚das ist deine Krankheit, kümmere dich darum‘, das kann ich über-

haupt nicht nachvollziehen“ (I 105–107). Auch J beteiligt sich aktiv am Diabetesmanagement seiner Frau. Er sagt: „Da ich aus dem Datenumfeld komme, habe ich mir angeschaut, was die Pumpe und das Messgerät für Daten produzieren. Man hat sich da gewissermaßen selbst eingearbeitet. Und da hat der Diabetes mehr und mehr Einfluss auf einen selbst genommen“ (J 78–82).

Anders hingegen sieht das beispielsweise die Befragte A, welche zusammen mit drei anderen Frauen und zwei Männern eher wenig ins Diabetesmanagement involviert ist. Sie sagt: „Ich denke, es ist wichtig, dass ich mich da nicht zu sehr einmische“ (A 43), „weil das hat er immer sehr gut im Griff und das muss er auch im Griff haben“ (A 118). Ähnlich sieht das die Interviewte B. Sie stellt klar: „Wenn ich mir darüber Gedanken machen würde, dann könnten wir nicht zusammen sein. Wenn ich für ihn immer dran denken müsste, das geht nicht. Also für mich nicht“ (B 130–132). Sie ist in die tägliche Diabetesroutine nicht eingebunden, nimmt jedoch an wichtigen Entscheidungen oder Veränderungen teil, beispielsweise am Wechsel einer Insulinpumpe. H sieht seine Rolle ähnlich: „Ich würde sie natürlich unterstützen, wenn sie das wünschen würde. Aber wenn sie nichts sagt, dann ist das für mich in Ordnung“ (H 107–109).

Zwischen dem Grad der Involvierung und den subjektiv empfundenen Auswirkungen des Diabetes lassen sich Zusammenhänge erkennen. Tendenziell erleben diejenigen, die nur geringfügig am Diabetesmanagement beteiligt sind, auch nur geringfügige oder punktuelle Auswirkungen durch den Diabetes. Bzw. umgekehrt: Für die hoch Engagierten ergeben sich stärkere Auswirkungen.

Veränderungen im Laufe der Partnerschaft

Zehn der zwölf Befragten haben ihre Partnerin oder ihren Partner kennengelernt, als der Diabetes bereits diagnostiziert war, bei zwei weiteren hat die Partnerin bzw. der Partner die Diagnose im Laufe der Beziehung erhalten. Die Reaktionen auf die Mitteilung der Erkrankung fielen insgesamt positiv aus. Lediglich H sagt: „Erst mal dachte ich oh je, man hört ja so viel Schlimmes“ (H 58). Doch keiner der Interviewten empfand den Diabetes als abschreckend.

Im Laufe der Beziehung ändert sich der Umgang mit der Erkrankung. Die meisten Befragten geben an, dass sie sich mehr und mehr mit dem Diabetes beschäftigt haben und sich ihrer Verantwortung der Partnerin oder dem Partner gegenüber bewusster geworden sind. J berichtet, dass die Erkrankung zu Beginn der Beziehung zunächst nur eine Begleiterscheinung war. Erst

später habe er sich mehr mit dem Thema auseinandergesetzt. Auch E hat sich anfänglich wenig Gedanken gemacht: „Ich wusste damals nicht, wie tief das einen dann begleitet, auch in der Beziehung und im ganzen Leben“ (E 8–10).

Viele Interviewte sagen, sie hätten gelernt, mit der Erkrankung umzugehen. C meint: „Man wächst mit seinen Aufgaben. Dann ist es so, dass eine Situation nach der anderen kommt. Mal ist es Unterzucker, dann ist der Zucker zu hoch oder es gibt Stimmungsschwankungen. Es ist ein langsamer Prozess, wo man reinwächst“ (C 34–37). H beschreibt die Anfangszeit so: „Am Anfang war es hektischer, stressiger, man kennt sich nicht damit aus, ich weiß nicht, was ich zu tun habe, wenn was passiert. Man kennt auch die Person noch nicht so gut. Und mittlerweile ist es in meinen Augen entspannter geworden. Dadurch, dass ich mich mit ihr gemeinsam damit beschäftigen kann“ (H 129–134). Auch andere berichten, dass die Kommunikation untereinander verstärkt stattfindet und sie gelernt haben, mit den Symptomen und Begleiterscheinungen umzugehen. Einige behaupten, dass sie sogar vor ihrer Partnerin oder ihrem Partner eine drohende Unterzuckerung bemerken und ggf. entsprechend darauf hinweisen.

4.3 Einflüsse auf den Umgang mit dem Diabetes

Einstellungen der Erkrankten zum Diabetes

Die Haltung der Diabetikerinnen und Diabetiker zu ihrer Krankheit nimmt Einfluss auf die Angehörigen. Dabei lassen an Diabetes erkrankte Männer ihre Partnerinnen weniger an der Krankheit und dem Management der Krankheit teilhaben als die erkrankten Frauen. Offensichtlich wollen mehr Männer als Frauen selbständig und selbstbestimmt mit dem Diabetes umgehen. Die Befragte A sagt: „Ich weiß, dass er da seine Freiheiten braucht. Weil er das einfach selbst managen will. Also wenn ich jetzt zum Beispiel fragen würde, wie ist dein Wert, dann würde er sagen, du ich habe das schon im Griff und mische dich nicht zu sehr ein“ (A 150–153).

Mitunter führen abweichende Vorstellungen, wie der Diabetes zu behandeln ist, zu Unstimmigkeiten bei den Paaren. C berichtet, dass ihre Auffassung zum Umgang mit dem Diabetes stark von der Ansicht ihres Mannes abweicht: „Er sieht das Ganze einfach lockerer und ich bin da eher, ja Perfektionistin will ich nicht sagen, aber ich will halt die Werte im grünen Bereich haben“ (C 57–59). Früher habe sie aktiver am Diabetesmanagement ihres Mannes teilhaben wollen. Sie sagt: „Aber ich komme gegen seine lockere Art mit meiner Vorstellung, wie ich es machen würde, nicht an“ (C 108–109). Auch B hält den

Umgang ihres Mannes mit dem Diabetes für „suboptimal“ (B 70–72). Sie erzählt, wie sie am Anfang versucht habe, Einfluss zu nehmen: „Ich habe ihn da sehr bedrängt. Aber je mehr ich ihn bedrängte, desto mehr hat er auf stur geschaltet“ (B 54–55). Sie versuche zwar, Einfluss zu nehmen, müsste das aber gut abschätzen, da er nicht jede Hilfe zulasse. C sagt, sie habe gelernt, das Verhalten ihres Mannes mit dem Diabetes zu akzeptieren. Hier zeigt sich, dass der Versuch, am Diabetes teilzuhaben und Einfluss auf die Therapie zu nehmen, vom Betroffenen auch abgelehnt werden kann. Zwei Partnerinnen haben ihr Engagement zurückgenommen, was C kommentiert mit „irgendwann resigniert man dann“ (C 124).

Der Umgang mit dem Diabetes im Alltag

Beim Umgang mit dem Diabetes im Alltag zeigen sich die Folgen der geschlechtsspezifischen Besonderheit, dass Männer ihre Partnerinnen am Diabetes weniger teilhaben lassen. So unternehmen männliche Angehörige mehr Versuche, den Zuckerverlauf und das Verhalten ihrer Partnerin zu kontrollieren, während sich Frauen als Angehörige eher zurück- oder heraushalten. Für G ist es „ein ruhiger Gedanke“ (G 324), stetig zu wissen, wo seine Frau steht und im Ernstfall alarmiert zu werden. Er bekommt die aktuellen Glukosedaten seiner Frau auf seinem Smartphone angezeigt. I findet es nicht störend durch die Alarmer des Sensors geweckt zu werden, für ihn ist dies sogar beruhigend. J pflichtet dem bei: „Ich bin froh, dass es auch meine Nacht beeinflusst. Weil ich nicht möchte, dass sich das negativ auswirkt. Da ist es mir dann deutlich lieber, dass ich auch wach werde und ich weiß, sie geht jetzt einen Saft trinken und alles ist okay“ (J 137–140).

Die Befragte C geht den entgegengesetzten Weg und macht die Warntöne aus, wenn sie oder ihr Mann unterwegs ist: „Ich will's nicht wissen. Also damit fahre ich besser, als wenn ich weiß, der Pfeil geht steil nach unten. Dann werde ich nur nervös. Wenn du eh nichts machen kannst und eh nicht in der Nähe bist, dann brauchst du es auch nicht“ (C 148–150). Eine ähnliche Strategie wendet sie hinsichtlich möglicher Folgeschäden an: „Ich denke, wenn diese Folgeerkrankungen kommen, wird das vielleicht wieder präsenter sein. Aber das verdrängt man“ (C 102–103).

Erfahrungen mit diabetologischen Notfallsituationen

Alle Interviewten haben zu Beginn der Beziehung oder im Verlauf der Partnerschaft gelernt, was bei diabetologischen Notfallsituationen zu

tun ist. Neun der zwölf Befragten berichten von mindestens einer Situation, in der sie mit ihrer Partnerin oder ihrem Partner eine mittelschwere oder schwere Hypoglykämie erlebt haben.

Frauen und Männer als Angehörige gehen mit entsprechenden Notfällen unterschiedlich um. Die männlichen Befragten berichten, ruhiger, vernunftgesteuerter und sachlicher in den Situationen zu reagieren. So erzählt K: „Ich habe das erstaunlicherweise sehr ruhig und strukturiert abgearbeitet. Und ansonsten komme ich damit gut klar und ich weiß, was ich zu tun habe“ (K 40–42). Nichtsdestotrotz erwähnt er eine Situation, die ihn belastete: Ich hatte nicht die Möglichkeit, ihr irgendetwas zuzuführen. Ich habe den Mund nicht auseinandergekrigelt. Ich hätte es mit Gewalt machen müssen, aber es gab wirklich keine Möglichkeit, sie war total weggetreten, sie hat nur da gelegen“ (K 116–121). K und andere männliche Befragte erlebten das Gefühl eines Kontrollverlustes mit der Folge, dass sie anstreben, künftige Unterzuckerungen durch Überwachung der Zuckerwerte zu vermeiden. Auch J fühlt sich in Notsituationen hilflos. Er sagt: „Sie lag da einfach nur, hatte die Augen offen, atmete ganz schwer, also das war eine Art traumatische Situation für mich“ (J 223–224). Das habe bei ihm „einiges bewirkt“ (J 234), insofern dass er jetzt mehr auf seine Frau achtgibt und sie zu Vorsichtsmaßnahmen auffordert. Frauen als Partnerinnen von Diabeteserkrankten setzen sich länger und emotionaler mit den erlebten Situationen auseinander und gestehen sich eher einen Kontrollverlust ein. So berichtet E über schwere Unterzuckerungen ihres Mannes: „Also das war in der Nacht, da hat er dann gekrampft. Also in dem Moment habe ich mich schwergetan, damit umzugehen“ (E 20–24). Sie sei mit der Situation überfordert gewesen: „Ich wusste in dem Moment gar nicht so recht, was los ist. Also er hat sich dann noch auf die Zunge gebissen und dann ist Blut aus dem Mund gelaufen. Also ich war damals sehr schockiert, was hier grade vor sich geht“ (E 36–42). E erlebte dies als einschneidend. Die Notfallsituationen haben ihr bewusst gemacht, welche Verantwortung sie für ihren Partner trägt.

4.4 Geschlechterunterschiede

Die Befragten wurden gefragt, inwieweit sie einen Unterschied im Umgang mit dem Diabetes in Bezug auf das Geschlecht sehen. Hier zeigt sich ein gespaltenes Bild. Die eine Hälfte der Interviewten, jeweils drei Frauen und Männer, geht davon aus, dass es keinen Unterschied macht, ob ein Mann eine Partnerin mit Diabetes hat oder eine Frau einen Partner mit Diabetes. Manche sehen es als selbstverständlich an, sich in einer

Partnerschaft umeinander zu kümmern. Der Befragte K fasst dies so zusammen: „Wenn man seinen Partner liebt, egal ob Mann oder Frau, geht jeder sorgsam mit dem anderen um und passt auf den anderen auf, egal ob er Zucker hat oder was anderes“ (K 136–139).

Die andere Hälfte der Interviewten, darunter wiederum je drei Frauen und Männer, bewegt sich innerhalb sozial zugeschriebener Geschlechterrollen. E gibt an: „Ich glaube, dass Frauen dazu neigen, sich mehr Sorgen zu machen und mehr versuchen einzugreifen, und Männer sich da weniger Sorgen machen und mehr die Partnerin machen lassen“ (E 124–126). Auch sich selbst sieht die Befragte in dieser Rolle. Andere Interviewte teilen diese Ansicht. F interpretiert das Verhalten der Männer ebenfalls stereotyp: „Also ich würde sagen, das hängt mit den männlichen Eigenschaften zusammen, dass Männer sich gerne um sich selbst drehen und die Partnerin gar nicht so wahrnehmen“ (F 156–158). Auch G bringt die vermuteten Muster in Zusammenhang mit Geschlechterrollen: „Weil das was mit Empathie zu tun hat, mit der Gefühlsbezogenheit. Männer sind sehr einfach gestrickt“ (G 167–168).

Die Vorstellungen einiger Angehöriger bewegen sich demnach innerhalb bekannter Geschlechterstereotype: Frauen würden sich demnach mehr kümmern und sich schneller Sorgen machen. Männer hingegen wird zugeschrieben, rationaler und gelassener zu sein. Die Ergebnisse der Untersuchung jedoch zeichnen ein anderes Bild. Danach sind Männer als Angehörige in das tägliche Diabetesmanagement stärker involviert als Frauen. Gleichzeitig unterstreichen die Ergebnisse die männliche Affinität zu Technik sowie Zahlen, Daten und Fakten. Vier der sechs Männer geben an, technisch affin zu sein und ihre Partnerin von dieser Seite aus zu unterstützen. Drei Männer prüfen und analysieren regelmäßig die Glukoseverläufe ihrer Frau. I gibt an, die Insulineinstellungen an der Pumpe zu verändern: „Das mache ich schon gerne. Ich bin eher der PC- und Diagramm-Typ als meine Frau. Die vertraut mir das Ganze auch an“ (I 92–95).

5 Diskussion

Ein Typ I Diabetes berührt den Alltag, die Freizeitaktivitäten und Nächte der im gleichen Haushalt lebenden Partnerinnen und Partner. Die Spontanität der Paare ist häufig eingeschränkt und die Schlafqualität der Partnerinnen und Partner beeinträchtigt. Dies bestätigt die Befunde aus früheren Untersuchungen (Litchman et al. 2019; Tracy et al. 2019). Ferner wirkt sich der

Diabetes auf das emotionale Wohlbefinden der Angehörigen aus. Ängste entstehen vorwiegend in Situationen, in denen sich die Partnerin oder der Partner in einer medizinischen Notlage befindet, was die Ergebnisse von Ratzki-Leewing et al. stützt. Folge ist oft ein Unwohlsein, wenn die Partnerin oder der Partner beispielsweise lange Autofahrten macht, Alkohol konsumiert oder Nächte allein verbringt. Zudem sorgen sich die Partnerinnen und Partner, entsprechend der Erkenntnisse aus der DAWN2-Studie, um Folgeschäden (Novo Nordisk 2014).

Über die Dauer der Beziehung hinweg lernen die Partnerinnen und Partner, mit der Erkrankung umzugehen. Dabei werden der Alltag mit dem Diabetes und die Auswirkungen wie Stimmungsschwankungen mit der Zeit leichter, was die Untersuchung von Litchman et al. erneut stärkt. Einigen Befragten wird ihre Verantwortung und die Tragweite der Erkrankung erst bei Eintreten von Notfallsituationen bewusst, ungeachtet dessen, dass sie sich zuvor bereits Wissen über den Diabetes angeeignet haben.

Der Diabetes wird von den Paaren als gemeinsame Herausforderung angenommen. Allerdings könnte es sein, dass an der Studie nur Paare teilnahmen, welche die Erkrankung als gemeinsame Aufgabe annehmen und sich diejenigen, bei denen das nicht der Fall war, trennten und für eine Befragung nicht mehr zur Verfügung standen. Ein gemeinsamer Austausch über die Erkrankung wird in der Regel als zufriedenstellend erlebt. Dabei bestätigt sich der positive Effekt von Communal Coping aus einer Studie an Diabetes Typ II Erkrankten (Helgeson et al. 2017). Im Gegensatz zum Austausch in der Ehe findet ein Austausch in Freundschaften oder im beruflichen Umfeld kaum bis gar nicht statt.

Die Partnerinnen und Partner sind unterschiedlich stark in das Diabetesmanagement eingebunden. Dabei sind Männer signifikant stärker in das tägliche Diabetesmanagement ihrer Partnerinnen involviert und setzen sich kognitiv intensiver mit der Erkrankung auseinander als Frauen. An der Stelle zeigt sich, dass männliche Erkrankte es bevorzugen, ihren Diabetes selbstständig und ohne Unterstützung zu managen. Weibliche Erkrankte hingegen nehmen die Unterstützung ihrer Partner größtenteils an. Unterschiedliche Auffassungen zum Diabetesmanagement können zu Unstimmigkeiten unter den Paaren führen mit der Folge, dass sich in diesem Fall ausschließlich die Partnerinnen aus dem Diabetesmanagement zurückziehen. Dies stützt die Ergebnisse der DAWN2-Studie, dass es zu Unstimmigkeiten beim Diabetesmanagement kommen kann (Novo Nordisk 2014) und Bevormundung und Kritik am Diabetesmanagement der Patientinnen

und Patienten einen negativen Einfluss auf die Beziehung nehmen können (Trief et al. 2017). Darüber hinaus entstand in den Interviews der Eindruck, dass die männlichen Angehörigen den Diabetes sachlicher und rationaler bewerten. Sie weisen ein größeres Interesse an technischen Phänomenen und Fortschritten auf. Von dem Analysieren der Glukoseverläufe oder dem Einrichten technischer Komponenten zur Diabetestherapie berichten ausschließlich männliche Angehörige. Zwar erwähnen sie auch Stimmungsschwankungen und Ängste. Dennoch beschreibt keiner von ihnen die Situation als belastend oder zeigt negative Emotionen wie Gereiztheit oder Resignation. Die Frauen hingegen treffen stellenweise emotionalere Aussagen als die Männer, wenn es beispielsweise um die Auswirkungen der Erkrankung geht. Es entsteht der Eindruck, als fühlen sie sich insgesamt beeinträchtiger durch den Diabetes. Die Angehörige B bedankt sich sogar dafür, dass sie nach ihrem Leben mit einem Typ I Diabetiker gefragt wird, so als fühle sie sich sonst zu wenig beachtet oder wertgeschätzt. Das wiederum würde die Ergebnisse von Litchman et al. stützen, dass Diabetikerinnen und Diabetiker häufig nicht wahrnehmen, inwieweit ihre Erkrankung auch Einfluss auf ihre Partnerin oder ihren Partner nimmt.

6 Handlungsempfehlungen

Die Ergebnisse zu den psychosozialen Auswirkungen eines Diabetes unterstreichen die Notwendigkeit und Bedeutung, Angehörige in die Aufklärung über die Erkrankung und deren Management einzubinden. Psychoedukation ist demnach sowohl für Patientinnen und Patienten als auch für Angehörige wünschenswert. Schulungen und Beratungen können Angehörige dabei unterstützen, emotional und medizinisch besser auf die alltäglichen Herausforderungen im Allgemeinen und Notfallsituationen im Besonderen vorbereitet zu sein. Diese Angebote sollten nicht nur konkrete Handlungsempfehlungen für Notfälle beinhalten, sondern auch den psychosozialen Umgang mit der Erkrankung zum Thema haben.

Dabei sind ggf. geschlechtsspezifische Umgangsweisen mit Belastungssituationen zu berücksichtigen. Männliche Angehörige sollten im Sinne der eigenen Psychohygiene lernen, die emotionalen Auswirkungen auf sich selbst stärker wahrzunehmen und zu reflektieren. Bei weiblichen Angehörigen sollte das von männlichen Erkrankten gezeigte Bestreben, die Partnerin nicht oder nur begrenzt an der Erkrankung teilhaben zu lassen, angesprochen werden. Dies

ist auch eine für die Paarberatung interessante Implikation: Paare mit einer oder einem an Typ I Diabetes Erkrankten sollten ihre wechselseitigen Erwartungen aneinander offenlegen und aushandeln. Diabetes ist eine Beeinträchtigung, welche einer abgestimmten Bewältigung bedarf. Der gemeinsame Austausch kann Paare stärken, ein fehlender oder nicht konstruktiver Austausch kann sie vermutlich auseinanderbringen.

Literatur

- Anderson, Ryan. J.; Freedland, Kenneth. E.; Clouse, Ray E. & Lustman, Patrick J. (2001). The prevalence of comorbid depression in adults with diabetes: a meta-analysis. *Diabetes Care*, 24(6), 1069–1078.
- Berg, Cynthia A.; Helgeson, Vicki S.; Tracy, Eunjin L.; Butner, Jonathan E.; Kelly, Caitlin S.; Van Vleet, Meredith & Litchman, Michelle L. (2020). Daily illness appraisal and collaboration in couples with type 1 diabetes. *Health Psychology*, 39, 689–699.
- Bundesministerium für Gesundheit. (2020). Diabetes mellitus Typ 1 und Typ 2. Zugriff am 01.03.2021 unter www.bundesgesundheitsministerium.de/themen/praevention/gesundheitsgefahren/diabetes.html.
- Diabetes-Deutschland.de. (2021). Diabetes mellitus und Führerschein. Zugriff am 01.03.2021 unter www.diabetes-deutschland.de/archiv/1384.html.
- diabetesDE. (2019). Deutscher Gesundheitsbericht Diabetes 2019. Zugriff am 01.03.2021 unter: www.diabetesde.org/system/files/documents/gesundheitsbericht_2019.pdf.
- diabetesDE. (2020). Erfolgreich im Beruf trotz Diabetes. Zugriff am 01.03.2021 unter www.diabetesde.org/ueber_diabetes/recht_und_soziales/berufswahl_und_alltag_.
- Diabetes News Media AG. (2021). Hypoglykämie (Unterzuckerung). Zugriff am 01.03.2021 unter www.diabetes-news.de/wissen/unterzucker-und-blutzuckerentgleisung/hypoglykaemie.
- Edraki, Mitra; Rambod, Masoume & Molazem, Zahra. (2018). The Effect of Coping Skills Training on Depression, Anxiety, Stress, and Self-Efficacy in Adolescents with Diabetes: A Randomized Controlled Trial. *International Journal of Community Based Nursing & Midwifery*, 6(4), 324–333.
- Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (2010). *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung* (3. Aufl.). Bern: Huber.
- Hartmann, Mechthild; Bänzner, Eva; Wild, Beate; Eisler, Ivan & Herzog, Wolfgang. (2010). Ef-

- fects of interventions involving the family in the treatment of adult patients with chronic physical diseases: A meta-analysis. *Psychotherapy and Psychosomatics*, 79(3), 136–148.
- Helgeson, Vicki S.; Jakubiak, Brittany; Seltman, Howard; Hausmann, Leslie & Korytkowski, Mary. (2017). Implicit and explicit communal coping in couples with recently diagnosed type 2 diabetes. *Journal of Social & Personal Relationships*, 34(7), 1099–1121.
 - International Diabetes Federation. (2019). IDF Diabetes Atlas 9th Edition. Zugriff am 01.03.2021 unter www.diabetesatlas.org/en/.
 - Kalscheuer, Hannes; Serfling, G.; Schmid, S. & Lehnert, H. (2017). Diabetic emergencies: Hypoglycemia, ketoacidotic and hyperglycemic hyperosmolar nonketotic coma. *Der Internist*, 58(10), 1020–1028.
 - Kulzer, Bernhard. (2017). Diabetes und Stress. *Diabetologe*, 13, 546–547.
 - Kulzer, Bernhard; Lüthgens, Birgit; Landgraf, Rüdiger; Krichbaum, Michael; Hermanns, Norbert. (2017). Wie belastend erleben Angehörige den Diabetes? *Diabetologe*, 13, 570–580.
 - Litchman, Michelle L.; Wawrzynski, Sarah E.; Allen, Nancy A.; Tracy, Eunjin L.; Kelly, Caitlin S.; Helgeson, Vicki S. & Berg, Cynthia A. (2019). Yours, Mine, and Ours: A Qualitative Analysis of the Impact of Type 1 Diabetes Management in Older Adult Married Couples. *Diabetes Spectrum*, 32(3), 237.
 - Lyons, Karen S.; Hiatt, Shirin O.; Gelow, Jill M.; Auld, Jonathan; Mudd, James O.; Chien, Christopher V. & Lee, Christopher S. (2018). Depressive symptoms in couples living with heart failure: the role of congruent engagement in heart failure management. *Aging & Mental Health*, 22(12), 1585–1591.
 - Ouzouni, Apostolina; Galli-Tsinopoulou, Assimina; Kazakos, Kyriakos & Lavdaniti, Maria. (2019). Adolescents with Diabetes Type 1: Psychological and Behavioral Problems and Compliance with Treatment. *International Journal of Caring Sciences*, 12(2), 1298–1304.
 - Rentscher, Kelly E.; Rohrbaugh, Michael J.; Shoham, Varda & Mehl, Matthias R. (2013). Asymmetric partner pronoun use and demand-withdraw interaction in couples coping with health problems. *Journal of Family Psychology*, 27(5), 691–701.
 - Rabovsky, Kristin. (2010). Psychoedukation und angehörigenzentrierte Interventionen bei depressiven Erkrankungen. *Therapeutische Umschau*, 67(11), 593–596.
 - Ratzki-Leewing, Alexandria; Parvaresh Rizi; Ehsan, Harris & Stewart B. (2019). Family Members: The Forgotten Players in the Diabetes Care Team (The TALK-HYPO Study). *Diabetes Therapy*, 10(6), 2305–2311.
 - Rohrbaugh, Michael J.; Shoham, Varda; Skoyen, Jane A.; Jensen, Michaeline & Mehl, Matthias R. (2012). We-Talk, Communal Coping, and Cessation Success in a Couple-Focused Intervention for Health-Compromised Smokers. *Family Process*, 51(1), 107–121.
 - Mattern, Ruperta. (2001). Chronisch kranke Menschen und ihre Familien. Darstellung der Situation und ihrer Bewältigung am Beispiel Multiple Sklerose. Zugriff am 01.03.2021 unter www.ifb.bayern.de/imperia/md/content/stmas/ifb/materialien/mat_2001_1.pdf.
 - Novo Nordisk. (2014). DAWN2™: Erkennen – Verstehen – Handeln. Zugriff am 01.03.2021 unter https://www.novonordisk.de/content/dam/Germany/AFFILIATE/www-novonordisk-de/%C3%9Cber%20Novo%20Nordisk/PDF/DAWN2_Broschuere_2014.pdf.
 - Streisand, Randi; Mackey, Eleanor R. & Herge, Whitney. (2010). Associations of parent coping, stress, and well-being in mothers of children with diabetes: examination of data from a national sample. *Maternal and Child Health Journal*, 14(4), 612–617.
 - Tracy, Eunjin L.; Berg, Cynthia A.; Baucom, Katherine J. W.; Turner, Sara L.; Kelly, Caitlin S.; Van Vleet, Meredith; Butner, Jonathan & Helgeson, Vicki S. (2019). Daily sleep quality and daily stressors in couples coping with type 1 diabetes. *Health Psychology*, 38(1), 75–83.
 - Trief, Paula M.; Jiang, Yawen; Beck, Roy; Huckfeldt, Peter J.; Knight, Tara; Miller, Kellee M. & Weinstock, Ruth S. (2017). Adults with type 1 diabetes: Partner relationships and outcomes. *Journal of Health Psychology*, 22(4), 446–456.
 - Zimmermann, Tanja. (2011). „Seite an Seite“: Ein Fallbericht über partnerschaftliche Unterstützung im Rahmen einer Brustkrebserkrankung. *Verhaltenstherapie*, 21(3), 171.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Bettina Franzke
Lehrbeauftragte an der FOM
Hochschule für
Oekonomie & Management
bettina.franzke@fom-net.de

<https://doi.org/10.17185/duerpublico/74541>

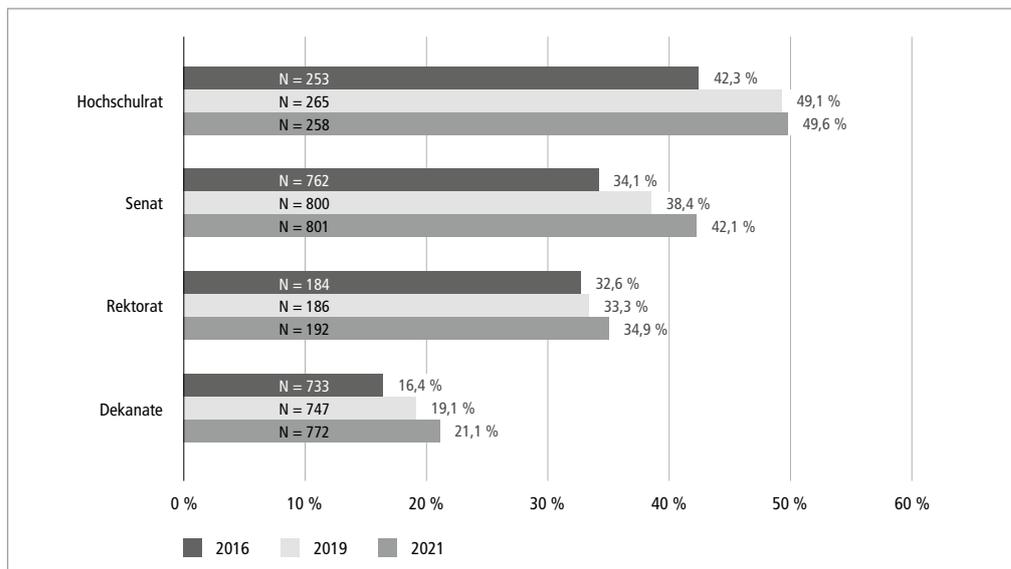
Jeremia Herrmann, Jennifer Niegel

Hochschulleitungsgremien in NRW bis 2021 – Stagnation oder kontinuierliche Steigerung des Frauenanteils?

Hochschulleitungen sind verantwortlich für die Entwicklung und Steuerung der jeweiligen Hochschule. Sie vertreten die Hochschule nach außen und leiten diese nach innen. Auf Ebene der verschiedenen Hochschulleitungspositionen und -gremien werden Entscheidungen getroffen und getragen, die Arbeits- und Studienbedingungen maßgeblich beeinflussen. Dabei haben insbesondere die zentralen Leitungsorgane, die Rektorate¹ und Hochschulräte, eine hohe Entscheidungskompetenz inne. Im Rahmen der akademischen Selbstverwaltung kommt den Senaten ebenfalls eine bedeutende Leitungsfunktion zu sowie auf Ebene der Fachbereiche den Dekanaten. Aus einer Gleichstellungsperspektive ist es daher interessant zu betrachten, inwieweit Frauen auf diesen Leitungspositionen und in den Gremien vertreten sind. Auf rechtlicher Ebene ist im Hochschulgesetz des Landes NRW in §11b die geschlechtergerechte Gremienbesetzung festgeschrieben.

Die Auswertung der Hochschulleitungen und -gremien nach Geschlecht² basiert auf der jährlichen Recherche der Webseiten der 37 Hochschulen in Trägerschaft des Landes NRW durch die Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW. Die Ergebnisse werden jedes Jahr im Statistikportal veröffentlicht.³ Im Folgenden werden die für den März 2021 erhobenen Daten in Beziehung zu den vorherigen Jahren gesetzt. Dabei dient die Darstellung der Jahre 2016 und 2019 als Vergleichshorizont, um die jüngeren Entwicklungen nachzuzeichnen.⁴ Darüber hinaus wird ein genauerer Einblick in die Verteilung der Statusgruppen in den Hochschulsenaten 2021 gegeben. Insgesamt soll ein streiflichtartiger Überblick ermöglicht werden, der an einzelnen Stellen auffällige Entwicklungen und Aspekte genauer beleuchtet.

Abbildung 1: Hochschulgremien der nordrhein-westfälischen Hochschulen 2016, 2019, 2021



Quelle: eigene Erhebung und Berechnung, KoFo Netzwerk FGF NRW.

Hochschulräte

Als Hochschulgremium mit dem höchsten Frauenanteil von 49,6 % bewegen sich die Hochschulräte auf einem stabilen, hohen Ni-

veau. Lag der Anteil von Frauen im Jahr 2016 bei 42,3 %, sind seit 2019 mit einem Wert bei über 49 % ähnlich viele Frauen wie Männer in den Hochschulräten vertreten. Der Hochschulrat ist das einzige Gremium an den Universitäten

¹ Im Folgenden werden Präsidien den Rektoraten zugeordnet, analog wird mit den Präsident_innen (Rektor_innen) und Vizepräsident_innen (Prorektor_innen und Kanzler_innen) verfahren.

² Die Zuschreibung der Geschlechter „Frau“ und „Mann“ wurde anhand der Vornamen vorgenommen. Die Analyse verbleibt somit innerhalb der binären Geschlechterordnung.

³ Zu Erhebung und Begriffsdefinition finden sich Erläuterungen im Gender-Report 2019 (vgl. Kortendiek et al. 2019: 186 ff.) und im Glossar des Statistikportals (<https://www.gender-statistikportal-hochschulen.nrw.de/glossar-a>).

⁴ In diesen Analysezeitraum fallen auch diverse Phasen des pandemiebedingten Lock-downs von März 2020 bis zum Ende des Erhebungszeitraums. Inwiefern sich daraus Konsequenzen für die geschlechterspezifische Besetzung von Hochschulgremien und -positionen ergeben, kann hier nicht erörtert werden, soll jedoch als Teilaspekt im Gender-Report 2022 aufgegriffen werden.

und Fachhochschulen, für das im Hochschulgesetz NRW eine konkrete Mindestquote (40 %) vorgeschrieben ist. Seine Mitglieder bestehen zudem zumindest zur Hälfte aus externen Personen. Somit können gezielt qualifizierte Frauen für die Besetzung des Hochschulrates gesucht werden. Eine Besonderheit ist mit Blick auf die Kunsthochschulgesetz zu beachten, denn diese verfügen über einen gemeinsamen Kunsthochschulbeirat.

Senate

Als hochschulweite Wahlgremien und der damit verbundenen Freiheit der Wahl lassen die Senate keine direkte Einflussnahme auf die Besetzung des Gremiums zu. Lediglich über die gezielte Ansprache von Kandidat_innen oder die Erstel-

lung von Wahllisten besteht die Möglichkeit, die Beteiligung von Frauen in den Senaten indirekt zu fördern. Umso erfreulicher ist die Entwicklung in diesem zentralen Hochschulgremium: Mit 42,1 % überschreitet der Frauenanteil im März 2021 in den Senaten erstmalig die 40 %-Marke. Seit 2016 bedeutet das eine Steigerung um 8 Prozentpunkte, davon in den letzten zwei Jahren um nahezu 4 Prozentpunkte – die höchste von allen hier betrachteten Gremien. Dabei ist der Anstieg des Frauenanteils bei den Kunsthochschulen besonders hervorzuheben, denn mit 49,3 % besteht an den Kunsthochschulen eine geschlechterparitätische Aufteilung der Senatsitze. Auch an den Universitäten und Fachhochschulen nimmt der Anteil an Senatorinnen zu, jedoch liegen die Werte mit 43,4 % (Universitäten) und 37,9 % (Fachhochschulen) unter dem an Kunsthochschulen.

Tabelle 1: Anteil der Statusgruppe im Senat der nordrhein-westfälischen Hochschulen in NRW 2021

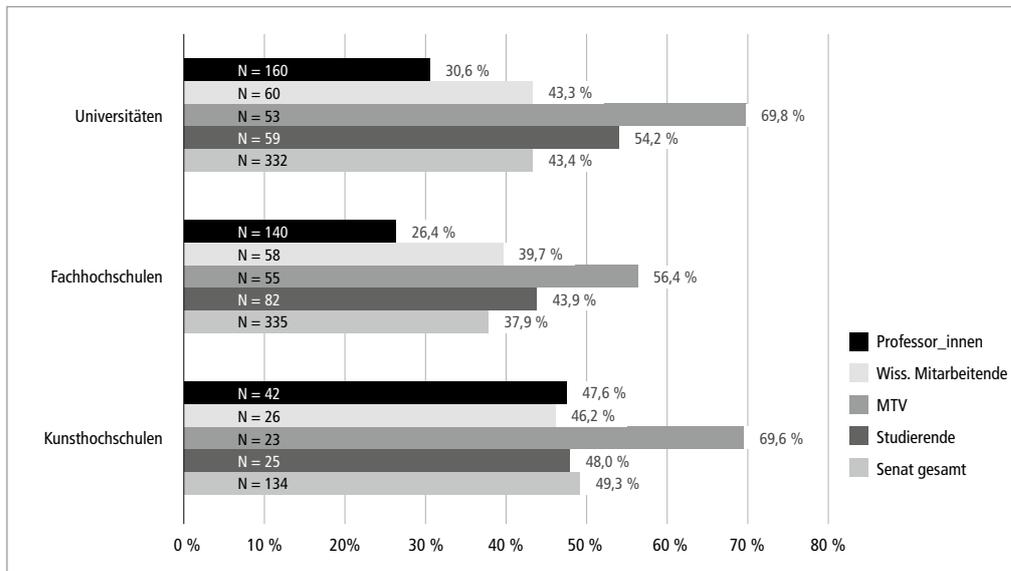
Statusgruppe	Gesamt (N = 801)	Frauen (N = 337)	Männer (N = 464)
Professor_innen	42,7 %	31,5 %	50,9 %
Wiss. Mitarbeitende	18,0 %	18,1 %	17,9 %
MTV	16,4 %	24,9 %	10,1 %
Studierende	20,7 %	23,7 %	18,5 %
Sonstige	2,2 %	1,8 %	2,6 %

Quelle: eigene Erhebung und Berechnung, KoFo Netzwerk FGF NRW. Unter „Sonstige“ sind die stimmberechtigten Senatsmitglieder aus den Kunsthochschulen erfasst, die laut der Senatsordnung anderen Gruppen angehören (Rektor_innen, Dekan_innen).

Die stimmberechtigten Mitglieder des Senats setzen sich aus den verschiedenen Statusgruppen der Hochschulmitglieder zusammen, je nach Hochschule und Senatsordnung ist eine bestimmte Anzahl an Personen pro Statusgruppe festgelegt. Um Aufschluss darüber zu erhalten, wie sich der Frauenanteil des Senats zusammensetzt, ist ein Blick auf den Anteil der Statusgruppen im Senat insgesamt und nach Geschlecht lohnenswert. Im Durchschnitt der Hochschulen in NRW bestehen über zwei Fünftel des Senats (42,7 %) aus Professor_innen und ein Fünftel (20,7 %) aus Studierenden. Die Gruppe der wissenschaftlichen Mitarbeitenden und derjenigen in Technik und Verwaltung fällt mit 18,0 % und 16,4 % geringer aus. Interessant ist dabei, dass die Hälfte der Senatoren (50,9 %) der Gruppe der Professoren angehört, aber nur 31,5 % der Senatorinnen der Gruppe der Professorinnen. Die Positionen für den MTV und die Studierenden sind häufiger mit einer Frau besetzt. Bei den wissenschaftlichen Mitarbeitenden ist die Verteilung von Männern und Frauen etwa gleich.

Ein Blick auf die Frauenanteile innerhalb der einzelnen Statusgruppen im Senat gibt Aufschlüsse darüber, welche Personengruppen die positive Entwicklung des Frauenanteils in den Senaten maßgeblich beeinflussen. Dabei ist zu beachten, dass sich die Frauenanteile innerhalb der Statusgruppen unterscheiden. So liegt der Frauenanteil unter den Professor_innen zwar seit 2019 unverändert bei unter einem Drittel (31,0 %), jedoch ist dieser Anteil im Senat höher als der Professorinnenanteil (2019: 26,5 %) an den Hochschulen insgesamt. In der Gruppe der Professor_innen im Senat zeigt sich zudem ein deutlicher Unterschied zwischen den Hochschularten. Während an den Kunsthochschulen mit einem hochschulweiten Professorinnenanteil von 29,8 % fast die Hälfte der Professor_innen in den Senaten Frauen sind, sind es an den Universitäten 30,6 % bei einem Frauenanteil von 26,9 %. An den Fachhochschulen, die einen Professorinnenanteil von 25,4 % aufweisen, sind Professorinnen mit einem Anteil von 26,0 % in den Senaten vertreten. Somit kann festgestellt werden, dass die Unterrepräsentanz von Frauen auf professorale Ebene sich

Abbildung 2: Frauenteil in den Senaten der nordrheinwestfälischen Hochschulen nach Statusgruppe 2021



Quelle: eigene Erhebung und Berechnung, KoFo Netzwerk FGF NRW.

insbesondere in den Senaten an Universitäten und Fachhochschulen widerspiegelt und diese Gruppe im Senat weiter stark männlich geprägt ist. Dies ist relevant, da die Professor_innen im Senat nach § 22 Absatz 4 HG in Bezug auf bestimmte Entscheidungen – beispielsweise die Billigung von Planungsgrundsätzen oder den Beschluss von Rahmenprüfungsordnungen – die Mehrheit der Stimmen besitzen. Hohe Frauenanteile sind bei den Mitarbeiter_innen in Technik und Verwaltung (64,1 %), aber auch bei den Student_innen (48,2 %) festzustellen, während der Frauenanteil im akademischen Mittelbau in etwa demjenigen im gesamten Senat entspricht. Diese drei Gruppen sind demnach auch verantwortlich für die positive Entwicklung des Frauenanteils im Senat.

Rektorate

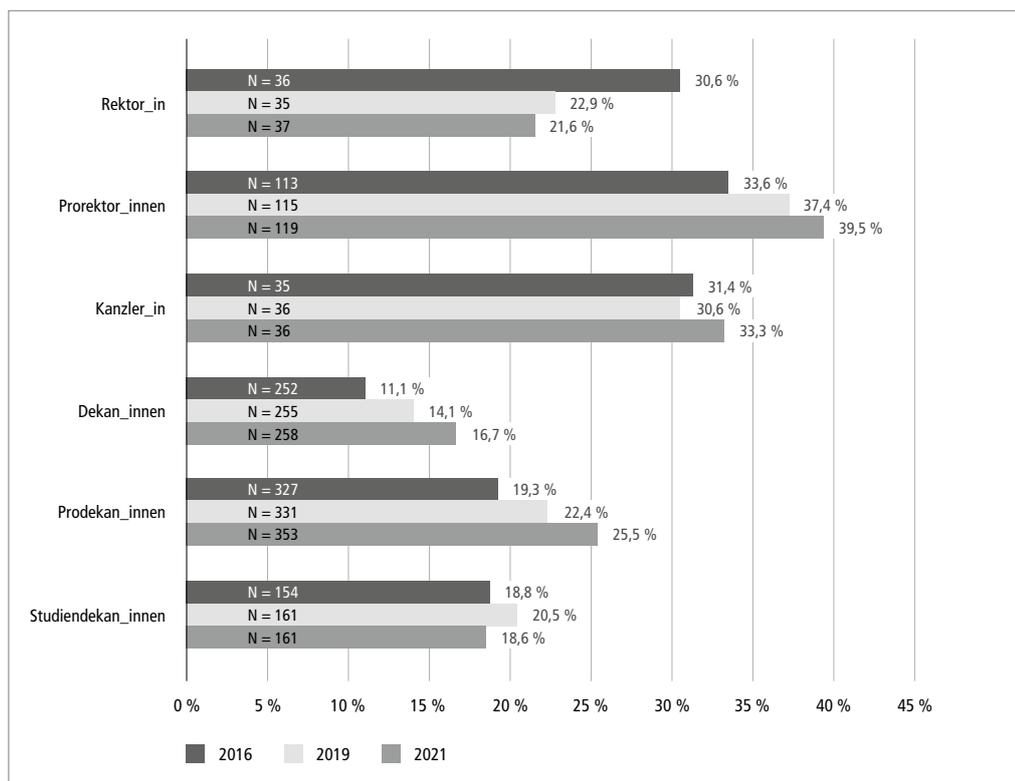
Die Rektorate an den 37 Hochschulen in Trägerschaft des Landes NRW weisen einen leichten Anstieg des Frauenanteils von 2016 bis 2021 um 2,3 Prozentpunkte auf 34,9 % auf. Insgesamt gibt es mit der Fachhochschule Aachen, der Kunstakademie Düsseldorf und der Hochschule für Musik und Tanz Köln drei Rektorate, die ausschließlich aus Männern bestehen. Ein Blick auf die Hochschularten verrät große Unterschiede. Der landesdurchschnittliche Anteil von Frauen an den Rekoratspositionen wird an den Universitäten mit 39,1 % deutlich übertroffen, an den Fachhochschulen fast erreicht (32,9 %), liegt aber an den Kunsthochschulen bei lediglich

27,6 %. Zudem lässt sich feststellen, dass der Frauenanteil in den Rektoren der Fachhochschulen seit 2019 gesunken ist und nun wieder bei unter einem Drittel liegt.

Deutliche Unterschiede werden auch sichtbar, wenn die verschiedenen Positionen in den Rektoren betrachtet werden. Auch wenn die Angaben aufgrund der geringen Fallzahlen, insbesondere in Bezug auf Rektor_innen und Kanzler_innen, starken Schwankungen unterliegen können, lassen sich doch Tendenzen beobachten. Der niedrigste Frauenanteil besteht mit 21,6 % unter den Rektor_innen, das bedeutet, dass lediglich acht nordrhein-westfälische Hochschulen von einer Frau geleitet werden. Bei den Kanzler_innen und Prorektor_innen ist in den vergangenen zwei Jahren jeweils ein leichter Anstieg von mehr als 2 Prozentpunkten zu verzeichnen. Während der Frauenanteil unter den Kanzler_innen bereits seit 2016 mit leichten Schwankungen bei etwa einem Drittel liegt, erhöht sich der Frauenanteil unter den Prorektor_innen kontinuierlich und liegt nun bei 39,5 %.

Interessant ist, dass zwischen der geschlechter-spezifischen Besetzung der verschiedenen Positionen im Rektorat ein Zusammenhang zu bestehen scheint. Es fällt auf, dass in den Rektoren, die von einer Rektorin geleitet werden, sehr wenige Prorektorate mit Frauen besetzt sind. Lediglich zwei der möglichen 23 Prorektorate werden von Frauen geleitet, was einem Frauenanteil von 8,7 % entspricht. Im Gegensatz dazu wird mit 45 von 96 etwa die Hälfte der Prorektorate mit Rektoren von Frauen geleitet. Diese deutliche Diskrepanz innerhalb der Prorektorate scheint

Abbildung 3: Hochschulleitungspositionen an den nordrhein-westfälischen Hochschulen 2016, 2019, 2021



Quelle: eigene Erhebung und Berechnung, KoFo Netzwerk FGF NRW.

darauf hinzudeuten, dass in vielen Rektoraten ein ausbalanciertes Geschlechterverhältnis angestrebt und insbesondere bei den Prorektoraten darauf geachtet wird, das Verhältnis von Männern und Frauen nicht kippen zu lassen. Oder aber sie zeigt, dass der Posten einer Rektorin mit Zugeständnissen im Bereich der Prorektorate verbunden ist. Denn immerhin sind weiterhin drei Rektorate ausschließlich mit Männern besetzt und lediglich an der Kunsthochschule für Medien Köln gibt es sowohl eine Rektorin als auch eine Kanzlerin und eine Prorektorin.

Dekanate

An den Fakultäten bzw. Fachbereichen sind die Frauenanteile in den Leitungspositionen weiterhin niedriger als auf zentraler Ebene der Hochschulen. Die Dekanate bilden das Schlusslicht unter den hier erfassten Hochschulleitungsgremien in NRW. Allerdings ist auch bei den Dekanaten eine Zunahme des Frauenanteils zu beobachten. Seit 2016 ist der Frauenanteil in den Dekanaten um 4,7 Prozentpunkte gestiegen und liegt im März 2021 bei 21,1 %. Das Amt der Dekan_in hat in 16,7 % der Fälle eine Frau inne, das bedeutet, dass jedes sechste Dekanat von einer Dekanin geleitet wird. Auch wenn das

nach wie vor ein geringer Wert ist, zeigt sich hier seit 2019 zumindest eine Steigerung um 2,6 Prozentpunkte. Auch der Frauenanteil unter den Prodekan_innen hat sich in diesem Zeitraum um etwa 3 Prozentpunkte auf 25,5 % erhöht, während er bei den Studiendekanaten um fast 2 Prozentpunkte gesunken ist.

Werden die Frauenanteile nach Hochschulart⁵ differenziert betrachtet, verzeichnen die Universitäten den stärksten Anstieg des Frauenanteils unter den Dekanaten. Der Frauenanteil von 21,0 % bedeutet einen Anstieg um 2,6 Prozentpunkte seit 2019. Waren 2019 noch 75 Dekanatspositionen an Universitäten mit Frauen besetzt, sind es nun 89. Unter den Dekan_innen (19,8 %) und Prodekan_innen (25,7 %) steigt der Frauenanteil um jeweils fast 5 Prozentpunkte. Allerdings verläuft die Entwicklung an den einzelnen Universitäten sehr unterschiedlich, beispielhaft lässt sich das an den fünf Universitäten mit den meisten Dekanatspositionen (Bochum, Münster, Dortmund, Duisburg-Essen und Bielefeld) nachvollziehen. Unter ihnen weist die Ruhr-Universität Bochum sowohl mit 29,8 Prozentpunkten den höchsten Frauenanteil als auch mit 12,3 Prozentpunkten den höchsten Anstieg seit 2019 auf. Diese positive Entwicklung lässt sich auch in allen drei möglichen Dekanatsämtern beobachten: Im März 2021

⁵ Hier bietet sich ein detaillierter Blick auf die Universitäten an, da sie deutlich mehr als die Hälfte aller Dekanatspositionen auf sich vereinen und somit die Entwicklung maßgeblich beeinflussen.

sind vier Dekaninnen, zehn Prodekaninnen und drei Studiendekaninnen an den 20 Fakultäten der Universität Bochum im Amt. Eine positive Entwicklung zeichnet sich auch an den Universitäten in Bielefeld und Dortmund ab. Die TU Dortmund erhöht ihren Frauenanteil in den Dekanaten um etwa 9 Prozentpunkte auf 22,4 % und die Universität Bielefeld um etwa 5 Prozentpunkte auf 25,6 %. Besonders hervorzuheben sind die recht hohen Frauenanteile unter den Dekan_innen von jeweils ungefähr 30 %. An der Universität Münster sinkt der Frauenanteil in den Dekanaten leicht um 3,2 Prozentpunkte, bewegt sich mit 23,2 % aber noch auf einem überdurchschnittlichen Niveau. Deutlicher zeigt sich das Sinken des Frauenanteils an der Universität Duisburg-Essen. Auch wenn nun zwei Frauen (statt zuvor eine) Dekaninnen sind, sinkt der Frauenanteil über alle Dekanatspositionen hinweg um 8,4 Prozentpunkte auf 11,6 %. Dieser exemplarische Blick auf fünf Universitäten zeigt, dass nicht von einer einheitlichen Entwicklung hin zu mehr Frauen in den Dekanaten der einzelnen Hochschulen auszugehen ist. Das kann zum Teil mit den sehr unterschiedlichen fachdisziplinären Zusammensetzungen der Hochschulen in Verbindung stehen. Doch ist unter anderem die positive Entwicklung an der technisch orientierten Universität in Dortmund ein Hinweis darauf, dass hier nicht zwingend ein Zusammenhang zwischen geringem Frauenanteil in den Dekanaten und einer technischen Orientierung der Hochschule bestehen muss.

Fazit

Über den gesamten Erhebungszeitraum der Leitungsgremien (seit 2011⁶) konnte sich die Teilhabe von Frauen deutlich erhöhen. In den

meisten Bereichen konnte sich ihr Anteil stetig steigern, in manchen ist er dagegen eher mit Schwankungen verbunden. Für den Zeitraum von März 2016 bis März 2021 lässt sich feststellen, dass zunehmend mehr Frauen in den Leitungsgremien und auf Leitungspositionen der Hochschulen tätig sind. Der Frauenanteil erhöht sich in allen Gremien, wenn sie als gesamte Einheit betrachtet werden. Zwar sind die Anstiege zum Teil nur gering, jedoch sind je nach Gremium auch andere Voraussetzungen in der Besetzung gegeben. Gleichzeitig ändert sich das Bild, wenn die einzelnen Positionen innerhalb der Gremien gesondert in Augenschein genommen werden, denn die Frauenanteile sowohl für die Rektor_innen als auch für die Studiendekan_innen sind rückläufig. Der Blick auf die Zusammensetzung der Senate nach Statusgruppen und auf deren Frauenanteile offenbart, dass die Gruppe der Professor_innen den größten Anteil in den Senaten ausmacht und auch aufgrund der Unterrepräsentanz von Professorinnen einen verhältnismäßig hohen Männeranteil aufweist. Noch vielschichtiger werden die Entwicklungen, wenn sie nach Hochschulart differenziert werden oder der Fokus der Analyse sogar auf einzelne Hochschulen⁷ gerichtet wird. Hier zeigt sich, dass es schwierig ist, hochschulübergreifende Trends auf einzelne Hochschulen zu beziehen. Deshalb ist es die Aufgabe jeder Hochschule, zu reflektieren: Sind unsere Bemühungen ausreichend, um dem gesetzlichen Auftrag zur geschlechtergerechten Gremienbesetzung nachzukommen, und an welcher Stelle wird dies weiterhin strukturell oder personell verhindert?

⁶ Die Erhebungen zu den Leitungsgremien an den Hochschulen in NRW seit 2011 sind unter www.genderstatistikportal-hochschulen.nrw.de zu finden.

⁷ Für eine detailliertere Analyse auf Ebene der einzelnen Hochschulen kann alle drei Jahre der Gender-Report herangezogen werden.

Kontakt und Information

Jeremia Herrmann
Netzwerk Frauen- und
Geschlechterforschung NRW
Koordinations- und
Forschungsstelle
Berliner Platz 6–8
45127 Essen
jeremia.herrmann@uni-due.de

Jennifer Niegel
Netzwerk Frauen- und
Geschlechterforschung NRW
Koordinations- und
Forschungsstelle
Berliner Platz 6–8
45127 Essen
[jennifer.niegel@netzwerk-
fgf.nrw.de](mailto:jennifer.niegel@netzwerk-
fgf.nrw.de)

[https://doi.org/10.17185/
duepublico/74542](https://doi.org/10.17185/
duepublico/74542)

Nina Leonhardt, Susanne Keil

„Was interessiert Frauen an Technik und Technikjournalismus?“

Eine explorative Studie mit unterschiedlich technikaffinen Frauen

1. Frauen und Technik

Nur maximal ein Fünftel aller Menschen in Deutschland, die Maschinen entwickeln, technische Innovationen vorantreiben, optimieren oder reparieren, sind weiblich. Der Anteil von Frauen in technischen Berufen liegt derzeit bei etwa 20 Prozent.¹ Vergleichbar niedrig ist auch die Zahl der Journalistinnen, die sich technischen Themen verschrieben haben. Technik und auch der Technikjournalismus sind hierzulande immer noch Männerdomänen. Die weit verbreitete Abwesenheit von Frauen in technischen Bereichen in Deutschland wird oft mit der männlichen Dominanz im Handwerksberuf zu Zeiten der industriellen Revolution erklärt (Knoll/Ratzer 2010: 102). Auch im bürgerlichen Milieu erfolgte ab Mitte des 19. Jahrhunderts ein Professionalisierungsprozess des Berufs des Ingenieurs und damit ein konsequenter Ausschluss von Frauen aus technischen Arbeitsbereichen (Paulitz 2012: 25). Eine ebenfalls große Rolle spielt die Tatsache, dass die Ingenieure aus den polytechnischen Schulen heraus an die Universitäten strebten (erst seit dem Jahr 1900 gibt es den Dr.-Ing.) und eine maskuline Rhetorik bei der Etablierung des neuen Studienfachs nutzten. Tanja Paulitz zitiert den Wortlaut vom „Ingenieur als Mann der Tat“, der im Gegensatz zum „Wissenskrämer“ „pragmatisch und produktiv“ arbeitet (Paulitz 2012: 181). Viele Technikbegriffe und technische Symbole sind bis heute von diesem Ideal von Männlichkeit durchdrungen (Wajcman 2007: 288).

Heute noch wird Mädchen in Deutschland häufig in ihrer Kindheit und Jugend suggeriert, dass sie eher über sprachliche, soziale und kommunikative Kompetenzen verfügen. Die hiesigen gesellschaftlichen Erwartungen an Frauen, wie Emotionalität, Sensibilität und Kommunikationsfähigkeit, bilden damit immer noch einen Gegensatz zu den gesellschaftlichen Erwartungen an Männer (Quaiser-Pohl 2012: 28). Da solche Rollenbilder kulturell erlernt werden, kann man davon ausgehen, dass neben familiärem und gesellschaftlichem Umfeld auch die Medien hier eine erhebliche Rolle spielen.²

Es gibt bereits einige Erkenntnisse, wie sich diese Rollenbilder und gesellschaftlichen Erwartungen auf die Technikinteressen von Frauen auswirken. Die Sozialwissenschaftlerin Felizitas Sagebiel

stellte in ihrer Untersuchung zu Führungsfrauen im Ingenieurwesen fest, dass Frauen – im Unterschied zu den interviewten männlichen Führungskräften – Technologie immer in enger Beziehung zu Menschen und ihrem Nutzen für Menschen sehen (vgl. Sagebiel 2013: 53). Technik wird von führenden Ingenieurinnen nicht losgelöst von AnwenderInnen und ProduzentInnen gesehen, so Sagebiel. Auch andere Studien belegen die stärkere Anwendungsorientiertheit von Frauen (Schüller 2011)³, also das Interesse für den Sinn, die Praktikabilität und die hilfreiche Nutzung der Technik durch den Menschen (vgl. Neusel 2005: 80).

Zwar erlebt die MINT-Förderung und auch die MINT-Forschung zur Integration von Mädchen und Frauen einen wahren Boom, eine konsequente Förderung von Mädchen und Frauen im MINT-Bereich ist aber nur dann möglich, wenn auch die gesellschaftliche und insbesondere mediale Repräsentation von Technik in den öffentlichen Medien zum Gegenstand wissenschaftlicher Reflexion und Forschung wird.

2. Technikverständnisse

Der zentrale Begriff „Technik“ soll hier zunächst kurz erläutert werden, indem Definitionen aus Philosophie und Kulturosoziologie sowie feministische Perspektiven herangezogen werden. Der Technikphilosoph Gerhard Banse unterscheidet grundlegend zwischen drei unterschiedlich weit gefassten Technikbegriffen: einem engen, nur auf technische Artefakte bezogenen, einem mittleren, der technische Sachsysteme, deren Herstellung und Verwendung erfasst, und einem weiten, der auch Handlungspraxen und Erwartungen einbezieht (Banse 2015: 19–31). Nach Banse hat jeder Mensch früher oder später eine Vorstellung von Technik. Diese beruht „auf beruflichen und privaten Erfahrungen im Umgang mit konkreten technischen Sachsystemen, auf Hoffnungen und Wünschen, auf Ängsten und Befürchtungen, auf Prognosen und Visionen, auf Akzeptanz bzw. Nichtakzeptanz“ (Banse 2015: 19).

In der Soziologie sind in den Schriften von Émile Durkheim, Georg Simmel und Max Weber, etwa als „Mittel“ oder „Zweck“, die ersten Definitionen von Technik aufgetaucht. Der Kulturosoziolo-

¹ Bundesagentur für Arbeit (2018): Frauenanteil in verschiedenen Berufsgruppen in Deutschland am 30. Juni 2017. Online unter: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/167555/umfrage/frauenanteil-in-verschiedenen-berufsgruppen-in-deutschland/> (09.08.2019).

² Neben Niklas Luhmann, der schon sehr früh den enormen Einfluss der Massenmedien auf den privaten Alltag beschreibt (Luhmann 1996), gibt es auch aktuelle Studien wie zum Beispiel die des Geena-Davis-Institute for Women in Media (2019): „Rewrite her story – How film and media stereotypes affect the lives and leadership ambitions of girls and young women“, Online unter: <https://seejane.org/wp-content/uploads/2019-rewrite-her-story-plan-international-report.pdf> (05.05.2020)

³ Schüller konstatiert u. a., dass Frauen technische Studiengänge v. a. dann gerne wählen, wenn sie interdisziplinär, gesellschaftlich-sozial relevant und anwendungsorientiert sind..

loge Matthias Wiesner verweist darauf, dass diese oft um die Ebene einer Bewertung erweitert wurden. Der Topos der Angst vor einer Dominanz technischer Rationalität geistert genauso durch die deutschsprachige (Kultur-)Soziologie „wie auch die gegenteilige, eher anglophone Begeisterung für neue Technologien und ihre Möglichkeiten“ (Wiesner 2019: 632).

Für die Frage nach der Vermittlung von Technik in den Medien sind kulturosoziologische Perspektiven besonders hilfreich, denn hier wird die Verflechtung von Technik, Kultur und Gesellschaft in den Blick genommen. Nach Matthias Wiesner kann Technik aus einer soziologischen Perspektive als Artefakt und materielle Kultur untersucht werden, „denn das Soziale formt die Technik und wird durch diese selbst wieder geprägt“ (Wiesner 2019: 630).

In feministischer Technikforschung wird ebenfalls der kulturelle Charakter von Technik betont. Laut der Philosophin und Literaturwissenschaftlerin Waltraud Ernst wird Technik als „kulturelles Projekt und Produkt verstanden, das in soziokulturellen Prozessen von Personen in ihren jeweiligen soziokulturellen Positionierungen mit vielfältigen politischen und ökonomischen Interessen hergestellt wird“ (Ernst 2017: 2). Die Soziologin Tanja Paulitz ergänzt als Variable in diesem Prozess Machtverhältnisse und beschreibt Technik als „sozial umkämpftes Wissensfeld“, „in dem gesellschaftliche Hegemonieansprüche mit Hilfe vielfältiger, ineinander verschränkter Abgrenzungsstrategien formuliert werden“ (Paulitz 2010: 784).

Für die vorliegende Untersuchung, in der zunächst das Technikverständnis von Frauen ermittelt werden soll, sind sowohl enge als auch weite Verständnisse von Technik von Bedeutung. Die aufgezeigten verschiedenen Annäherungen an den Technikbegriff dienen als eine Art Mind Map, auf der die Technikverständnisse von Frauen eingeordnet werden können. Zudem wird zu beobachten sein, ob und, wenn ja, wie Technik bewertet wird.

3. Anlage der Untersuchung

Die hier vorgelegte Untersuchung befasst sich mit den Forschungsfragen, welches Interesse Frauen an Technik und deren Vermittlung in den Medien haben und ob dieses über alle Berufsgruppen hinweg und unabhängig von einer mehr oder weniger großen Technikaffinität zu finden ist. Zur Beantwortung dieser Fragen wurden zwanzig Leitfaden-Interviews mit zehn Ingenieurinnen und zehn Frauen aus den Bereichen Bildung (Bibliothek/Erwachsenenbildung/Schule)

und Medizin/Psychologie geführt.⁴ Der Fokus lag auf dem Technikverständnis und -interesse der Frauen sowie auf ihren Wünschen an die Technikberichterstattung. Es bestanden folgende Vorannahmen:

1. Es gibt Gemeinsamkeiten im Technikinteresse von Frauen, die sowohl bei den Ingenieurinnen als auch bei den Frauen aus nicht-explicit technischen Berufen zu finden sein werden.
2. Bei den Wünschen an eine mediale Vermittlung von Technik werden ebenfalls bei beiden Gruppen die Gemeinsamkeiten überwiegen.

Zunächst wurden alle Interviews wörtlich transkribiert und zur Auswertung teilweise in einer Excel-Tabelle strukturiert. Demografische Daten sowie die inhaltlichen Schwerpunkte des Fragebogens gaben bei der Strukturierung eine erste Orientierung. Die Kategorien wurden dann induktiv anhand der Aussagen der einzelnen Befragten entwickelt. Dazu wurden einzelne Passagen der Transkripte händisch in Sinneinheiten zusammengefasst und generalisiert. Dann wurden anhand der Kategorien Technikverständnis und -einstellung berufsübergreifend Typen gebildet. Das Technikverständnis umfasst dabei die Vorstellung, die Frauen von Technik haben. Die Technikeinstellung umfasst alle wertenden Beschreibungen. Diese können sich nicht nur auf technische Produkte beziehen, sondern auch auf die Bedingungen und Folgen der Entstehung und Verwendung von Technik. Das ebenfalls analysierte Technikinteresse stellt die Brücke zur Vermittlung von Technik in den Medien dar. Welche technischen Bereiche, wie zum Beispiel „Kommunikation“, „Mobilität“, „Haushalt“ oder „Umwelt“, interessieren die Befragten besonders und sollten daher von den Medien aufgegriffen werden? Das Technikinteresse war somit Grundlage für einen Großteil der dokumentierten Wünsche an die Technikberichterstattung. Diese waren sowohl inhaltlich-thematischer als auch struktureller und ästhetischer Art.

4. Frauentypen im Merkmalsraum „Technikverständnis-Technikeinstellung“

Udo Kuckartz hat das Modell des Merkmalsraums entwickelt, das auch Zwischenstufen von Typologien sichtbar und benennbar macht und im Folgenden hier angewendet werden soll. Jede Typologie braucht nach Kuckartz mindestens zwei Merkmale, die einen n-dimensionalen Merkmalsraum konstituieren (Kuckartz 2012: 115). Diese Merkmale müssen unterschiedliche Ausprägungen haben, z. B. „hoch“ oder „niedrig“

⁴ Die Interviews in den unterschiedlichen Berufsgruppen wurden jeweils innerhalb eines Zeitraums von ca. sieben Monaten direkt am Arbeitsplatz geführt und hatten eine Dauer von 30 bis 40 Minuten. Die Altersstruktur war weit gestreut, von 25 bis 65 Jahren, und es handelte sich bei allen befragten Frauen um Akademikerinnen.

ausfallen. Man kann diese Ausprägungen auf einer x- und y-Achse anlegen und die Typen dann je nach Stärke der Ausprägungen im Merkmalsraum verorten.

Das Technikverständnis trat in vielen Äußerungen bezüglich des Benutzens und des Wahrnehmens von Technik zutage und wurde schließlich in seiner eher engen Ausprägung „produkt- und anwendungsorientiert“ und seiner eher weiten Ausprägung „gesellschaftsorientiert“ gefasst. Da die Bewertungen von Technik für alle Befragten ebenfalls eine große Rolle spielten, wurden sie als zweites Merkmal mit den Ausprägungen „positiv“ und „negativ“ gewählt.

Die einzelnen Frauen wurden dann anhand der Häufigkeit ihrer Aussagen jeweils auf einem Platz innerhalb der x- und y-Achse verortet. So entstanden zwei klar voneinander unterscheidbare Gruppen.

Zum Beispiel wurde eine 34-jährige Befragte auf der produktorientierten Seite eingeordnet, da sie Technik zunächst als etwas beschrieb, was ihr das Leben erleichtere. Später konkretisierte sie diese Äußerung mit Küchengegenständen, wie einem Smoothie-Mixer, und Alltagstechnik, wie ihrem Handy. Auf Nachfrage, was ihr sonst noch wichtig sei, sagte sie, dass Technik funktionieren müsse und bezogen auf ihr Auto: „Hauptsache es bringt mich von A nach B“.

Auf der anderen gesellschaftsorientierten Seite wurde dagegen eine 42-jährige Frau eingeordnet, die Interesse daran bekundete, aus ökolo-

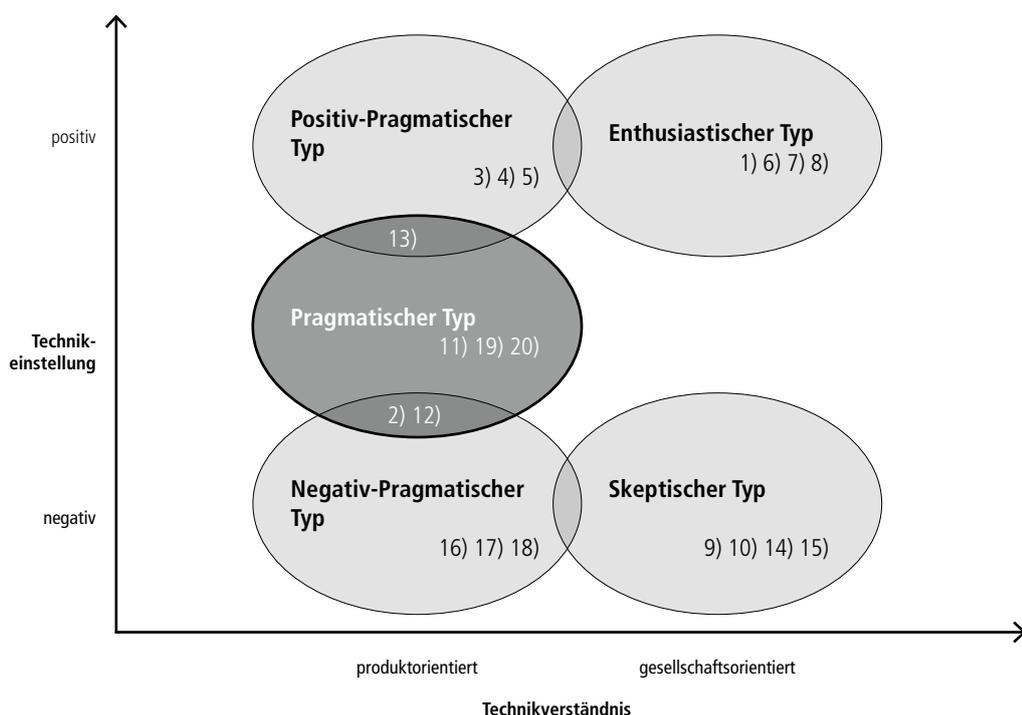
gischen Gründen eine Alternative zum Auto zu finden: „Also irgendwie ist das mit dem Autofahren Murks“.

Die positivste Einstellung gegenüber Technik zeigte eine 61-jährige iranische Ingenieurin, für die Technik gleichbedeutend mit Fortschritt war und die das geringe Technikinteresse deutscher Frauen kritisierte. Auf der anderen Seite der Skala ließ sich eine 58-jährige Lehrerin verorten, die ihr Verhältnis zu neuer Technik sogar teilweise als angstbesetzt beschrieb.

Während auf der gesellschaftsorientierten Seite eine negative und eine positive Typengruppe gebildet werden konnten, waren die Übergänge auf der linken (produktorientierten) Seite eher fließend und es ließ sich oft keine eindeutig positive oder negative Einstellung zu Technik feststellen.

In der folgenden grafischen Darstellung ist auf der x-Achse der Grad an gesellschaftlicher Orientierung des jeweiligen Technikverständnisses der Frau abzulesen und an der y-Achse die Ausprägung der Bewertung von Technik. Je weiter oben eine Frau verortet wurde, desto positiver hat sie sich über Technik geäußert und je weiter rechts sie verortet wurde, desto geringer war ihre pragmatische Produktorientiertheit. Während so auf der gesellschaftsorientierten Seite eine – in Bezug auf die Technikeinstellung – negative und eine positive Gruppe gebildet werden konnte, waren die Übergänge auf der linken (produktorientierten) Seite weicher.

Abbildung 1: Grafische Darstellung des Merkmalsraums „Technikverständnis-Technikeinstellung“ nach Udo Kukartz



Für die linke Seite der x-Achse wurden drei Frauentypen beschrieben, denen allen gemein ist, dass sie sich im Interview verstärkt auf Produkte und ihre (positive oder negative) Leistung bezogen haben, sich also an den Dingen (pragma) abarbeiteten und daher als „pragmatischer Typ“ bezeichnet wurden.

Für die rechte Seite der x-Achse wurden nur zwei Frauentypen beschrieben, da sie sich entweder mehrheitlich auf die positiven Entwicklungen und Errungenschaften von Forschung und Technik im Allgemeinen bezogen („enthusiastischer Typ“) oder auf deren eher negative Auswirkungen und auch negative Entstehungsbedingungen („skeptischer Typ“). Für alle Frauen, die sich hier auf der unteren rechten Seite verorten ließen, spielten auch die Themen Umwelt und Nachhaltigkeit im Interview eine Rolle.

Es kann festgestellt werden, dass die Mehrheit der Frauen (zwölf von 20) eine pragmatische Beziehung zu Technik hat. Außerdem ist auffällig, dass sich der „enthusiastische Typ“ und der „positiv-pragmatische Typ“ ausschließlich bei den Ingenieurinnen und der „negativ-pragmatische Typ“ ausschließlich bei den Frauen anderer Berufe findet (Nr. 1–10= Ingenieurinnen; Nr. 11–20= Frauen anderer Berufe). Einzig die vier Frauen des „skeptischen Typs“ setzen sich paritätisch aus beiden unterschiedlichen Berufsgruppen zusammen. Aus dem Prozess der Verortungen der einzelnen Befragten entstanden für die unterschiedlichen Typen folgende Beschreibungen:

Neutraler pragmatischer Typ (6x) (darunter nur eine Ingenieurin)

Der „neutrale pragmatische Typ“ ist die größte hier vertretene Gruppe und hat weder eine positive noch negative Einstellung zu Technik. Wenn Technik funktioniert, einfach zu bedienen ist und den Alltag erleichtert oder den Menschen hilft, wird sie positiv bewertet. Wenn sie nicht funktioniert oder ihre Bedienung und ihr Nutzen nicht verständlich sind, wird sie negativ bewertet oder nicht weiter hinterfragt. Ein typisches Zitat aus dieser Gruppe, lautete:

„Also – ich verstehe zum Beispiel nicht, wie so ein Computer aufgebaut ist und ich mag es auch nicht, wenn ich das Betriebssystem nicht kenne und da so ausprobieren muss. Ich muss relativ schnell zum Ziel kommen und mich interessiert dann auch nicht, wie mein Auto funktioniert – das würde ich dann eher delegieren.“ (20_A_58)⁵

Die Frauen des pragmatischen Typs fokussieren sich also auf die Technik im Alltag, die für sie unmittelbar relevant ist. Darüber hinaus können

sie sich auch für allgemeine technische Innovationen interessieren, kehren aber immer wieder zu konkreten Anwendungsbeispielen zurück. Die Hälfte der hier zugeordneten Frauen betont zudem immer wieder ihr eigentliches Desinteresse an Technik.

Positiver pragmatischer Typ (3x) (nur Ingenieurinnen)

Der „positive pragmatische Typ“ sieht vor allem den Nutzen durch Technik im Alltag: Auto, Handy, Computer, Waschmaschine. All das wird positiv gesehen und betont. Technik verbessert, hilft, ermöglicht Fortschritt, ist praktisch, effizient, leistet und funktioniert.

„Das bringt mir was, weil ich dann auch recht pragmatisch orientiert bin. Jetzt auch mit dem Smart Home: Wenn ich vergessen habe, im Wohnzimmer das Licht auszuschalten, dann kann ich das von hier aus machen. Also, ich denke dann: Ach, das ist ja interessant, wenn sich mein Alltag dadurch vereinfacht. Oder es ist bequemer für mich, komfortabler.“ (19_A_33)

Der „positive pragmatische Typ“ bezieht sich auf die Produkte am Ende eines Entwicklungsprozesses, auf Lösungen. Das Einzige, was von dieser Gruppe negativ bewertet wird, ist „überflüssige Technik“, wie zum Beispiel Automatisierungsprozesse in der Fahrzeugentwicklung oder diverse Apps.

Negativer pragmatischer Typ (3x) (nur Frauen nicht-technischer Berufe)

Auch bei dem „negativen pragmatischen Typ“ findet sich häufig das bewusste Abwerten von als überflüssig empfundener Technik, sogenanntem „Schnick-Schnack“. Als negativ wird aber auch die Beschäftigung mit Technik an sich empfunden, wenn man sie reparieren oder bedienen muss, obwohl das „andere besser können“.

„Wenn ich zum Beispiel gerade Probleme mit meinem PC habe oder mit dem Internet, dann möchte ich einfach nur wissen, ich muss das Kabel jetzt hier reinstecken und dann funktioniert es wieder. Ich möchte nicht wissen, dass der Router mit dem oder keine Ahnung – zu spezielles Wissen eben.“ (16_A_36)

Auch der „negativ-pragmatische Typ“ sieht viele Alltagstechniken positiv, erwähnt aber stärker die negativen Seiten, wie zum Beispiel den nervlichen und zeitlichen Aufwand bei der Bedienung oder hiermit verbundene Unsicherheit und Angst. Zusätzlich äußern die Befragten häufig ebenfalls ein Desinteresse an technischen Details und Funktionsweisen.

Enthusiastischer Typ (4x) (nur Ingenieurinnen, drei davon sind im Iran aufgewachsen)

Der „enthusiastische Typ“ sieht vorrangig den großen positiven Einfluss von Technik auf die Gesellschaft und betont, dass es ohne technischen Fortschritt auch keinen gesellschaftlichen Fortschritt geben könne. Die hier befragten Frauen sehen vor allem die vielen positiven Entwicklungen durch Technik, zum Beispiel in der Medizin und in der Kommunikation. Negative Aspekte, wie die Erfindung der Atombombe, werden zwar auch wahrgenommen, aber eher als „menschliches Fehlverhalten“ denn als „technisches Problem“ eingestuft. Technik hilft den Menschen und wirkt positiv auf eine Gesellschaft (zum Beispiel auch durch Demokratisierungsprozesse und Zugang zu Wissen durch das Internet). Alle betonen die Kreativität technischer Entwicklung und eine Ingenieurin sagt sogar, dass Technik – ähnlich wie Mathematik oder Musik – eine universelle Sprache sei, mit der man sich überall auf der Welt verständigen könne. Auffällig ist, dass es sich hier fast ausschließlich um Ingenieurinnen handelt, die zwar in Deutschland ihre technische Ausbildung absolviert haben, aber im Ausland aufgewachsen sind und auch im Interview immer wieder auf die großen kulturellen Unterschiede verweisen. Im Iran, so drei der Befragten, sei es eher eine Frage der gesellschaftlichen Stellung als des Geschlechts, ob die Kinder einen technischen Studiengang absolvierten oder nicht.

„Im Iran sagt man zu den Schülern die gut sind – egal ob Junge oder Mädchen – du wirst mal Arzt oder Ingenieur. Daher wählen die guten Schüler alle den technischen Schwerpunkt und die eher schwachen Schüler den sprachlichen Schwerpunkt.“ (8_I_61)

Alle drückten ihre Verwunderung über die hier übliche männliche Dominanz in diesen Berufszweigen aus und auch darüber, dass die Frauen diese Situation nicht ändern zu wollen scheinen.

„Ich verstehe nicht, warum hier in Deutschland nicht mehr Frauen technische Studiengänge belegen. Gerade das Thema Umwelt spielt hier eine wichtige Rolle – auch für mich.“ (7_I_60)

Skeptischer Typ (4x) (paritätische Zusammensetzung aus Ingenieurinnen und Frauen anderer Berufe)

Der skeptische Typ sieht ebenfalls den großen Einfluss von Technik auf die Gesellschaft, bewertet diesen aber überwiegend negativ. Dabei spielt zum einen der „Verlust von Fertigkeiten“, wie zum Beispiel der Verlust des Orientierungsvermögens durch Navigationsprogramme, eine

Rolle oder auch der „Verlust von Sprache“ durch die digitalisierte Kommunikation.

„Alles was man an die Maschinen abgibt, verliert man ein bisschen an eigenen Fähigkeiten. Das kann man ganz gut mit den ganzen Navigationssystemen sehen: dass man sich früher alleine in einer großen Stadt irgendwie zurechtgefunden oder zu Not jemanden gefragt hat, das können sich die Menschen heute kaum noch vorstellen. Das passiert ja durch diese ganze Übermacht der Maschinen, diese ganze Smart-Home-Technologie. Irgendwann schaffe ich es dann auch nicht mehr, meinen Kühlschrank zu befüllen und die Technologie sagt mir, wann ich die Heizung anmachen muss. Ich frage mich manchmal – brauche ich das? Was kostet uns das längerfristig gedacht?“ (14_A_52)

Ein anderer Aspekt, der negativ bewertet wird, ist der Gedanke, dass durch Technik alle menschlichen Probleme zu lösen seien. Hier wird von den Frauen des „skeptischen Typs“ darauf verwiesen, dass auch technische Entwicklungen durch wirtschaftliche und politische Interessen beeinflusst würden und durch „Moden“ geprägt seien. Zudem spielen hier auch immer negative Folgen auf die Umwelt und deren Ressourcen eine Rolle bzw. es wird betont, dass die momentanen „Lösungen“ noch nicht ausreichend seien. Überflüssige Technik wird zudem von allen Frauen des „skeptischen Typs“ negativ bewertet und abgelehnt.

Es ist auffällig, dass sich die beschriebenen Typen entgegen der eingangs aufgestellten Vorannahme sehr stark in Ingenieurinnen und Frauen anderer Berufe segregieren. Das liegt zum einen an der Tatsache, dass die Akademikerinnen aus dem Bildungsbereich einen Technikbegriff haben, der auf technische Produkte und deren Anwendung fokussiert, also als pragmatisch einzuordnen ist, zum anderen daran, dass die Mehrheit der Ingenieurinnen Technik und technische Entwicklungen als sehr positiv wahrnimmt.

Bei den interviewten Frauen lässt sich im Sinne der theoretisch entwickelten Technikverständnisse insgesamt eher ein enges, produktorientiertes Technikverständnis ausmachen, wobei einige auch Einflüsse von Technik auf die Gesellschaft benennen und so, nach Banse, eventuell auch einem „mittleren“ Technikverständnis zuzuordnen wären. Bei acht von 20 Frauen überwiegt ein gesellschaftsorientiertes, weites Verständnis von Technik (siehe Abbildung 1).

Für eine Technikberichterstattung, die möglichst viele Menschen erreichen soll, könnte man an dieser Stelle bereits den Schluss ziehen, dass sowohl konkrete Produkte vorgestellt und kritisch

bewertet als auch technologiepolitische Entwicklungen sowie Technikfolgenabschätzungen thematisiert werden sollten.

5. Technikinteresse

Wie die Auswertung der Kategorie Technikeinstellung im Rahmen der Typenbildung gezeigt hat, ist eine gewisse Technikskepsis über beide Frauengruppen hinweg erkennbar. Dies zeigt sich erneut bei der Auswertung der Kategorie Technikinteresse bzw. -desinteresse. Ein Desinteresse wird insbesondere da deutlich, wo Technik den Befragten als wenig nützlich erscheint. Hier sind es sogar überwiegend Ingenieurinnen, die sich von Technologien wie zum Beispiel dem autonomen Fahren distanzieren. Auch bei den Frauen anderer Berufe besteht kein Interesse an „Apps“ oder „Tools“, die vor allem „fancy“ sind:

„Ich glaube die (Männer) sind Technik gegenüber aufgeschlossener und erstmal begeisterter. Bei Frauen überwiegt meistens die Skepsis ‚Ist das sinnvoll?‘ und ‚Gibt’s nicht da auch Nachteile?‘. Bei uns gibt es ja gerade ein neues Telemikroskop mit ein paar Zusatztools, die ich ein bisschen überflüssig finde. Und meine Kollegen finden das ganz toll, obwohl man jetzt erstmal gar nichts damit anfangen kann. Also da ist nur die Begeisterung, dass es das überhaupt gibt.“ (15_A_42)

Zudem äußerten alle Nicht-Ingenieurinnen ein allgemeines Desinteresse an Technikdetails, insbesondere bei Autos, Maschinen und Motoren.

„Ja, also ich bin jetzt niemand der sich besonders begeistern kann für Maschinen – es gibt ja Leute, die können an Waschmaschinen rumbasteln oder Motoren frisieren – also das nicht. Das interessiert mich nun wirklich gar nicht.“ (14_A_52)

Eine Erklärung für dieses geringe Interesse an Technikdetails könnte sein, dass Technikkompetenz und -interesse für Männer immer noch im Einklang mit ihrem Selbstverständnis als Mann steht, für Frauen dagegen nicht identitätsstiftend wirkt (Röser et al. 2019: 266). Das Bekunden von Desinteresse könnte entsprechend auch als *doing gender* interpretiert werden, als kulturelle Praxis, mit der sie ihre Identität als Frau herstellen oder ihre Weiblichkeit betonen (Lünenborg/Maier 2013: 20–21).

Die meisten Ingenieurinnen kennen diese geschlechtlich konnotierten Identitätskonflikte gut, interessieren sich aber dennoch alle für die theoretischen Grundlagen von Technik, wie

Mathematik, Physik, Informatik, und äußern dieses Interesse auch. Zwar betonten manche zusätzlich die Bedeutung einzelner technischer Produkte in ihrem privaten Alltag, wie zum Beispiel Handys, Fahrräder und Waschmaschinen, der Fokus liegt aber immer auf dem beruflichen Bereich.

„Mein Onkel ist Elektroingenieur, mein Opa ist Kunstschmied, ich komme sozusagen aus einer Metaller-Familie. Aber Ingenieurin, das kam erst mit 21 während der Ausbildung zur Mechatronikerin, da hat mir schon immer der Maschinenbaubereich am meisten Spaß gemacht, also alles was mit Metalltechnik zu tun hatte.“ (4_I_30)

Bei vier von zehn Ingenieurinnen spielten auch Umweltaspekte eine explizite Rolle. Dabei ging es aber mehr um Effizienz und rechtliche Regelungen, als um idealistische neue Erfindungen. Das größte Interesse der Frauen aus nicht-explizit technischen Berufen bezieht sich dagegen auf sinnvolle technische Lösungen für Verkehr, Ressourcenschonung und – sehr konkret – auf eine leichtere Bewältigung des Alltags, insbesondere in den Lebensbereichen Kommunikation, Organisation und Bildung sowie Mobilität. Über die Hälfte dieser Frauen benennt konkrete Haushaltsgeräte als wichtige Technik in ihrem Alltag. Vor allem die Waschmaschine, die Spülmaschine sowie der Backofen und die Küchenmaschine werden erwähnt. Manchmal geschieht dies auch etwas zögerlich, zum Beispiel in Form einer Frage: „Gehört der Smoothie-Mixer auch zu Technik?“

Im Bereich Kommunikation sind vor allem Handy, Computer und Telefon relevant, aber auch Internet, WLAN und Computerprogramme sowie Betriebssysteme und Browser spielen eine Rolle. Hier überschneiden sich beruflicher und privater Bereich am stärksten, da viele Frauen beruflich in hohem Maße digital arbeiten und auch privat viele digitale Angebote nutzen, vor allem im Bereich Medien und Social Media, aber auch im Bereich Alltagsorganisation (Smart Home). Auch die gesellschaftlichen Auswirkungen der Digitalisierung und zukünftige Entwicklungen in diesem Bereich werden mehrfach als interessant beschrieben. Zudem wird von sechs der zehn Nicht-Ingenieurinnen die Entwicklung alternativer Energien und Elektromobilität als interessant empfunden. Darunter fällt manchmal auch Ressourcenschonung im Allgemeinen und bessere Technik im Bereich Müllbekämpfung bzw. Müllvermeidung.

„Wie können wir Plastik reduzieren – wie können wir das, was wir haben, aus den Meeren fischen? Da gibt es ja auch viel Forschung dazu.“ (17_A_34)

⁵ Der Code steht für die Nummer des Interviews, Ingenieurin (I) oder Frau anderen Berufs (A) und Alter.

Daneben spielt es eine bedeutende Rolle, ob die Frauen in irgendeiner Form persönlich von dieser Entwicklung betroffen sind und hier ein persönliches Interesse mit allgemeinen technischen Entwicklungen und dem Diskurs darüber in Verbindung steht.

6. Zusammenhänge von Frauentypen und Interessen

Die Erkenntnis, dass vor allem der Beruf der Frauen für das jeweilige Technikverständnis und ihre Technikeinstellung verantwortlich ist und dementsprechend zwischen den beiden Gruppen mehr Unterschiede als Gemeinsamkeiten auftreten, zeigte sich bereits bei der Typenbildung und setzte sich bei den von ihnen geäußerten Interessen an Technik fort. Diese Erkenntnis ist ein Anzeichen dafür, dass das Geschlecht hier eine – wenn überhaupt – zweitrangige Rolle spielt, und sollte in einer Vergleichsstudie mit Männern verifiziert werden. Einzig beim Typ der Technikskeptikerinnen lassen sich gleich viele Ingenieurinnen wie andere Berufstätige finden, sodass hier ein zweiter Blick lohnt. Für alle Mitglieder dieser Gruppe spielen Umweltaspekte eine wichtige Rolle und sie beschreiben die wechselseitige Beeinflussung von technischer und gesellschaftlicher Entwicklung. Diese Frauen sprechen von Moden, wirtschaftlichen Interessen und Fortschrittsglauben und fordern nachhaltige Strukturen und die Berücksichtigung menschlicher Bedürfnisse. Eine Ärztin kritisiert beispielsweise überflüssige Operationstechnik und eine Bibliotheksangestellte den Verlust von menschlichen Fertigkeiten durch Technik. Eine Ingenieurin schlägt sogar vor, negative technische Entwicklungen strafbar zu machen und Produkte, die dem Menschen schaden, verbieten zu lassen.

7. Wünsche an Technikberichterstattung

Die dieser Untersuchung zugrunde liegende zweite Annahme besagt, dass Frauen, egal ob Bibliothekarin oder Ingenieurin, ähnliche Wünsche an eine journalistische Vermittlung von Technik haben. Die Interviews haben allerdings auch hier nur sehr wenige Übereinstimmungen zwischen den beiden Gruppen ergeben. Bezogen auf die Inhalte könnte ein gemeinsames Interesse darin bestehen, dass Technikberichterstattung den konkreten Nutzen von Techniken auf die Gesellschaft aufzeigt, aber auch soziale Folgen neuer Technologien sowie Auswirkungen auf die Umwelt in den Blick nimmt. Die letzten beiden Punkte werden allerdings in der

Deutlichkeit eher von den Frauen nicht-explicit technischer Berufe geäußert. Übereinstimmende Wünsche ergaben sich auch für das Layout. Die Befragten bevorzugten eine einfache und übersichtliche optische Gliederung („so mit Punkten und Ranglisten“). Offenbar haben sehr viele Frauen das Bedürfnis, möglichst wenig Zeit aufzuwenden, um gewünschte Informationen zu erhalten.

Die befragten Frauen ohne technischen Beruf vermeiden es in der Regel, technische Artikel zu lesen. Oft reicht hier schon ein „falsches Wort“ in der Überschrift, um sie vom Lesen des Artikels abzuhalten. Dabei handelt es sich zum Beispiel um Fachbegriffe, wie „das neue Sowieso-Teil“ oder „Worthülsen wie Nachhaltigkeit“. Diejenigen, die ihre täglichen Nachrichten über einen News-Feed beziehen, haben den Bereich „Technik“ oft nicht mit abonniert. Sie beschreiben ihr mediales Interesse an Technik überwiegend als „punktuell und bedarfsorientiert“. Der Fokus liegt auf neuen Produkten, deren Anwendung und Nutzen.

Zudem interessieren Technikartikel die Frauen, wenn sie auf soziale Aspekte und Folgen von Technik eingehen. Hier spielen insbesondere positive und negative Folgen für die Umwelt eine Rolle. Die Ingenieurinnen betonen dagegen vor allem wissenschaftliche Ideale, wie eine korrekte und nachvollziehbare Darstellung von Inhalten sowie die fachliche Argumentationsweise eines Artikels.

„Ich würde mir wünschen, dass mehr Experten oder direkt Mitarbeiter eingesetzt werden, um über neue technische Entwicklungen zu berichten – so wie in Fachzeitschriften, das finde ich am besten.“ (4_I_30)

Ein Artikel zu einem Technikthema sollte multiperspektivisch angelegt sein, keine versteckte Werbung beinhalten und in einen wissenschaftlichen Kontext eingeordnet sein.

Insgesamt überwiegen also die Unterschiede: Während bei den Bibliothekarinnen, Psychologinnen, Lehrerinnen und Ärztinnen die Verständlichkeit und der Anwendungsbezug von Technik im Vordergrund stehen, legen die Ingenieurinnen vor allem Wert auf Aktualität und Korrektheit der Berichte.

Anders als erwartet spielt die geringe Präsenz von Frauen in der Technikberichterstattung in den Interviews beider Gruppen so gut wie keine Rolle. Lediglich eine Ingenieurin wünscht sich eine stärkere Sichtbarkeit der Ingenieurleistung von Frauen:

„Ingenieurinnen müssten in der Berichterstattung sichtbarer werden. Frauen haben eher ein gesellschaftliches Interesse, zum Beispiel ein

Interesse für Umweltthemen – das hängt auch mit Kommunikation zusammen. Also immer da, wo zusammen Dinge verbessert werden, durch Kooperation und Kommunikation – das interessiert Frauen.“ (10_I_45)

Auffällig ist hier, dass die Befragte ihren Wunsch nach stärkerer Repräsentanz von Frauen mit einem Interesse an der Thematisierung von Kommunikation, Kooperation und gesellschaftlichen Auswirkungen in Zusammenhang mit Technik verknüpft. Dabei ist es irrelevant, ob sie damit versucht, den gesellschaftlichen Erwartungen an Frauen in Berufen zu entsprechen oder ob dies ihr ureigener Wunsch ist. Sollen Frauen stärker für Technikberichterstattung begeistert werden, sollte dieser Aspekt im Blick behalten werden.

8. Fazit und Diskussion

Für die dieser Untersuchung zugrunde liegenden Erwartungen und Annahmen haben sich nur wenige Belege gefunden: Weder konnten überwiegend Gemeinsamkeiten im Technikinteresse von Ingenieurinnen und Frauen aus nicht-explicit technischen Berufen gefunden werden, noch hatten alle befragten Frauen ähnliche Wünsche an die mediale Vermittlung von Technik.

Die einzigen beiden Punkte, die sich sowohl bei den Ingenieurinnen als auch bei den Frauen anderer Berufe finden ließen, waren zum einen, dass Technik sinnvoll sein sollte, also ein konkreter Nutzen unmittelbar zu erkennen sein sollte, und im Umkehrschluss, dass Technik nicht schaden sollte, nicht den Menschen, aber auch nicht der Umwelt. Damit entsprechen die Ergebnisse in Teilen denen von Sagebiel (Sagebiel 2013: 53) und auch Neusel (Neusel 2005: 80), dass Frauen Technik immer in Bezug zu ihrem Nutzen für den Menschen setzen und vor allem Sinn und Praktikabilität schätzen.

Darüber hinaus wird in der Auswertung deutlich, dass der berufliche Hintergrund einen starken Einfluss darauf hat, welches Technikverständnis vorliegt, also was überhaupt mit Technik assoziiert wird, welche Einstellungen hiermit verbunden sind und welche Interessen an Technik geäußert werden. Diese Unterschiede wurden durch die Typenbildung sehr deutlich, da es außer dem „skeptischen Typ“ keinen einzigen gab, bei dem nicht eindeutig eine Berufsgruppe dominierte: Sowohl der „positiv-pragmatische Typ“ als auch der „enthusiastische Typ“ wurden ausschließlich bei den Ingenieurinnen gefunden und der „negativ-pragmatische Typ“ ausschließlich bei Frauen nicht-explicit technischer

Berufe, die auch beim „pragmatischen Typ“ am häufigsten vorkamen.

Der Faktor Geschlecht tritt bei den ermittelten Technik-Typen erstaunlich weit in den Hintergrund. Das Technikinteresse und die Technikeinstellung werden von den Faktoren „technische Sozialisation“ und „berufliche Orientierung“ dominiert.

Fast alle Ingenieurinnen berichteten im Gegenzug von positiven Begegnungen oder Erfahrungen mit Technik (hier vor allem in Form von Förderung durch Verwandte oder Lehrpersonen). Zudem haben die vier Ingenieurinnen mit einem ausländischen Sozialisationshintergrund eine auffällig positive Einstellung zu technischem Fortschritt und technischer Entwicklung im Allgemeinen. Technische Innovation wird von ihnen oft mit gesellschaftlichem Fortschritt gleichgesetzt und auch die eigene Karriere als Ingenieurin wird als Erfolgsgeschichte gesehen. Es gibt hier keinerlei Anklänge von Rechtfertigungen, wie zum Beispiel die Beschreibung von Zufälligkeiten oder Umwegen, wie sie bei den deutschen Ingenieurinnen häufiger zu finden sind.

Da es unter den Frauen in nicht-explicit technischen Berufen nur eine Befragte über 60 gab und nur zwei über 50, können hier leider nur bedingt Aussagen über den Einfluss der Variable Alter auf Technikverständnis und -interesse gemacht werden. Anders als beim Technikradar (Acatech & Körber-Stiftung 2018: 74) zeigten sich allerdings auch unter den jüngeren Befragten eher negative und skeptische Einstellungen gegenüber Technik, und das, obwohl es sich bei ihnen teilweise um die Generation der sogenannten *Digital Natives* handelte (zwischen 24 und 36 Jahren).

Die Vorstellung eines Technikjournalismus, der den Interessen aller Frauen entgegenkommen könnte, muss aufgrund der hier dargestellten Ergebnisse verworfen werden. Die Überschneidungen in den geäußerten Technikinteressen, aber auch in den Wünschen an die Technikberichterstattung sind dafür zu gering ausgefallen. Aus den Äußerungen der Nicht-Ingenieurinnen lässt sich schließen, dass die befragten Frauen journalistische Beiträge zu neuen Technologien und Geräten aus den Bereichen Kommunikation und Organisation, aber auch Mobilität, Haushalt und Umweltschutz interessant finden. Auch technische Innovationen, die soziale Bereiche verändern, sowie Gesetze und Auflagen, die für deren Nutzung entstehen, sind von Interesse.

Bei der Darstellung wünschen sich die Frauen vor allem Verständlichkeit und einen konkreten Anwendungs- bzw. Alltagsbezug, der bereits in der Überschrift erkennbar sein sollte. Dabei kann es sich auch um einen allgemeinen Nutzen

für die Gesellschaft oder Umwelt handeln, der dann durch Beispiele auf den Alltag der Frauen heruntergebrochen werden sollte.

Für den Fachjournalismus werden von den Ingenieurinnen im Prinzip die Maßstäbe angelegt, die ohnehin für wissenschaftlichen Journalismus gelten: Nachvollziehbarkeit, Klarheit und Korrektheit der Darstellung sowie eine Einbettung in den Stand der Forschung und aktuelle Diskurse.

Eine erste Annäherung an das Technikinteresse von Frauen unterschiedlicher Berufe und die daraus resultierenden Ansprüchen an eine Technikberichterstattung liegt nun vor. Neben den leitfadengestützten Interviews sind weitere eher experimentelle Forschungsdesigns denkbar, um die ersten Erkenntnisse zu überprüfen und zu vertiefen. Wünschenswert wäre zudem eine ähnliche Studie mit mehr und weniger technikaffinen Männern, die erneut die Bedeutung des Faktors Geschlecht für Technikinteressen sowie Wünsche an die Technikberichterstattung prüfen und die vorliegenden Ergebnisse zudem kritisch reflektieren und einordnen könnte.

9. Literaturverzeichnis

- Acatech & Körber-Stiftung (2018). *Technikradar 2018. Was die Deutschen über Technik denken*. Kooperationspublikation. Zugriff am 28.05.2020 unter www.acatech.de/publikation/technikradar-2018-was-die-deutschen-ueber-technik-denken/.
- Banse, Gerhard (2015). *Technikverständnis – Eine unendliche Geschichte ...* Sitzungsberichte Leibniz-Sozietät der Wissenschaften. Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin. Zugriff am 08.01.2021 unter <https://leibniz-sozietat.de/wp-content/uploads/2012/10/Gesamtband-SB-122-2015.pdf>.
- Becker, Ruth & Kortendiek, Beate (Hrsg.). (2010). *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ernst, Waltraud (2019). Technikverhältnisse: Methoden feministischer Technikforschung. In Beate Kortendiek, Birgit Riegraf & Katja Sabisch (Hrsg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung* (S. 1–9). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden (Geschlecht und Gesellschaft, 65).
- Flick, Uwe (2017). *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung* (Rowohlts Enzyklopädie, Bd. 55694, Originalausgabe, 8. Auflage). Reinbek bei Hamburg: rowohlts enzyklopädie im Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Geena-Davis-Institute for Women in Media (2019). *Portray her: Representations of Women STEM Characters in Media*. Zugriff am 05.05.2020 unter <http://seejane.org/wp-content/uploads/portray-her-full-report.pdf>.
- Geena-Davis-Institute for Women in Media (2019). *Rewrite her story – How film and media stereotypes affect the lives and leadership ambitions of girls and young women*. Zugriff am 05.05.2020 unter <http://seejane.org/wp-content/uploads/2019-rewrite-her-story-plan-international-report.pdf>.
- Keil, Susanne & Leonhardt, Nina (2017). *Technikjournalismus im Gender-Check*. *Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung*, (39). Zugriff am 02.07.2020 unter www.h-brs.de/files/2017_keil-leonhardt_technikjournalismus-im-gender-check_netzwerk_fg_journal_39.pdf.
- Knoll, Bente & Ratzler, Brigitte (2010). *Gender Studies in den Ingenieurwissenschaften*. Wien: Facultas. WUV.
- Kortendiek, Beate; Riegraf, Birgit & Sabisch, Katja (Hrsg.). (2019). *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden (Geschlecht und Gesellschaft, 65).
- Kuckartz, Udo (2018). *Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung* (Grundlagentexte Methoden, 4., überarbeitete Auflage). Weinheim: Juventa Verlag ein Imprint der Julius Beltz GmbH & Co. KG.
- Luhmann, Niklas (1996). *Die Realität der Massenmedien*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lünenborg, Margret & Maier, Tanja (2013). *Gender Media Studies*. Konstanz und München: UVK Verlagsgesellschaft.
- Mayring, Philipp (2010). *Qualitative Inhaltsanalyse – Grundlagen und Techniken* (12. Auflage). Weinheim: Beltz Verlag.
- Moebius, Stephan; Nungesser, Frithjof & Scherke, Katharina (Hrsg.). (2019). *Handbuch Kultursoziologie. Theorien – Methoden – Felder*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Neusel, Ayla (2005). Technik und Gender. Ingenieurwissenschaften als Studium und Wissenschaft von Frauen. In Annette Spellerberg (Hrsg.), *Die Hälfte des Hörsaals. Frauen in Hochschule*, Wissenschaft und Technik (S. 75–95). Berlin: Ed. Sigma.
- Paulitz, Tanja (2010). Technik- und Naturwissenschaften. Technikwissenschaften: Geschlecht in Strukturen, Praxen und Wissensformationen der Ingenieurdisziplinen und technischen Fachkulturen. In Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung* (S. 779–790). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Paulitz, Tanja (2012). *Mann und Maschine. Eine genealogische Wissenssoziologie des Ingenieurs und der modernen Technikwissenschaften, 1850–1930*. Bielefeld: Transcript Verlag.
- Röser, Jutta; Müller, Kathrin Friederike; Niemand, Stephan & Roth, Ulrike (2019). *Das Mediatisierte Zuhause Im Wandel. Eine Qualitative Panelstudie Zur Verhäuslichung des Internets* (Medien * Kultur * Kommunikation Ser). Wiesbaden: Springer Vieweg. In Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH.
- Sagebiel, Felizitas (2013). Organisationskultur und Macht – Veränderungspotenziale durch Führungsfrauen in der Technik. In Felizitas Sagebiel (Hrsg.), *Organisationskultur und Macht. Veränderungspotenziale und Gender* (Gender interdisziplinär, Bd. 1, S. 49–83). Berlin: Lit.
- Schreier, Margit (2014). *Varianten qualitativer Inhaltsanalyse: Ein Wegweiser im Dickicht der Begrifflichkeiten*. Zugriff am 24.09.2019 unter: www.qualitative-research.net/index.php/fqs/rt/prINTERfriendly/2043/3635
- Schüller, Elke (2011). *Was motiviert junge Frauen, Ingenieurwissenschaften zu studieren?* Powerpoint-Folien ihres Vortrags vom 22.9.2011 an der THM Gießen im Rahmen der Tagung „Mehr Studentinnen in MINT“. Zugriff am 16.05.2020 unter www.thm.de/frb-gleichstellung/images/stories/frauen/Dokumente_pdf/Downloads/ingenieurwissenschaften studieren.pdf.
- Wajcman, Judy (2007). From Women and Technology to Gendered Technoscience. *Information, Communication & Society*, 10(3), 287–298. <https://doi.org/10.1080/13691180701409770>.
- Wieser, Matthias (2019). Technik aus kultursoziologischer Perspektive. In Stephan Moebius, Frithjof Nungesser & Katharina Scherke (Hrsg.), *Handbuch Kultur-Soziologie. Theorien – Methoden – Felder* (S. 629–643). Wiesbaden: VS Verlag.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Susanne Keil
Hochschule Bonn-Rhein-Sieg
Grantham-Allee 20
53757 Sankt Augustin
susanne.keil@h-brs.de

<https://doi.org/10.17185/duerpublico/74543>

Tagungsberichte



Mitglieder der Forschungsgruppe (Foto: Cathleen Falckenhayn).

Anna Efremowa

Framing the Global Contestations of Women's and Gender Rights

Bericht zur Mid-term-Konferenz der Forschungsgruppe Global Contestations of Women's and Gender Rights vom 24. bis 26. März 2021 am Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF) in Bielefeld

Frauen*- und Geschlechterrechte werden derzeit an vielen Orten der Welt zunehmend in Frage gestellt und angegriffen. Besonders deutlich zeigt sich dies etwa in den Debatten um Abtreibungsrechte oder Anfeindungen gegenüber Feministinnen und Gender Studies. Die Auseinandersetzungen darüber, ob Frauenemanzipation traditionelle Familienmodelle unterlaufe und in welcher Weise diese Anfechtungen durch neo-patriarchale, autoritäre Regime, Parteien und Bewegungen befördert werden, sind weitere Beispiele für ein Ringen um Inhalt und Umsetzung von Frauen*- und Geschlechterrechten. Das wirft die Frage auf, wie Geschlechterrechte und -politiken sich (im vergangenen Jahrzehnt) verstärkt zu einer umstrittenen Thematik entwickeln konnten. Seit Oktober 2020 bringt die ZiF-Forschungsgruppe *Global Contestations*

of Women's and Gender Rights unterschiedliche Perspektiven auf dieses Phänomen in einem interdisziplinären Dialog zusammen, um gemeinsame Logiken, Muster und Strategien im Verhältnis zur Verstrickung mit übergeordneten Machtstrukturen und Hierarchien – wie ökonomischen Abhängigkeiten, Kämpfen um politische Hegemonien, anhaltenden kolonialen Hinterlassenschaften oder religiösen Diskursen – zu diskutieren. Mit der dreitägigen Hybrid-Veranstaltung „Framing the Global Contestations of Women's and Gender Rights“ wurde eine erste Bilanz dieser Zusammenarbeit gezogen.

In ihrer Keynote „Gendering Global Entanglements – Decolonizing Inequalities“ zeigte die Soziologin Manuela Boatcă (Freiburg, Deutschland) am Beispiel transnationaler Migration auf, wie sich vor dem Hintergrund imperialer

Verflechtungen historisch die Kategorien „Staatsbürgerschaft“ und „Geschlecht“ zu den entscheidendsten Faktoren für globale Ungleichheiten entwickelt haben. Bezugnehmend auf Maria Lugones' Konzept der Kolonialität von Geschlecht zeigte sie, wie durch die gewaltvollen Konstruktionen des/der Anderen, Ausbeutung und Versklavung möglich wurden. Gegenwärtige globale (Geschlechter-)Ungleichheiten müssen daher in der „longue durée“ betrachtet werden, um die aktuellen Auseinandersetzungen um Gleichstellungsrechte und Staatsbürger_innenrechte zu verstehen und zu einer Neukonzeptualisierung von Gleichheitsprinzipien zu gelangen. Im ersten Panel unter dem Titel „Reconfiguring Gender Inequalities and Global Solidarities: Decentering Foundational Concepts“ fragten die Referent*innen danach, was Gleichheit und Solidarität unter unterschiedlichen sozialen, kulturellen und historischen Bedingungen bedeuten, und hinterfragten dazu grundlegende Annahmen und Konzepte von Recht. In ihrem

Vortrag „Worldwide Right-Wing Contestations of Gender Equality: Thinking Global Intersectionalities“ stellten Birgit Sauer (Wien) und Julia Roth (Bielefeld) bei den sogenannten Anti-Gender-Mobilisierungen u. a. die Bedeutung von Affekten und Emotionen in Massenmedien heraus und wiesen auf die Vereinnahmung feministischer Perspektiven für rassistische Argumentationen (Femonationalismus) hin. Demgegenüber zeigen soziale Bewegungen wie #NiUnaMenos gegen Femizide und sexualisierte Gewalt in Lateinamerika oder #SayHerName gegen rassistische Polizeigewalt in zahlreichen Ländern auch die Potenziale von solidarischen Bündnissen und Strategien der Zusammenarbeit jenseits nationaler, kultureller, klassenbezogener, religiöser und weiterer Grenzlinien.

Der Jurist José Manuel Barreto (Bogotá) und die Politikwissenschaftlerin Ina Kerner (Koblenz) machten mit ihrem interdisziplinären Dialog „Universalisms and Provincialism: A Dialogue“ die Ambivalenzen des Konzepts der universalen



Im Vordergrund Brenda Kombo, im Hintergrund Onyinyechukwu Durueke (beide sind „Norbert-Elias-Fellows“ am ZIF und Fellows der Forschungsgruppe)



Von links nach rechts: Heidmarie Winkel, Julia Roth, Anna Efremowa und Alexandra Scheele.



Im Vordergrund Anna Efremowa, auf ihrem Bildschirm Susanne Baer, sichtbar ist auch der Hinterkopf von Martina Sproll (Alle Fotos: Cathleen Falckenhayn).

Menschenrechte deutlich. Trotz seines universellen Geltungsanspruchs habe die Geschichte der Moderne gezeigt, dass Menschen, die nicht weiß, männlich und heterosexuell waren, hiervon ausgeschlossen wurden. Sie schlugen vor, das Konzept des westlichen Universalismus nicht als einzig gültige Konzeption von Menschenrechten anzuerkennen und auch Ideen und Vorstellungen von Gleichheitsnormen zuzulassen, die im Widerstand gegen westlichen Imperialismus entstanden sind. Die Anthropologin Suad Joseph (Davis) plädierte in ihrem Vortrag „Self, Relation and Gender Rights. (Un)Bounding Rights and Personhood“, dafür, das autonom handelnde (heterosexuelle) Subjekt als Grundlage der westlichen Menschenrechtserklärungen nur als eine historisch spezifische Ausformung anzuerkennen, und regte an, die universellen Rechtsprinzipien hin zu einem relationalen Ansatz in der Konzeptualisierung von Gleichheitsrechten neu zu denken.

Am zweiten Konferenztage zeigten die Forschungsgruppenleiterinnen Julia Roth, Alexandra Scheele und Heidemarie Winkel (alle Bielefeld) mit ihrem Vortrag „Framing the Global Contestations of Women’s and Gender Rights“ entlang der empirischen Felder „Staatsbürgerschaft“, „Arbeit“ und „Religion“ auf, wie über „Geschlecht“ jeweils Konflikte zugespitzt werden. Auch wenn Staatsbürger*innenrechte schon immer umstritten und exklusiv waren, entfaltet sich in allen drei Feldern seit einiger Zeit eine neue Dynamik. Neo-patriarchale, autoritäre Regime, Parteien und Bewegungen streben eine Gesellschafts- und Geschlechterordnung an, in der nur bestimmte Gruppen von Menschen Zugang zu Ressourcen, Rechten und Privilegien haben. Dabei bedienen sie sich häufig einer rechtsbasierten Sprache und äußern sich angeblich im Namen von Menschenrechten, Freiheit oder Widerstand (z. B. gegen die Unterdrückung durch Eliten). Geschlechterpolitische Themen werden vor dem Hintergrund dieser Agenden vereinnahmt und instrumentalisiert. Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung als Fundament des modernen Kapitalismus ist nach wie vor eine weltweite Konstante. Da allerdings Frauen* weltweit zunehmend an bezahlter Arbeit auf den (globalen) Arbeitsmärkten teilnehmen, ist die Frage „Who cares?“ unausweichlich geworden. Die Chancen und Bedingungen für Frauenerwerbstätigkeit einerseits, aber auch die Bedürfnisse der Gesellschaft nach (unbezahlter) Fürsorgearbeit andererseits haben in den letzten Jahren (und besonders seit den ökonomischen Krisen 2008/2009) zu der sogenannten Care-Krise bzw. Krise der sozialen Reproduktion geführt und den Bereich von Frau-

en*- und Geschlechterrechten daher zu einem umkämpften Feld gemacht. Religionen haben wiederum identitäts- und sinnstiftende Funktionen. Innerhalb dieser werden unterschiedliche politische – liberale, antimoderne, fundamentalistische oder autoritäre – Visionen des Sozialen entworfen. Vorstellungen über Geschlecht und Geschlechternormen stehen im Zentrum fundamentalistischer und religiös-rechter Weltbilder, müssen jedoch kontextualisiert werden, um zu verstehen, welche konkreten Themen – wie Erbrecht, Scheidung oder Abtreibung – jeweils zum Gegenstand der Auseinandersetzungen um Frauen*- und Geschlechterrechte gemacht werden. Heidemarie Winkel hob abschließend hervor, dass religiöse Feministinnen nicht nur die natürlichen Verbündeten von säkularen Feministinnen seien, sondern dringend gebraucht werden, um zwischen glaubensbasierten politischen Aktivitäten und der Instrumentalisierung von Religion im politischen Bereich unterscheiden zu können.

Ania Plomien (London), Martina Sproll (Berlin) und Alexandra Scheele eröffneten mit ihrem Vortrag das Panel „Global Crisis: States – Markets – Families“. Unter dem Titel „Social Reproduction: Crisis and the Inherent Contradictions of Capitalism“ zeigten sie, dass der sogenannte „Care-Gap“ bereits vor der Covid-19-Pandemie fester Bestandteil der (neo)kapitalistischen Produktionsverhältnisse war. Die globale Coronakrise verstärkte bereits existierende (geschlechtsspezifische) Ungleichheitsverhältnisse. So zeigten die Beispiele aus dem globalen Süden und Norden sowie ein internationaler Vergleich, dass sich Geschlechterungleichheiten entlang von „Race“ und Klassenzugehörigkeit durch die Pandemie weiter intensiviert haben, doch staatliche Strategien als Antwort auf die aktuelle Krise weder die Versorgungslücken im Care-Bereich schließen noch geschlechtsspezifische Ungleichheitsstrukturen beseitigen können. Am Beispiel der Post-Konflikt-Phase im Niger-Delta zeigte die Konflikt- und Friedensforscherin Onyinyechekwu Durueke (Port Harcourt) in ihrem Vortrag „Post-Conflict Communities and Gender Inequalities“, dass Kategorien wie „Geschlecht“, „Ethnizität“ und „soziale Klasse“ für die Beteiligten sehr unterschiedliche Erfahrungen in Konflikten und Post-Konflikt-Regionen verursachen. Obwohl 2015 der UN-Sicherheitsrat in einer Resolution die Förderung von Geschlechtergleichheit und Beteiligung von Frauen in Entscheidungsprozessen zu einem wichtigen Instrument des Wiederaufbaus in ehemaligen Kriegsregionen erklärte, bleiben die Partizipationsrechte von Frauen* durch die lokale Rechtskultur, patriarchale Machtstrukturen und

militarisierte Männlichkeitsvorstellungen im nigerianischen Niger-Delta eingeschränkt und prägen ihre (Alltags-)Erfahrungen.

Im dritten Panel, „Negotiating Hegemonic Knowledge Production about Gender“, beleuchteten die Referentinnen die Frage nach der hegemonialen Wissensproduktion im Hinblick auf die Rolle von Religion in den Auseinandersetzungen um Frauen*- und Geschlechterrechte. Heidemarie Winkel und die Linguistin Fatima Sadiqi (Fez) untersuchten in ihrem Beitrag „Politicizations of Religion: Between Fundamentalist Contestations and Feminist Renegotiations“ am Beispiel Marokkos und Deutschlands die unterschiedlichen Muster des Verhältnisses von Politik und Religion und der jeweiligen Politisierung von Religion. Es wurde gezeigt, wie traditionalistische und fundamentalistische religiöse Akteure seit dem 19. Jahrhundert kontinuierlich in politische Auseinandersetzungen und Debatten um gesellschaftlichen Wandel involviert sind, und wie sich ihnen in beiden Kontexten u. a. religiös-feministische Gegenbewegungen gegenüberstellen. Analog dazu lassen sich die Debatten um das religiöse Familienrecht in Mali und dessen Veränderung 2009 verstehen. Die Anthropologin und Juristin Brenda Kombo (Bielefeld) zeigte in ihrem Vortrag „Contestations over Culture and Human Rights in Family Code Reform in Mali“, dass die unterschiedlichen Kontroversen über das koloniale Erbe eines säkularen Staates, die demokratischen Beteiligungen an einer Gesetzreform und die religiösen, kulturellen und traditionellen Normen auch ein gesellschaftliches Spannungsfeld schaffen, in dem Fragen von Geschlechterrechten und Familienarrangements verhandelt werden.

Im Panel, „Questioning Global Productions of Normativities“ wurden (globale) Normen- und Normalitätsvorstellungen von Geschlecht in Frage gestellt. Die Rechtswissenschaftlerin Ligia Fabris (Rio de Janeiro), die Geschlechterforscherin Holly Patch (Bielefeld) und der Philosoph Karsten Schubert (Freiburg) ließen in ihrem Vortrag „Liberalism and the Construction of Gender (Non-)Normative Bodies and Queer Identities“ die Widersprüche erkennen, die sich aus einer Forderung nach rechtlicher Anerkennung von Trans*-, Inter*- und nicht-binären und queeren Lebensweisen innerhalb einer rechtlichen Tradition von Heteronormativität ergeben. Am Beispiel eines Trans*chores in Los Angeles illustrierten sie, dass dessen politische Forderungen sich innerhalb des liberalen Menschenrechtsdiskurs bewegen, jedoch ihre künstlerischen und politischen Praktiken sich jeder Annahme naturgegebener Geschlechterunterschiede widersetzen. Die Referent_innen warfen somit die Frage auf,

wie eine Rechtsprechung ausgestaltet werden kann, die jede Annahme einer naturgegebenen Geschlechterordnung überwindet und nicht-binäre Existenzweisen und Erfahrungen anerkennt.

Mishuana Goemann (Los Angeles) ging mit ihrem Vortrag „Anti-Colonial Strategies in Promoting Gender Social Justice“ der Frage nach, wie koloniale Gewalt im Siedlerkolonialismus vergeschlechtlicht wird. Sie versteht politische indigene Feminismen per se als eine antikonkoloniale Strategie, da sie sich nicht nur den patriarchalen Vorstellungen innerhalb eines bürgerlichen Familienmodells widersetzen, sondern auch der „Gewalt der Inklusion“ durch die Integration in ein Rechtssystem, das die Kollektivrechte ihrer Gemeinschaft untergräbt. Die Historikerin Andrea Petó (Wien) machte in ihrem Beitrag „Lessons Learned from Rhetoric and Agenda of Illiberal Gender Politics Regarding Reproductive Rights in Hungary“ deutlich, dass angesichts der Prekarisierung der Lebensverhältnisse seit 1989 viele Versprechen der Menschenrechte nicht in der Lebensrealität vieler Menschen in Osteuropa eingelöst werden. Das EU-Gleichstellungsparadigma, das Arbeit als primären Ort der Frauenemanzipation erklärt und sich auf die individuellen Rechte von Frauen konzentriert, kann auch die sozialen Folgen einer Austeritätspolitik seit der Finanzkrise 2008/2009 nicht abmildern. Am Beispiel der Regierung Orbán in Ungarn machte sie deutlich, wie in einer neoliberalen Wirtschaftsordnung rechtsextreme Parteien und Bewegungen Themen von „reproduktiven Rechten“, „Mutterschaft“ und „Familie“ als politische Themen vereinnahmen.

Am dritten Konferenztag plädierte die Bundesverfassungsrichterin Susanne Baer (Karlsruhe) in ihrer Keynote „Gendered Normativities: The Role and Rule of Law“ für einen differenzierten Rechtsbegriff und unterschied zwischen Menschenrechten als Konzept, als Idee, als politisches Instrument und als Gesetzestext. Sie konstatierte, dass Menschenrechte aktuell von allen Seiten kritisiert werden – von progressiven und konservativen, politisch linken und rechten Lagern. Feministische Forderungen wie die nach Privatsphäre oder zum Schutz der Autonomie von Frauen* im Bereich von Pornografie, Prostitution und Reproduktionsrechten werden heute von vielen rechtsnationalen und populistischen Positionen übernommen und vereinnahmt, um die Familie als Bastion der Privatsphäre zu erklären und so patriarchale Herrschaftsverhältnisse aufrechtzuerhalten. Baer fasste zusammen, dass eine produktive Kritik notwendig sei, um auf die Grenzen von Menschenrechten aufmerksam zu machen. Eine (antidemokratische) Gefahr gehe jedoch von einer Kritik aus, die die Existenz-

berechtigung dieser rechtlichen, politischen und normativen Instrumente in Frage stellt und proklamiert – wie kürzlich die Türkei bei ihrem Austritt aus der Istanbul-Konvention – man brauche diese nicht mehr, da Geschlechtergerechtigkeit bereits erreicht sei.

Die Konferenz endete mit einer abschließenden Reflexion von Ligia Fabris, Stefania Maffeis (Dresden), Martina Sproll und Shirin Zubair (Lahore) über die vergangenen drei Tage und gab einen Ausblick auf das weitere Arbeitsprogramm der Forschungsgruppe. So wurde die Notwendigkeit einer systematischen Betrachtung der Ursachen globaler Ungleichheitsstrukturen aus einer intersektionalen Perspektive betont. Vor dem Hintergrund der Umdeutungen und Neu/Re-Interpretation von Menschen- und Gleichheits-

rechten durch autoritäre, nationalistische und fundamentalistische Gruppen und Akteur_innen wurde angeregt, bei der Analyse der aktuellen Auseinandersetzungen um Frauen*- und Geschlechterrechte zwischen Kritik und Angriffen systematisch zu unterscheiden, um hegemoniale Wissensproduktionen differenzierter zu hinterfragen. In diesem Kontext ist es von Bedeutung, über die Rahmenbedingungen und neue Formen von Widerstand und Solidarität nachzudenken. Ein Konferenzband im Bielefelder Verlag transcript ist in Planung. Hinweise zu weiteren Veranstaltungen, Veröffentlichungen und Podcasts der ZiF-Forschungsgruppe „Global Contestations of Women's and Gender Rights“ finden sich auf der Webseite: <https://www.uni-bielefeld.de/de/ZiF/FG/2020Gender/>

Kontakt und Information

Anna Efremowa
Zentrum für interdisziplinäre
Forschung
Universität Bielefeld
Methoden 1
33615 Bielefeld
global-contestations@uni-
bielefeld.de

Uta C. Schmidt

(Ge)Schlechte(r) Religionswissenschaft? Multidisziplinäre Ansätze einer kritischen Genderforschung zu Religion

Bericht zur Gründungstagung des Arbeitskreises Gender und Religion in der Deutschen Vereinigung für Religionswissenschaften am 01. und 02. März 2021 am MaJaC der Ruhr-Universität Bochum

Eigentlich sollte die Gründung des Arbeitskreises Gender und Religion (AKGR) bereits im letzten Jahr im Marie Jahoda Center for International Gender Studies (MaJaC) der Ruhr-Universität Bochum (RUB) erfolgen. Leider war auch zu Beginn 2021 eine Präsenz-Veranstaltung coronabedingt noch nicht möglich, so dass die Gründung doch virtuell erfolgen musste. So sprach die Geschäftsführerin des MaJaC, Dr. Beate von Miquel – selbst evangelische Theologin – ein Grußwort zu uns, bevor ein zweitägiges, äußerst spannendes Programm seinen Anfang nahm.

Feministische, queere Positionen verorten sich in unseren Breitengraden zumeist in säkularen Kontexten. Deshalb sei in Hinblick auf die Bedeutung dieser Arbeitskreisgründung eingangs betont, dass es sich bei Religionswissenschaften nicht um Glaubensfragen handelt, sondern um eine wissenschaftlich-kritische Auseinandersetzung mit Religion als kulturell tradierten, historisch wandelbaren, gesellschaftlichen Sinn- und Orientierungssystemen. Religionswissenschaften interessieren sich für soziale wie individuelle

Aspekte von Handeln und Fühlen in diesen und mit diesen Orientierungssystemen. Gehen wir davon aus, dass auch „Geschlecht“ individuell wie sozial als strukturierende Struktur von Gesellschaften fungiert, so lässt sich bereits erahnen, welche konstruktive Erkenntnismöglichkeiten sich in Verknüpfungen von Religion und Geschlecht eröffnen.

Für mich als (Kunst)Historikerin wurde die Gründungstagung mit fulminanten Einblicken in religiös fundierte Praxen und Repräsentationen gerahmt: Am Anfang stand Prof. Dr. Martin Radermachers Impuls-Vortrag über „devotionale Fitness“. Er führte uns ein in evangelikale Fitness- und Diätprogramme – hier für ein männliches Publikum: Das ganze Leben ist ein Gebet, auch die Sportausübung gilt als Gebet, somit als Zeit mit Gott. Der wohlgestaltete Körper legitimiert sich mit 1 Korinther 6, der den „Leib als Tempel des Heiligen Geistes“ inauguriert. Radermacher entwickelte die spezifische Körpertheologie des Evangelikalismus, die sich am weißen, schlanken, durchtrainierten (Männer-)Körper ausrichtet und

die er als Grundlage einer „Leistungsreligion“ beschrieb. Interessante Anknüpfungspunkte an aktuelle soziologische und politikwissenschaftliche Debatten um Retraditionalisierung und die Anziehungskraft autoritärer Gesellschaftsmodelle ergaben sich bei seinen Ausführungen zum theologisch fundierten Geschlechterverhältnis im us-amerikanischen Evangelikalismus. Aus „natürlichem“, weil vermeintlich göttlich bestimmtem Geschlechterverhältnis mit weiblicher Unterordnung unter den Mann, können Frauen im Evangelikalismus durchaus Kraft und Macht für Befreiung und Emanzipation ziehen.

An den Tagungsabschluss setzten Benedikt Bauer (RUB), Anna-Katharina Höpflinger (LMU München) und Kristina Göthling-Zimpel (RUB) als Organisationsteam ein Werbevideo aus dem Jahre 2012 für AXE, eine Männerpflegeserie der Firma Unilever. Es erzählt die Geschichte von Noah und seiner Arche: „No man can walk alone“. Nachdem Noah sein Holzschiff mit Fitnesstrainern (s. o.), Schlafkajüten und prallem Soundsystem fertig gezimmert hat, gönnt er sich eine Briese Männerduft per Deo. Dieser beseelt ihn nicht nur wie göttlicher Atem, sondern löst zugleich heterosexuelles Begehren aus, werden doch sogleich Scharen schöner junger Frauen angezogen. In seinem sicheren Nest werden sie die menschengemachten Katastrophen überleben. Zuvor schnitzt sich Noah jedoch am Lagerfeuer noch einen idealen, gerundeten Frauenkörper mit gebärfreudigem Becken als Gefährtin – unter Fragen von Religion, Geschlecht und Heteronormativität eine ungemein dichte Erzählung zwischen Weltuntergang, männlicher Allmachtsfantasie und überbordendem Sexismus. In diesem Werbevideo nahm die Arche Noah schnurstracks ihren Weg aus dem jüdisch-christlich-islamischen Religionskontext in die säkulare Pop-Kultur.

Prof. Dr. Ulrike E. Auga, Professorin für Theologie und Geschlechterstudien und zugleich Präsidentin der International Association for the Study of Religion and Gender (IARG), spannte in ihrem Impulsvortrag den theoretischen Horizont für Fragen nach Religion und Geschlecht auf. Sie machte deutlich, dass sich weder Religion ohne die Frage nach Geschlecht, noch dass sich Geschlecht ohne Dimensionen des Religiösen differenziert erforschen lässt. Dazu nahm sie ihr Publikum behutsam an die Hand und führte es sicher durch Denkweisen der Postmoderne, durch die dekonstruktivistische Geschlechterforschung, durch kritische Queertheorie und Theorien des Postkolonialismus, durch Postsäkulare Diskurse und den Posthumanismus. Durch ihre unpräntöse Ansprache löste sich das zunächst undurchdringbar scheinende Theoriegeflecht einfach und schlüssig in ein paar Grundgedanken auf: Wir

können nicht mehr zurück hinter die Postmoderne mit ihrem Verweis auf die gesellschaftlichen Konstruktionen des vermeintlich Natürlichen. Es gibt kein machtneutrales Wissen. Identitäten sind nicht „natürlich“, sondern sie emergieren performativ durch individuelle Subjektivität und würdige Formen kollektiver Zugehörigkeit. Wissensformation sollten entsprechend der inneren Anordnungen ihrer Kategorien in den Blick genommen werden. Hinter Vorstellungen von (religiösem) Pluralismus kann der Anspruch von europäischem Universalismus weiter vorgebracht werden. Religion taucht in postsäkularen Gesellschaften als sozial Imaginäres seiner Symbolwelten und Repräsentationen auf. Spiritualität lässt sich in Ordnungen jenseits tradierter Religionssysteme auffinden. Emanzipatorische Handlungsmacht kann auch in religiösen Praktiken entstehen. Im Kontext von Religion und Geschlecht sollten wir uns an einem queeren Arrangement von Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft orientieren. Hier war Theorie nicht Last, sondern

Ulrike E. Auga zelebrierte sie unter der Klammer „Geschlecht als Wissenskategorie“ lustvoll als Ermöglichung von Wissen und Erkenntnis. Mit Vorträgen zu „Gender und wissenschaftlicher Positionalität“ (Christiane Nagel), zur Konstruktion von Nation über „die“ Muslimin in der Deutschschweiz (Mirjam Aeschbach) und über „Antisemitismus und Intersektionalität“ (Randi Luise Becker) öffnete sich in den ersten beiden Panels bereits ein Füllhorn spannender Forschungsperspektiven auf „Geschlecht“ und „Religion“. Unter dem Titel „Kolonialismus und Religion“ lenkte dann das dritte Panel den Blick auf „Reproduktion“ im Kontext kolonialer Konzeption von ‚Rasse‘ und ‚Geschlecht‘ im theosophischen Feminismus“ in Sri Lanka (Jessica Albrecht) und auf die politische Bedeutung von Homosexualität in der Evangelisch-lutherischen Kirche von Tansania (Charlotte Weber).

Der zweite Tag begann mit dem vierten Panel zu „Religiöse Körper(räume), Spiritualität(en) und Gender“. Dr. Ulrike Sallandt sprach am Beispiel Perus über „Genderaspekte in der Pentekostalismusforschung“ – damit ist Forschung zu Pfingstkirchen gemeint, Bewegungen, in denen marginalisierte Gruppen wie Frauen und LTBTQI+ Anerkennung und Stärkung finden. Der Vortrag von Dr. Tatjana K. Schnütgen thematisierte „Tanzspiritualität und Gender“. Unter der Überschrift „Transnational-historische Genderkonzeptionen“ sprachen im fünften Panel Dr. Ulrike Kollodzeiski über die „Orientalische Heldin“ und die damit verbundenen Genderkonstruktionen am Beispiel eines Reiseberichts von Pietro della Valle (1586–1652). Johanna Wittmann stellte religiöse Patronage salischer und englischer

Königinnen des Hochmittelalters (ca. 1000–1150) vor. Panel Sechs thematisierte „Weiblichkeit als ‚Problemfeld‘ von (institutioneller) Religion“: Darunter fiel ein Vortrag von Ronja Koch zu „Göttin – Gehilfin – Gegenstand? Zur Rolle des göttlichen, weiblichen Gegenparts am Beispiel der Aschera. Eine Auswertung altorientalischer und alttestamentlicher Ansatzpunkte“. Aus systematisch-theologischer Perspektive entwickelte Franziska Lindner im Anschluss ihre gendersensible Analyse des kirchlichen Amtsverständnisses: „Frauen in kirchlichen Ämtern?“. Das siebte Panel nahm schlussendlich Medien und Medialität in den Blick: Dr. Daniel Vorpahl informierte über sein Forschungsprojekt zu Geschlechterbildern in religionsaffinen Themen der Kinder- und Jugendliteratur. Und Doreen Blake präsentierte ihr Projekt zu normativen Weiblichkeits- und Sexualitätskonzepten in der katholischen Frauenpresse der österreichischen Zwischenkriegszeit.

Mit diesen Vorträgen führte die Gründungstagung des AKGR ihr Publikum von Sri Lanka durch den „Orient“ nach Peru, von Tansania in die Deutschschweiz, sie präsentierte unterschiedliche Forschungsfelder und -methoden, blickte vielschichtig auf Praktiken, Milieus, Diskurse und Orte in Vergangenheit und Gegenwart.

Am Ende kam der Weltuntergang. Benedikt Bauer und Anna-Katharina Höpflinger als Tagungsleitung spielten das hier bereits eingangs gewürdigte Werbevideo für AXE ein, um unsere Aufmerksamkeit noch einmal auf „Geschlecht“ und „Religion“ zu fokussieren. Sie destillierten sodann aus der filmischen Erzählung und den Tagungsbeiträgen sechs Leitmotive, die auch die zukünftige Arbeit des AKGR rahmen könnten:

- (1) „Geschlecht“ und „Religion“ initiieren kritische Forschung auf die allseits wirkmächtigen Differenzierungsprozesse, die Binarität innerhalb eines heteronormativen Rahmens festschreiben und die Ein- und Ausschlussmechanismen legitimieren. „Kritisch“ versteht sich dabei im Sinne von „ausschlaggebend“ für weitere inhaltlichen Forschungen und im Sinne von „entscheidend“ für einen institutionellen Ort, den diese Forschungen innerhalb der Religionswissenschaften einnehmen.
- (2) Alle Tagungsbeiträge thematisierten Wechselweisen von Gender, Religion und Körper. Nach Judith Butler können wir Körper sein oder haben, wir können ihn jedoch konzeptionell nicht fassen, wir können ihn nur repräsentieren. Dies gilt ebenso für Gender und Religion. Die Herausforderung liegt darin, dies interdependent und performativ zu

denken und forschungspraktisch offen umzusetzen.

- (3) Religionsbezogene Genderforschung benötigt eine intersektionale Perspektive. Sie soll dabei auch sensibel sein für die eigenen Inklusionen und Exklusionen, für blinde Flecken und Begünstigungsstrukturen.
- (4) „Gender“ und „Religion“ sind beide Singularkollektive, die auf einer komparatistischen Dimension aufliegen: Es sind Vergleichskategorien und es sind konzeptionelle Kategorien. Sie sind zeit- und raumspezifisch. Was heißt dies methodologisch, wenn wir uns Kulturen zuwenden, die wir nur medial vermittelt wahrnehmen oder denen wir aufgrund von Sprachbarrieren nur fragmentarisiert begegnen können? Was bedeutet ein globaler Blick auf Gender und Religion mit dem Wissen darum, dass es keinen Universalismus gibt? Wie muss angesichts dieser Pluralität transkulturelle Übersetzungsarbeit aussehen?
- (5) Medien sind Vehikel, um die Natürlichkeit heterosexuellen Begehrens zu produzieren und festzuschreiben. Im Kontext von Geschlecht und Religion gilt es, ihre Konstruktions-, Funktions- und Wirkungsweisen in den Blick zu nehmen. „Religion“ und „Geschlecht“ waren und bleiben bevorzugte Topoi medialer Produktionen. Auch in einer sich als säkularisiert wahrnehmenden Welt gehören Allusionen aus dem Bereich des Religiösen zu einem kulturellen Wissensfundus. Sie erreichen Menschen – wie der AXE-Werbespot zeigt.
- (6) Die Religionsforschung wird oft metaphorisch als Kaleidoskop gefasst. Auch der AKGR sollte sich als Kaleidoskop verstehen: als ein Sehe-Gerät, durch das wir neugierig schauen und immer wieder neue Anordnungen von Gender und Religion entdecken.

Benedikt Bauer und Anna-Katharina Höpflinger wünschten sich den AKGR als Medium der Reflexion und Selbstreflexion, als ein Medium des intersubjektiven Austausches über Konstruktionen, Dekonstruktionen, Inszenierungen von „Gender“ und „Religion“. Da sie zuvor einen „Tagungs-Pack“ verschickt hatten, der neben Teebeuteln, Schokolade, einem Rezept für Linsencurry, einem Stoff-Beutel mit RUB-Aufdruck, Block, und Kugelschreiber auch einen Pikkolo beinhaltete, konnte im Anschluss an diese inhaltliche Positionierung sogar ortsunabhängig feierlich auf die Gründung angestoßen werden. Ein Bildschirm-Foto mit Galerieansicht der Teilnehmer:innen dokumentierte die Gründung in Corona-Zeiten für die Nachwelt.

Kontakt und Information

Dr. Uta C. Schmidt
Netzwerk Frauen- und
Geschlechterforschung NRW
Koordinations- und
Forschungsstelle
Berliner Platz 6–8
45127 Essen
utac.schmidt@netzwerk-fgf.
nrw.de

Julia Breuer-Nyhsen, Verena Klomann

Geschlechter(dis)kontinuitäten und Corona – auch ein Thema der Sozialen Arbeit

Bericht zur Tagung im Rahmen der Vortragsreihe „Und jetzt? Die Covid-19-Pandemie und die Konsequenzen aus der Sicht von Sozialer Arbeit, Gesundheitswesen und Bildungsarbeit“ am 23. April 2021 an der Katholischen Hochschule NRW, Abt. Aachen

Die Veranstaltung *Geschlechter(dis)kontinuitäten und Corona – auch ein Thema der Sozialen Arbeit*¹ beschäftigte sich mit den Folgen der Corona-Pandemie für die Geschlechterverhältnisse und verfolgte das Ziel, konkrete Entwicklungsperspektiven auf der Ebene der Politik, der Hochschule und der Sozialen Arbeit zu identifizieren und zu diskutieren sowie Impulse für die Weiterarbeit zu entwickeln. Die Teilnehmer_innenzahl von mehr als 120 Personen demonstrierte die Relevanz des Themas für Studierende und Fachkräfte der Sozialen Arbeit.

Bereits im ersten Lockdown zeigte sich, dass Homeoffice, Homeschooling und Homestudying besondere Belastungen für das Zusammenleben in Familien bedeuten – sich diese jedoch unterschiedlich auf Frauen*, Männer*, Alleinerziehende oder pflegende Angehörige auswirken. Hinzu kam und kommt, dass vor allem Frauen* in den sogenannten systemrelevanten – aber schlecht bezahlten – Berufen beschäftigt sind. Einige Studienergebnisse verweisen darauf, dass sich in der Pandemie Ungleichheiten im Geschlechterverhältnis verstärken, die häufig als (Re-)Traditionalisierung bezeichnet werden – aber auch als (Dis-)Kontinuitäten im Geschlechterverhältnis beschrieben werden können (vgl. Kohlrausch/Zucco 2020). Die Veranstaltung verfolgte das Anliegen, diesen Entwicklungen und Erkenntnissen aus der Perspektive der Sozialen Arbeit nachzugehen und hierbei auch die Erfahrungen der Veranstaltungsteilnehmenden einzubeziehen.

Hierzu erfolgten im ersten Drittel der Veranstaltung Impulsreferate, innerhalb derer die Auswirkungen der Corona-Pandemie auf Frauen* im Allgemeinen und auf (alleinerziehende) Mütter und Studierende im Speziellen sowie die Frage der Geschlechtergleichstellung im Hochschulkontext aufgegriffen wurden.

Silke Tamm-Kanj (Frauennetzwerk der Städteregion und Gleichstellungsbeauftragte Würselen) skizzierte zunächst einige Ergebnisse einer Umfrage des Frauennetzwerks der Städteregion Aachen zu Belastungen im Lockdown und hier zu

unterschiedlichen Wahrnehmungen und Situationen bei Männern* und Frauen* (vgl. Bausch/Tamm-Kanj/Steibert/Urban 2021). Demnach erlebten im Befragungszeitraum mehr Frauen* als Männer* und hier insbesondere Mütter durch die Pandemie massive Veränderungen ihres Tagesablaufs sowie hohe psychische Belastungen. Sie übernahmen vermehrt Aufgaben im Bereich der Fürsorgearbeit und beschrieben übermäßige berufliche Mehrbelastungen. Deutlich mehr Frauen als Männer erlebten das Homeoffice als schwierig und konnten es nicht gut mit der Kinderbetreuung vereinbaren. Männer gaben dagegen deutlich häufiger an, Kinderbetreuung und Homeoffice gut miteinander verbinden zu können.

Elisabeth Thesing-Bleck (Vertreterin im Frauenrat NRW) legte in ihrem Input den Fokus auf Mütter in der Pandemie und auf die Folgen der Pandemie für die – auch zuvor – noch immer ungleichen (Geschlechter-)Verhältnisse im Bereich der Sorgearbeit. Auch hier zeigte sich, dass das plötzliche Wegbrechen aller institutionellen Betreuungsformen stärker von den Müttern kompensiert wurde. Väter hingegen ‚eroberten‘ sich häufiger einen ungestörten Homeoffice-Platz abseits von Kinder- und Haushaltsaufgaben. Als besonders benachteiligt erweisen sich erneut alleinerziehende Mütter.

Ralitsa Petrova-Stoyanov (IGaD der RWTH Aachen) widmete sich der Situation an Hochschulen: Eine Studie des Wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Instituts der Hans-Böckler-Stiftung identifizierte unterschiedliche Gender Gaps, die die zentralen Ungleichheitsentwicklungen beschreiben (vgl. Altenstädter/Klammer/Wegrzyn 2021): Frauen an Hochschulen investierten deutlich mehr Zeit und Engagement in die Umstellung auf eine (qualitativ hochwertige) digitale Lehre, waren zugleich häufiger mit steigenden Belastungen im Bereich der Care-Arbeit konfrontiert und veröffentlichten (in der Folge) seit Beginn der Pandemie weniger als ihre männlichen Kollegen. Zugleich zeigte sich, dass die Gleichstellungsbeauftragten

¹ Initiiert, konzeptioniert und durchgeführt wurde die Veranstaltung von Julia Breuer-Nyhsen (wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bachelor-Studiengang Soziale Arbeit für Männer und Frauen neben der Familientätigkeit an der Katho), Prof'in Dr'in Marianne Genenger Stricker (Studiengangsleiterin BA Soziale Arbeit für Männer und Frauen neben der Familientätigkeit), Prof'in Dr'in Marion Gerards (Gleichstellungsbeauftragte Abteilung Aachen/katho), Prof'in Dr'in Verena Klomann (Leiterin des Instituts für angewandte Bildungs- und Diversitätsforschung/katho und Gleichstellungsbeauftragte katho) und Leonie Illmer (wissenschaftliche Mitarbeiterin für Gleichstellung und Inklusion Abteilung Aachen/katho).

nur in Ausnahmefällen in das Krisenmanagement an der Hochschule einbezogen wurden. Die Studierenden Asmaa Amr und Alja Gaumé gewährten einen Einblick in die Situation studierender Elternteile und skizzierten, dass die Situation für viele ausweglos scheine: Auf der einen Seite soll die Qualität des Studiums nicht leiden und eine Verlängerung des Studiums – oft aus finanziellen Gründen – vermieden werden, auf der anderen Seite fehlt es den Studierenden, die häufig auch noch erwerbstätig sind, an Entlastungsmöglichkeiten und der notwendigen Zeit für das Studium. Auf die Frage, wie es dieser Studierendengruppe in der aktuellen Situation gelingen kann, Zeit und Raum für das Studium zu etablieren und dieses weiter voranzubringen, gäbe es folglich keine ‚einfachen‘ Antworten. Die in den Inputs skizzierten Erkenntnisse und Perspektiven wurden anschließend in Diskussionsforen gemeinsam mit den Referierenden vertieft und im Dialog miteinander beleuchtet. Hierbei wurden die Themen Geschlechtergerechtigkeit, Frauen in Erziehungsverantwortung, Studiumsbewältigung, Geschlechter(dis)kontinuitäten im Hochschulalltag und die Relevanz des Themas für die Soziale Arbeit differenziert betrachtet. Im abschließenden virtuellen Podiumsgespräch zeigte sich, dass in allen Diskussionsforen ein reger und konstruktiver Austausch stattfand, der sehr vielfältige Impulse für die Politik, die Hochschule(n) und/oder die Soziale Arbeit hervorbrachte. Auf der Ebene der Politik ist die Forderung zentral, dass Care-Arbeit sowohl im Bereich der privat und unbezahlt erbrachten Leistungen als auch im Bereich der typischen ‚Frauenberufe‘ – wie auch die Soziale Arbeit einer ist – endlich eine angemessene Anerkennung und entsprechende Würdigung erfahren muss. Um dies zu erreichen, sind Vernetzungsmöglichkeiten, Strukturen und Zugangswege zu schaffen, die eine starke Interessenvertretung in den benannten Bereichen ermöglichen und verbessern. Darüber hinaus sind politisch gesteuerte Verbesserungen bei der beruflichen Entwicklung von Frauen bis hin zu einer deutlichen Steigerung der Verfügbarkeit und Qualität von Betreuungseinrichtungen erforderlich. Angezeigt ist zudem eine Perspektivenerweiterung und die hiermit verbundene Würdigung der vielfältigen Lebens- und Familienformen, statt anhaltend das heteronormativ geprägte Familienbild als ‚Norm‘ zu vermitteln. Aber auch die schon oft formulierte Forderung nach der Abschaffung des Ehegatt*innensplittings sowie der kostenlosen Mitversicherung nicht erwerbstätiger Ehepartner*innen im Rahmen der Familienversicherung bei der Krankenkasse wurde – insbesondere vor

dem Hintergrund der hiermit einhergehenden Tendenz zur Übernahme von Minijobs oder sogenannter ‚Schwarzarbeit‘ – erneut laut. Auf der Ebene der Hochschule wurde deutlich, dass vor allem eine bessere Vernetzung benachteiligter Gruppen zur Interessensstärkung gewünscht ist und dies einer strukturellen bzw. organisationalen Unterstützung bedarf. Zudem ist eine Einbeziehung der Gleichstellungsperspektive frühzeitig und in allen relevanten Gremien und Entscheidungsprozessen zu fördern und auch strukturell zu verankern. Darüber hinaus müssen die skizzierten Gender Gaps thematisiert und bspw. in Bewerbungs-/Berufungsverfahren gewürdigt, aber auch strukturelle Rahmenbedingungen geschaffen werden, die deren Abbau voranbringen. Aus der Perspektive der Studierenden wurde die Förderung eines solidarischen Klimas in der Hochschule und insbesondere innerhalb der Studierendenschaft als Bedarf und Aufgabe formuliert. Hierzu entstanden verschiedene und auch teilweise sehr konkrete Ideen, wie beispielsweise die Gründung eines Arbeitskreises von Studierenden mit Erziehungs- und Pflegeverantwortung. Während diese und einige weitere Ideen von den beteiligten Akteur*innen direkt initiiert und realisiert werden (können), werden andere nun in den hochschulischen Gremien thematisiert und hier weiter vorangebracht. Mit Blick auf die Soziale Arbeit wurden – ausgehend von der aktuellen Lage der Profession und deren Angehörigen – zahlreiche Impulse zusammengetragen. Zum einen kann die Soziale Arbeit einen zentralen Beitrag im Prozess der Bewältigung der Corona-Pandemie und vor allem der hieraus resultierenden Folgen leisten. Zum anderen ist sie selbst in vielerlei Hinsicht von der Pandemie berührt – dies beispielsweise durch die vorübergehende Einstellung von Angeboten der Sozialen Arbeit, die Schließung von Einrichtungen, aber auch die Veränderung von Beratungs-, Begleitungs- und Unterstützungsangeboten in Folge der geltenden Hygiene- und Schutzmaßnahmen und auch veränderter Arbeitsbedingungen und Vereinbarkeitsbedarfe der Fachkräfte. All das bei gleichzeitiger Zunahme von krisenhaften und belastenden Lebensbedingungen und hiermit einhergehend wachsenden Beratungs-, Begleitungs- und Unterstützungsbedarfen (vgl. vertiefend Meyer/Alsago 2021). Zudem gehörte die Soziale Arbeit nicht zu den zu Beginn der Pandemie als systemrelevant eingestuften Tätigkeitsbereichen und wurde auch nicht in die zur Bewältigung der Corona-Pandemie eingerichteten Beratungsgremien der Politik oder auch Krisenstäbe einbezogen. Vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen wurde

beispielsweise diskutiert, wie der Kontakt zu unterschiedlichen Adressat*innengruppen und für diese der Zugang zu Angeboten der Sozialen Arbeit ermöglicht, erhalten bzw. wiederhergestellt werden können. Es ist davon auszugehen, dass die Soziale Arbeit auch nach der Pandemie noch stärker gefordert und erforderlich ist als zuvor, da mit vielfältigen Langzeitfolgen – insbesondere auch aufgrund materieller und seelischer Nöte – zu rechnen ist. Aufgabe der Fachkräfte ist es damit auch, sich gegen finanzielle Kürzungen und Einschränkungen zu stellen, die angesichts massiver finanzieller Einbußen der Kommunen drohen.

Zusammenfassend gilt es also erneut, die Systemrelevanz Sozialer Arbeit zu verdeutlichen und für die Anerkennung ebendieser zu kämpfen. Zugleich müssen im Hinblick auf Geschlechterverhältnisse und die hier diagnostizierten (Dis-)Kontinuitäten auch Angebote der Sozialen Arbeit ausgebaut werden, die Menschen mit Erziehungs- und Pflegeverantwortung stärken und entlasten, sowie Räume geschaffen werden, in denen bspw. die Auseinandersetzung mit heteronormativ geprägten Rollenbildern und individuellen Vorstellungen von Elternschaft möglich ist und gefördert wird.

Literatur

- Altenstädter, Lara/ Klammer, Ute/ Wegrzyn, Eva (2021): Corona verschärft die Gender Gaps in Hochschulen. Blog des wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Instituts, Hans-Böckler-Stiftung. Online unter <https://www.wsi.de/de/blog-17857-corona-verschaerft-die-gender-gaps-in-hochschulen-30222.htm> [28.05.2021].
- Bausch, Sabine/ Tamm-Kanj, Silke/ Steibert, Ann-Katrin/ Urban, Lea (2021): Ergebnisse der Umfrage „Homeschooling 2.0“. Eine Umfrage zu den Auswirkungen der Corona-Pandemie auf die Gleichstellung von Frauen und Männern in der Städteregion Aachen. Aachen: Frauennetzwerk Städteregion Aachen.
- Kohlrausch, Bettina/ Zucco, Aline (2020): Corona trifft Frauen doppelt – weniger Erwerbseinkommen und mehr Sorgearbeit. WSI Policy Brief Nr. 40. Online unter <https://www.boeckler.de/de/boeckler-impuls-ruckschritt-durch-corona-23586.htm> [28.05.2021].
- Meyer, Nikolaus/ Alsago, Elke (2021): Soziale Arbeit am Limit? Professionsbezogene Folgen veränderter Arbeitsbedingungen in der Corona-Pandemie. In: Sozial Extra, Heft 45, S. 210–218.

Kontakt und Information

Julia Breuer-Nyhsen
Katholische Hochschule Nordrhein-Westfalen
Abteilung Aachen
Robert-Schuman-Straße 25
52066 Aachen
j.breuer-nyhsen@katho-nrw.de

Verena Klomann
Katholische Hochschule Nordrhein-Westfalen
Abteilung Aachen
Robert-Schuman-Straße 25
52066 Aachen
v.klomann@katho-nrw.de

Michiko Mae

25 Jahre Pekinger Erklärung und fünf Jahre Agenda 2030: Fortschritte im Politikfeld Geschlechtergleichstellung in Japan und Deutschland

Einführung zum virtuellen Symposium am 04. und 05. März 2021 in Berlin

Das Japanisch-Deutsche Zentrum Berlin (JDZB) veranstaltete aus Anlass des diesjährigen Internationalen Frauentags ein virtuelles Gender-Symposium, um 25 Jahre nach der Pekinger Erklärung, durch die die Gender-Mainstreaming-Politik eingeleitet wurde, und fünf Jahre nach der UNO-Agenda 2030, die die Gendergleichstellung als eines der wichtigsten Nachhaltigkeitsziele (SDGs) aufgenommen hat, die Gleichstellungssituation in Deutschland und Japan kritisch zu reflektieren. Die Veranstaltung war auch ein Beitrag des JDZB zum 160-jährigen Jubiläum der deutsch-japanischen Beziehungen. Deutschland war damals in wichtigen Bereichen wie Recht, Medizin und Bildung Vorbild für Japan. Heute haben Japan und Deutschland viele Gemeinsamkeiten bei Fragen gesellschaftlicher Strukturveränderungen und bei der Bewältigung von Zukunftsaufgaben. Vergleichende genderbezogene Untersuchungen sind auch deshalb sinnvoll, weil

in beiden Ländern seit der Modernisierung im 19. Jahrhundert die mit der Trennung zwischen öffentlichem und privatem Bereich verbundene geschlechtliche Arbeitsteilung bis heute noch wirksam ist. Vergleichende Genderforschung zwischen Deutschland und Japan sollte deshalb verstärkt vorangetrieben werden; das JDZB bietet dafür ein geeignetes Forum. Themenbereiche des Symposiums waren diesmal die Gleichstellung in politischen und wirtschaftlichen Feldern, Auswirkungen der Covid-19-Pandemie auf die Geschlechtergleichstellung und Beiträge Japans und Deutschlands zur internationalen Zusammenarbeit bei Gleichstellungsfragen. Susanne Auerbach (FU Berlin) hat darüber einen Konferenzbericht erstellt. Die vollständige Version des Berichts ist auf der Homepage des JDZB zu finden unter: <https://jdzb.de/de/mediacenter>

Kontakt und Information

Prof. Dr. Dr. h.c. Michiko Mae
Heinrich-Heine-Universität
Düsseldorf
Institut für Modernes Japan
mae@hhu.de

Susanne Auerbach

25 Jahre Pekingener Erklärung und fünf Jahre Agenda 2030: Fortschritte im Politikfeld Geschlechtergleichstellung in Japan und Deutschland

Bericht zum virtuellen Symposium am 04. und 05. März 2021 in Berlin

Am 04. und 05. März 2021 – kurz vor dem Internationalen Frauentag – veranstaltete das Japanisch-Deutsche Zentrum Berlin (JDZB) ein digitales Symposium zum Thema „25 Jahre Pekingener Erklärung und fünf Jahre Agenda 2030: Fortschritte im Politikfeld Geschlechtergleichstellung in Japan und Deutschland“. Ziel war es, den Stand der bisherigen Fortschritte und Maßnahmen, aktuelle Herausforderungen und zukünftige Aufgaben zu diskutieren.

Trotz der 25 Jahre, die seit der Pekingener Erklärung vergangen sind, seien Frauen in Japan und Deutschland noch immer Diskriminierung und Barrieren ausgesetzt, so die einführenden Worte der Generalsekretärin des JDZB, Dr. Julia Münch. Die Bedeutung der Gleichstellung der Geschlechter für die moderne Gesellschaft Deutschlands umriss Franziska Giffey als damalige Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) in der ersten Keynote-Rede. Doch um Erfolge und Fortschritte musste immer und müsse nach wie vor gekämpft werden. Frauen hätten inzwischen mehr Macht in Politik, Justiz und Wirtschaft. Diese Erfolge kämen allerdings nicht ohne Anstrengungen und häufig gegen Widerstand zustande. Eine Verankerung in der Gesetzgebung, wie im Fall des Ersten Führungspositionengesetzes von 2015, sei daher unabdingbar. Auch in Bezug auf die finanzielle Gleichstellung gebe es Fortschritte. Giffey schloss mit dem Leitspruch: „Frauen können alles“, der als Fakt und Forderung zugleich verstanden werden könne.

Die zweite Keynote-Rede hielt Hayashi Tomoko (Generaldirektorin der Abteilung für Geschlechtergleichstellung vom Kabinettsbüro der japanischen Regierung). Hayashi sprach drei Aspekte an: Erstens hätte die COVID-19-Pandemie vor allem für Frauen negative Folgen. Zweitens: Die japanische Regierung habe daher im Dezember 2020 einen neuen nationalen Rahmenplan für Geschlechtergleichstellung veröffentlicht, der darauf abziele, dass es in den 2030er-Jahren keine Unterschiede zwischen den Geschlechtern mehr geben solle. Im letzten Teil stellte Hayashi Japans Unterstützung der internationalen Gemeinschaft vor: Japan sei das zweitgrößte Geberland für das Projekt des UN-Sonderbe-

auftragten des Generalsekretärs für sexuelle Gewalt in Konflikten (SRSG-SVC).

Die Keynote-Sektion wurde mit dem Input von Ishikawa Kae (Direktorin des „UN Women Japan Liaison“ Büros in Tōkyō) abgeschlossen. 2020 sei für die Geschlechtergleichstellung ein wichtiges Jahr gewesen, u. a. aufgrund von Jahrestagen wie 25 Jahre Pekingener Erklärung, 20 Jahre „Frauen, Frieden und Sicherheit“, zehn Jahre „UN Women“ und fünf Jahre UN-Nachhaltigkeitsziele. Bisher habe kein Land die Geschlechterparität erreicht und die COVID-19-Pandemie habe noch bestehende Ungleichheiten hervorgerufen und bisherige Errungenschaften erneut bedroht. Ishikawa gab auch einen Überblick über Japans internationale Rolle und wünschte sich, dass Japan und Deutschland sich weiterhin aktiv für Frauenrechte einsetzen.

Die erste Sektion, moderiert von Dr. Phoebe Stella Holdgrün (Leiterin des Projektmanagements des JDZB), widmete sich ganz den Aspekten Politik und Wirtschaft. Den Anfang machte Prof. Dr. Etō Mikiko (Professorin für Politikwissenschaften an der Hōsei-Universität) mit einem Überblick über die Situation der Gleichstellung im japanischen Parlament. Je mehr eine Partei sich für die Beteiligung von Frauen einsetze und sie zur Wahl aufstelle, desto mehr Frauen könnten tatsächlich an der Politik partizipieren. Ein positiver Trend sei zu beobachten, beginnend 2013 mit der Initiative „Womenomics“ des Premierministers Abe, gefolgt von dem Gesetz zur Förderung der Geschlechtergleichstellung in der Politik 2018.

Im zweiten Beitrag warf Dr. Ina Bieber (wissenschaftliche Mitarbeiterin bei GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften in Mannheim) einen Blick auf den Stand der Geschlechtergleichstellung in der deutschen Politik. Bieber wies darauf hin, dass sie sich vor allem mit der Wirkungsweise von wahlsystematischen und parteispezifischen Faktoren auf die Repräsentation von Frauen in der Politik auseinandersetze. Historisch betrachtet habe Deutschland seit 1919, dem Jahr, in dem Frauen erstmals in Deutschland wählen durften, über eine Genderquote in allen großen Parteien bis hin zu Angela Merkel als Bundeskanzlerin stetig Fortschritte

gemacht. Der Blick auf den aktuellen Stand aber zeige, dass der Anteil auf Länder- bzw. kommunaler Ebene einer Verbesserung bedürfe. Nicht nur parteiintern würden Frauen diskriminiert, auch Wählerinnen und Wähler trauten Repräsentantinnen immer noch weniger als Männern zu.

Im nächsten Beitrag diskutierte Prof. Ōsaki Asako (Direktorin der „Gender Action Plattform“ (GAP) und Gastprofessorin an der Kwansai-Gakuin-Universität) Aspekte der Geschlechtergleichstellung in der japanischen Arbeitswelt. Anknüpfend an die Erläuterungen von Etō, stellte Ōsaki die Wichtigkeit eines entsprechenden politischen und juristischen Rahmens heraus. Obgleich einige Maßnahmen auf den ersten Blick fortschrittlich wirkten, zeichne der Blick auf die qualitativen Daten ein anderes Bild. Nicht die Gleichstellung der Frau sei das Ziel dieser Maßnahmen, sondern deren Einbindung in den Arbeitsmarkt. Nur wenn sich das gesellschaftliche Rollenverständnis von Mann und Frau im Haushalt und am Arbeitsplatz grundlegend ändere, könne eine Gleichstellung der Frau erreicht werden.

Im letzten Beitrag der ersten Sektion präsentierte Dr. Katharina Wrohlich (Leiterin der Forschungsgruppe „Gender Economics“ am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung) die aktuelle Situation auf dem deutschen Arbeitsmarkt und attestierte dem deutschen System eine ähnliche Entwicklung wie in Japan: Obwohl die Erwerbsquote bei Frauen insgesamt gestiegen sei, zeige eine nähere Analyse der Daten, dass dieser Anstieg vor allem im Bereich der Teilzeitarbeit stattgefunden habe. Der erhoffte „Trickle Down Effekt“, der von der gesetzlich vorgegebenen Frauenquote in Aufsichtsräten ausgehen sollte, sei ausgeblieben, und sie hoffe hier auf die geplante gesetzliche Verankerung.

In der abschließenden Diskussion wurden weitere Gründe diskutiert, warum Frauen seltener Führungspositionen einnehmen. So fehle Frauen oft das Netzwerk sowie das Selbstvertrauen. Die Panellistinnen waren sich einig, dass in beiden Ländern eine frühe Förderung von Frauen sowie ein Umdenken nicht nur in den Unternehmen, sondern gesamtgesellschaftlich notwendig seien.

Der zweite Tag des Symposiums war dem internationalen Engagement Japans und Deutschlands für die Gleichstellung der Geschlechter und die Auswirkungen der COVID-19-Pandemie auf Genderaspekte gewidmet.

Als erste Frau auf diesem Posten berichtete die deutsche Botschafterin in Japan, Ina Lepel, in ihrem Keynote-Input, dass sie im Rahmen ihrer Arbeit oft gefragt werde, was Deutschland bei der Geschlechtergleichstellung anders als Japan

mache. Gesetzliche Vorgaben, besserer Schutz vor ungleicher Bezahlung und Fortschritte in der politischen Teilhabe seien schon gute Ergebnisse, aber Deutschland dürfe sich nicht darauf ausruhen. Nach wie vor liege Deutschland nur auf Platz zehn des „Global Gender Gap Report“. Als Beispiel für internationales Engagement für Gleichstellung stellte Lepel die UN-Resolution 1325 „Frauen, Frieden und Sicherheit“ vor, denn die Beteiligung von Frauen sei ein unabdingbarer Schritt für die Schaffung von Frieden. Im Anschluss folgten zwei Keynote-Reden von Prof. Dr. Shirahase Sawako (Professorin für Soziologie an der „Graduate School of Humanities and Sociology“ und Vizepräsidentin der Universität Tōkyō) und Prof. Dr. Ute Klammer (Professorin und Geschäftsführende Direktorin des Instituts für Arbeit und Qualifikation (IAQ) der Universität Duisburg-Essen), die die Auswirkungen der COVID-19-Pandemie auf die Gleichstellung diskutierten. Shirahase betonte, dass die negativen Auswirkungen auf die Rechte der Frauen ein globales Phänomen seien und ein dringender Handlungsbedarf bestehe. Die Arbeit der Kommission zur Untersuchung der Auswirkungen der Pandemie auf Frauen in Japan habe bereits im November 2020 Vorschläge unterbreitet, um die ansteigende häusliche Gewalt einzudämmen.

Eine ähnliche Situation stellte auch Klammer für Deutschland fest. Nach wie vor seien stereotype Geschlechterbilder stark in der deutschen Gesellschaft verankert und das männliche Ernährermodell noch immer prävalent. Nun sei eine Bewegung hin zu dem sogenannten „Adult Worker Model“ zu sehen, welches eine Beteiligung der gesamten erwerbsfähigen Bevölkerung im Arbeitsmarkt voraussehe. Mit Blick auf die Pandemie merkte Klammer an, dass erstmals typische Frauenberufe, wie Pflegerinnen oder Verkäuferinnen, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit ständen. Es werde deutlich, dass diese Berufe trotz hoher Belastung und „Systemrelevanz“ mit einer geringen Bezahlung einhergehen.

Sektion Zwei wurde moderiert von Satō Mariko (Direktorin des „United Nations Population Fund (UNFPA) Tōkyō Office“) und widmete sich dem internationalen Engagement von Japan und Deutschland für Gleichstellung. Uchikawa Tomomi (Leiterin des Referats für Geschlechtergleichstellung und Armutsbekämpfung in der „Japan International Cooperation Agency“ (JICA)) stellte in ihrem Beitrag die Arbeit der JICA für Geschlechtergleichstellung vor. JICA habe hier fünf Prioritäten: wirtschaftliche Unabhängigkeit, Frauenrechte und Sicherheit, Bildung und Gesundheit, eine Verankerung des Prinzips

der Geschlechtergleichstellung in Regierungen sowie eine entsprechende Infrastruktur. Die Zahl der Gleichstellungsprojekte sei in letzter Zeit gesunken. Daneben beschäftigte sich JICA auch mit den Auswirkungen der COVID-19-Pandemie im internationalen Kontext und habe hier unter anderem Leitlinien verfasst.

Im letzten Beitrag der Konferenz stellte schließlich Dr. Angela Langenkamp (Genderbeauftragte der Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ)) die Arbeit der GIZ und ihre Gleichstellungsstrategien vor. Die GIZ sei ähnlich wie die JICA ein Dienstleistungsanbieter, der mit Partnern vor Ort Projekte umsetze. Die GIZ selbst setze keine eigenen Ziele für die Geschlechtergleichstellung, sondern arbeite auf Basis der Richtlinien, die von der Bundesrepublik Deutschland und der Europäischen Union vorgegeben werden. Die Gleichstellung sei ein Menschenrecht und eine der grundlegenden Werte für die Arbeit der GIZ. Wichtig sei auch die Rolle der Medien, um schädliche Gendernormen und -stereotype zu verändern.

In der zweiten Diskussionsrunde der Konferenz waren sich Uchikawa und Langenkamp einig, dass für das Erreichen der Geschlechtergleichstellung auch Männer mit eingebunden werden müssten und frühe Aufklärungsarbeit wichtig sei, um einen gesamtgesellschaftlichen Umbruch zu erreichen. Auf die Frage, inwieweit Bemühungen zur Gendergleichstellung Aspekte von LGBTI einschließen, erklärte Uchikawa, dass auf internationaler Ebene die Inkludierung von LGBTI schon eher die Norm sei.

In ihren Abschlussbemerkungen betonte Prof. Dr. Dr. h. c. Mae Michiko (Kulturwissenschaftlerin, Genderforscherin und Professorin i. R.

der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf), dass in Japan und Deutschland seit der Pekingener Erklärung bemerkenswerte Fortschritte in Bezug auf Gesetze und politische Maßnahmen gemacht wurden. Allerdings ist in beiden Ländern immer noch das stereotype Bewusstsein einer zugrundeliegenden geschlechtlichen Arbeitsteilung als „Schattenstruktur“ in der Gesellschaft ausgeprägt geblieben. Abschließend formulierte Mae vier Empfehlungen für zukünftige Aufgaben und Maßnahmen zur Verbesserung der Geschlechtergleichstellung: 1. Abbau von Genderungleichheiten in der Arbeitswelt und verstärkte Ausbildung von mehr Frauen für IT-Bereiche mit Blick auf den zunehmenden Digitalisierungsprozess, 2. Realisierung der Work-Life-Balance für Männer und Frauen durch veränderte Arbeitsbedingungen für beide, 3. Gendergleichstellung bei der Besetzung von Spitzenpositionen und Realisierung von Diversity, 4. eine möglichst früh ansetzende Bekämpfung von Genderstereotypen, um gesamtgesellschaftlich nachhaltige Veränderungen zu bewirken.

Das Symposium hat an beiden Konferenztagen bereits bestehende Meilensteine und Fortschritte auf dem Weg zur Geschlechtergleichstellung in Japan und Deutschland vorgestellt und aufgezeigt, was notwendige Schritte sein können, um die Gleichstellung nun noch weiter voranzubringen. Rund 170 Anmeldungen aus Japan und Deutschland mit, je nach Konferenztag, bis zu 110 gleichzeitig anwesenden Teilnehmerinnen und Teilnehmern aus Regierungskreisen, Wissenschaft, Stiftungen, Unternehmen und Medien zeigten, dass das Thema nach wie vor von großer Relevanz für die beiden Länder ist.

Kontakt und Information

Susanne Auerbach, M. A.
Freie Universität Berlin
Ostasiatisches Seminar/
Japanologie
Hittorfstraße 18
14195 Berlin
Tel.: (030) 838 585 89
susanne.auerbach@fu-berlin.de

Veröffentlichungen

Sandra Beaufäys rezensiert

Hilke Elsen (2020): Gender – Sprache – Stereotype. Geschlechtersensibilität in Alltag und Unterricht

281 Seiten, 24,00 €, ISBN 978-3-8252-5302-8, Narr Francke Attempto Verlag, Tübingen

Dieses Buch über die Reproduktion und die Vermeidung von Genderstereotypen richtet sich dezidiert an Lehr- und Betreuungspersonen in Bildungseinrichtungen. Der Schwerpunkt liegt auf der Sprache und ihrem Einfluss darauf, wie wir denken und handeln und welche (wertenden) Schlüsse wir dabei ziehen. Das Buch befasst sich sowohl mit philosophischen und begriffsgeschichtlichen Aspekten (feministischer) Linguistik als auch mit psychologischen, neurobiologischen und medialen Wirkungen genderstereotyper Sprache und liefert zusätzlich praktische Vorschläge für Schule und Unterricht. Die Verwendung in der Lehrer:innenausbildung ist somit naheliegend, aber kann der Band auch als theoretisch schnittfeste Unterlage für die Hochschullehre herangezogen werden? Ich bin hier geteilter Meinung, wie sich im Folgenden zeigen wird.

In insgesamt 14 Kapiteln verfolgt die Autorin das Ziel, umfassend über bestehende Genderstereotype und die „bedeutende Rolle der Sprache“ (S. 27) zu informieren und Möglichkeiten des alltäglichen Umgangs damit aufzuzeigen. Nach einer ausführlichen Einleitung, in der zunächst einige Fakten zur Geschlechterungleichheit, Begriffe und Leitgedanken benannt werden, folgen Kapitel (2, 3, 4 und 5) zu geschichtlichen Aspekten der Genderlinguistik und zur theoretischen Auseinandersetzung mit Geschlecht sowie zu sprachwissenschaftlichen Grundlagen. Daran anschließend befassen sich die Kapitel 6 bis 10 mit Stereotypen, (neuro)biologischen Faktoren, Gesprächsverhalten der Geschlechter sowie mit der Entwicklung von Geschlechtsidentität. Ein eigenes Kapitel (11) zum Thema Medien, womit sowohl traditionelle wie neue Medien gemeint sind, unterstreicht die festigende Wirkung von (sprachlichen) Stereotypen. Die letzten Kapitel (12 bis 14) widmen sich schließlich der Schule, den genutzten Unterrichtsmaterialien und der Unterrichtspraxis. In allen Kapiteln werden eine Zusammenfassung sowie Hinweise auf wichtige Literatur geboten, dazu kommen Anregungen für weitere Forschung.

In der Einleitung macht die Autorin ihre Position zum Thema deutlich. Sie weist darauf hin, dass „Familie, Institutionen und Medien [...] die wesentlichen Quellen für Stereotype“ und stereotype Geschlechterkonstruktionen sind und dass „geschlechtergerechte Sprache [...] einen voreingenommenen Umgang“ (S. 25) mit Menschen auslöse. Um dies für den öffentlichen Diskurs transparent werden zu lassen und verändernd wirken zu können, sei es nötig, „die Beziehung zwischen Sprache, Denken und Handeln“ (S. 25) aufzudecken.

Das Kapitel 2 über „Geschichte“ führt neben einer bündigen Abhandlung zur Geschichte der Frauenrechte und der Frauenbewegungen in die „Auseinandersetzungen mit dem Thema Frau und Sprache“ (S. 34) und in die Anfänge der feministischen Sprachkritik ein. Dabei zeigt Elsen, wie schwierig die Auseinandersetzungen in der Linguistik Ende der 1970er-Jahre verliefen und wie das Fach von seinen männlichen Vertretern emotional und sogar beleidigend gegen Kritiker:innen verteidigt wurde. So war „eine sachliche Auseinandersetzung mit dem Thema fast unmöglich, da die Gegner:innen der sprachkritischen Position kaum bereit waren, sich ernsthaft mit der Thematik zu befassen und auf alle Argumente einzugehen“ (S. 41). Stattdessen weigerten sie sich strikt, Sprachwandelmöglichkeiten in Betracht zu ziehen, und bestanden bspw. auf der grammatischen Trennung von Sexus und Genus. Der feministischen Sprachkritik ging es aber vor allem darum, „wie eine Form mental verarbeitet und verstanden wird“ (S. 43), und um die öffentliche (Nicht-)Wahrnehmung von Frauen, die in der Sprache unsichtbar gemacht wurden.

Im Kapitel „Theorien“ werden die theoretischen Ansätze der feministischen Linguistik sowie ihr Wandel über die Zeit dargestellt. In der feministischen Linguistik vollzogen sich ähnliche theoretische Wandlungen wie in der Frauen- und Geschlechterforschung insgesamt. So folgte auf Differenz Diversität und der Ansatz des Doing Gender wurde auf die sprachliche Konstruktion

von Geschlecht angewendet. Elsen selbst verwendet relativ viel Raum auf den „evolutionären Ansatz“ und auf die Frage, ob sich unterschiedliches Sprachverhalten nicht auch auf „unterschiedliche biologisch bestimmte Eigenschaften“ (S. 55) zurückführen lässt. Auch wenn sie den evolutionären Ansatz „nicht als Entschuldigung für stereotype Verhaltensweisen“ (S. 57) herangezogen wissen will, löst die Autorin mehr als leichtes Befremden aus, wenn sie kommentiert, „genetische Anlagen“ würden durch „moderne Entwicklung“ zwar relativiert, „ganz aber verschwinden sie nicht, sonst gäbe es kein Streiten um Frauen und Macht und keine Vergewaltigungen mehr“ (S. 57). Dass diese Verhaltensweisen vorwiegend soziale Ursachen haben, erscheint offenbar unglaubwürdig. Auch gilt Elsen der philosophische Ansatz Butlers als „extreme und sehr umstrittene Vorstellung“ (S. 58) und wird im Buch nicht behandelt, ebenso wie queertheoretische Herangehensweisen zwar erwähnt, jedoch nicht näher ausgeführt werden.

Informativ für Nicht-Linguist:innen sind insbesondere die sprachwissenschaftlichen Kapitel (4–6). So wird erklärt, wie Sprache auf das Denken wirkt bzw. das Denken verändert, dabei wird auch auf Sprache und Macht bzw. Machtlosigkeit eingegangen sowie darauf, dass sprachliche Diskriminierungen häufig un bemerkt bleiben, da sie im selbstverständlichen Sprachgebrauch normalisiert wurden. Erläutert wird auch die arbiträre Beziehung zwischen Sexus und Genus. Dass dies so ein großer Streitpunkt ist, lässt sich besser verstehen, wenn wir wissen, dass „strukturalistisch und generativ orientierte Sprachwissenschaftler/innen“ (S. 79) Sprache nicht als veränderbare Praxis, sondern als von anderen (als sprachlichen) kognitiven Systemen losgekoppelt begreifen. Sie beharren deshalb darauf, „das generische Maskulinum sei neutral und systemhaft“ (ebd.).

Welche Auswirkungen auf unser Denken und Handeln das generische Maskulinum tatsächlich hat, wird anhand von Ergebnissen psycholinguistischer Forschung ausführlich gezeigt. So wird deutlich, dass auch „in gezielt geschlechtsneutralen Zusammenhängen“ (S. 88) das generische Maskulinum männlich verstanden wird, neutrale Formulierungen nicht nur „keine Verbesserung in der Wahrnehmung“ (S. 89) hervorrufen, sondern „zu einem geringeren gedanklichen Einbezug von Frauen“ (S. 90) führen. Alternative Schreibweisen erschweren (entgegen der üblichen Kritik) die Textrezeption nicht. Gendergerechte Sprache hat demgegenüber eine positive Auswirkung auf die mentale Repräsentation von Frauen und führt zur Abschwächung von abwertenden

Denkweisen (S. 97). Mithilfe der linguistischen Gesprächsforschung, der das Kapitel 9 gewidmet ist, lässt sich zudem zeigen, wie Stereotype in Gesprächen im Doing Gender reproduziert werden. Die Autorin bemängelt dabei allerdings, dass die meisten Forschungsergebnisse aus länger zurückliegenden Studien gewonnen wurden (S. 162).

Über rein genderlinguistische Fragen hinaus beschäftigt sich Elsen eingehend mit der Entstehung von Geschlechterstereotypen in Schule und Elternhaus (Kap. 7), sie beleuchtet zudem neurobiologische Zusammenhänge von Hormonen, Gehirnentwicklung und Kognition (Kap. 8). In diesem Kapitel wird der „evolutionären Ansatz“ noch einmal dezidiert vorgestellt. Dieser geht davon aus, dass „die reproduktiven Aufgaben bei Männern und Frauen, die bekannterweise nicht gleich sind [...], zu unterschiedlichem Verhalten und kognitiven Leistungen“ (S. 138) beitragen. Auch wenn die Autorin betont, dass die „neurobiologischen Unterschiede gering“ (S. 141) seien und Differenzen nicht überbewertet werden sollten, setzt sie somit einen entscheidenden Akzent auf den Körper. Dass dies zurzeit nicht so gut ankommen dürfte, lässt sich an der aktuellen theoretischen Debatte in den Gender Studies ablesen.

Den Schluss des Bandes bilden die Kapitel, die sich um Schule und Unterricht drehen. Besonders die referierten Ergebnisse zur kritischen Analyse von Unterrichtsmaterialien zeigen, dass die Lehrwerke, mit denen Kinder (und Lehrer:innen) heute noch konfrontiert werden, sich noch immer stark an Klischees bedienen. Dies schlägt vor allem in naturwissenschaftlichen Schulbüchern durch, die sich in grafischen Darstellungen und Berufskonnotationen besonders an traditionellen Rollenverteilungen orientieren – fatal angesichts der ständigen Bemühungen, Mädchen für MINT zu begeistern. Aber auch Lehrer:innen üben stereotypisierende Verhaltensweisen aus und Schüler:innen bringen ihr Peer-Group-typisches Verhalten, das alles andere als genderneutral ist, mit in die Schule. Die Autorin betont, wie wichtig die Auseinandersetzung mit der aktuellen Forschung dazu für Lehr- und Betreuungspersonal ist, denn „da wir alle mit Stereotypen leben, schätzen wir unser Verhalten und das der anderen in der Regel falsch ein“ (S. 228). Diese Fehleinschätzung betrifft insbesondere die Selbstwahrnehmung bei der unterschiedlichen Verteilung von Aufmerksamkeit und Anerkennung an Mädchen und Jungen. Auch deshalb enthält das letzte Kapitel konkrete Vorschläge, wie der Unterricht in verschiedenen Schulstufen nicht-diskriminierend und selbstreflexiv gestaltet werden kann.

Kontakt und Information

Dr. Sandra Beaufays
 Netzwerk Frauen- und
 Geschlechterforschung NRW
 Koordinations- und
 Forschungsstelle
 Berliner Platz 6–8
 45127 Essen
 sandra.beaufays@uni-due.de

Nach der Lektüre bleibt für mich die Frage, ob kultur- und sozialwissenschaftliche Ansätze, die Geschlecht radikal als soziale Kategorie begreifen, von der Autorin eher auf Abstand gehalten werden, um ihre Zielgruppe nicht zu verschrecken. Allerdings erweist sie damit ihrer eigenen ‚Mission‘, die sie an vielen Stellen unmissverständlich zum Ausdruck bringt, nämlich (sprachlichen) Stereotypen entgegen- und auf Geschlechtergerechtigkeit hinwirken zu wollen, einen zweifelhaften Dienst. Gerade die radikale Hinterfragung dessen, was als selbstverständliche Voraussetzung unseres (vergeschlechtlichten) Umgangs miteinander zunächst einfach „da“ zu sein scheint, würde ja die Möglichkeit brin-

gen, den Blick zu weiten und zu neuen Horizonten aufzubrechen, statt in alten Mustern zu verharren. Auch der bei der Autorin offenbar beliebte evolutionäre Ansatz kann nicht gerade als dekonstruktive Hilfe bei der Auflösung von Genderstereotypen gewertet werden, vielmehr reaktiviert dieser Forschungskontext selbst dualistische und traditionelle Geschlechtlichkeit. Trotzdem enthält das Buch viel wichtiges Detailwissen, Forschungsergebnisse und Umsetzungsstrategien für eine geschlechterinklusive Sprache im Unterricht und in Betreuungseinrichtungen. Der Hochschullehre wäre jedoch eine weit kritischere und auch innovativere Auseinandersetzung mit dem Thema zu wünschen.

Lara Altenstädter rezensiert

Kris Adlitz (2020): Warum hält sich die Geschlechterungleichheit?

297 Seiten, 19,99 Euro, ISBN 978-3-837-02041-0, BoD – Books on Demand, Norderstedt

Die Gleichstellung der Geschlechter sowie das Verbot der Benachteiligung aufgrund des Geschlechts sind in Deutschland verbriefte Rechtsnormen. Dennoch scheint sich die tradierte zweigeschlechtliche Ordnung, in der Frauen und Männer als polare Gegensätze gesehen und in eine Hierarchie zueinander gestellt werden, hartnäckig zu halten. Die aktuelle Corona-Pandemie hat die Geschlechtermissstände in aller Deutlichkeit gezeigt, indem während des Lockdowns im Frühjahr 2020 insbesondere Frauen, v. a. dann, wenn sie familiäre Sorgearbeiten haben, auf dem Arbeitsmarkt als Benachteiligte erschienen, da sie oftmals stärker gefordert sind, Care- und Erwerbsarbeit zu vereinbaren. Die hinter diesem Phänomen stehenden, unsichtbaren Ungleichheitsmechanismen in den Blick rückend, fokussiert das 2020 erschienene Buch von Kris Adlitz auf Geschlechterungleichheiten in bürgerlichen Gesellschaften. Als solche versteht der/die Autor*in jene, die auf kapitalistischen Prinzipien beruhen und in denen Kriterien der Konkurrenz maßgeblich strukturierend wirken. Damit kann das Buch eingeordnet werden in die marxistisch inspirierten Auseinandersetzungen um Gleichstellung.

Im Vordergrund stehen die Fragen, warum sich die Ungleichheit in den Geschlechterverhältnissen hartnäckig hält und inwiefern die Gesellschaftsordnung uns alle als ‚vergeschlechtliche

Subjekte‘ entwirft (S. 9). Im Fokus dieser gesellschaftstheoretischen Analyse stehen dabei weniger psychosoziale Faktoren, sondern die strukturellen Konstitutionsbedingungen der Gesellschaft als wirkmächtige Faktoren im Kontext von (noch) nicht erreichter Gleichstellung.

Adlitz gliedert das Buch in fünf Hauptkapitel, die mit Bildern der Künstlerin Susanne Carl illustriert sind. Um nicht auf Denkweisen und Handlungsmaximen zurückzugreifen, die selbst Produkt von Macht- und Herrschaftsverhältnissen sind und diese reproduzieren würden, verzichtet Adlitz auf die in der Wissenschaft übliche Zitationsweise (Erklärung S. 7) und ergänzt lediglich Literaturempfehlungen am Ende der jeweiligen Kapitel.

Das erste Kapitel, mit der Überschrift: „Empirie: wie die Geschlechterverhältnisse erscheinen“, hat das Ziel, die Datenlage zu den Geschlechterverhältnissen und gängige rollentheoretische Erklärungen einzuordnen und zu beurteilen. Dabei entspricht die Darstellung des Forschungsstandes nicht den Kriterien der empirischen Forschung, weshalb die Überschrift eher irreführend ist. Adlitz skizziert in sehr einfachen Worten und zum Teil auch unpräzise Esping-Andersens Wohlfahrtsstaatstypologie (S. 12 f.). Adlitz schließt, wenig überraschend, mit der Feststellung, dass die zunehmende Erwerbsorientierung von Frauen gesellschaftlich mehr Akzeptanz und normative

(An-)Erkennung erfahre, jedoch die Geschlechterhierarchien dabei unaufgelöst blieben (S. 25).

Im Kapitel „sex and gender: Natur und kulturelle Zweigeschlechtlichkeit“ stellt die/der Autor*in heraus, dass der Begriff Geschlecht eine biologistische Denkweise impliziere. Zwar stelle die Genetik eine Variable im Herstellungsprozess von Zweigeschlechtlichkeit dar, die hierüber erfolgende Zuordnung sei jedoch seltener eindeutig als man alltagsweltlich annehmen würde und keineswegs bindend oder notwendig (S. 49). Kritisiert wird dabei eine monokausale Logik, da weder „Geschlechtschromosomen noch Geschlechtsorgane [...] per se Natur oder Kultur“ (S. 60) darstellen. Der weitere Verlauf des Kapitels hat Stereotype und Erwartungsdimensionen an Geschlecht als Teil einer symbolischen Ordnung zum Gegenstand. Im Ergebnis stellt Adlitz fest, dass biologische Uneindeutigkeiten (S. 79) mittlerweile stärker in medialen und juristischen Debatten thematisiert würden, jedoch das gesamte bürgerliche Gesellschaftssystem weiterhin von einem heteronormativen Totalitarismus durchsetzt sei.

Im dritten Kapitel schlägt Adlitz, von Pierre Bourdieus Werk inspiriert, vor, Geschlechterverhältnisse als Herrschaftsverhältnisse zu verstehen. Diesem bereits von anderen Forscher*innen genutzten Ansatz folgend wird sowohl der bürgerliche Staat als auch die kapitalistische Ökonomie, die bis in das Private vordringe, als Doppelherrschaftssystem angeklagt. Dabei werden die Annahme und die Kategorisierung von „Herrschenden“ und „Unterdrückten“ (S. 88) diskutiert und als zu kurz gedacht zurückgewiesen, um stattdessen auf den Charakter von Macht und Herrschaft zu fokussieren und diesen umfassender zu spezifizieren. Hieran knüpft ein historischer Exkurs an, der den Vergeschlechtlichungsschub zur Zeit der Aufklärung skizziert und beschreibt, inwiefern die – historisch immer wieder Änderungen unterworfenen – „Geschlechtercharakterlehre“ stark im Widerspruch zu der Forderung des Bürgertums nach Gleichheit (S. 109) stehe. Diese Forderung nach Gleichheit resultiere aus der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung der Lebenssphären und habe zum Zeitpunkt des Appells nicht auf die Gleichheit aller abgezielt, sondern vielmehr auf die Gleichheit aller von Natur aus gleichen.

Nachfolgend diskutiert Adlitz, dass sich Herrschaft trotz der Entwicklung eines veränderten Gleichheitsideals im Rechtsstaat in „Ermöglichung“ (S. 130) zeige. Hierfür wird mithilfe eines Beispielfalls (Kris) nachgezeichnet, dass bereits im Mutterleib, spätestens aber nach der Geburt, Menschen vom Staat unterstützt vergeschlechtlicht werden. Die staatliche Herrschaft wirke

dabei auch auf die Elternschaft, die diese definiere und reguliere (S. 124). Familienpolitische Maßnahmen, wie das Ehegattensplitting, der Ausbau von Kitas sowie das erklärte Ziel, Mütter zügig in die Erwerbstätigkeit zurückzuführen, zeugten nicht nur von einem „kindorientierten Staatsfeminismus“ (S. 126), sondern stünden auch im Widerspruch zu den gesellschaftlichen Ansprüchen an Mütter, wie Versorgung und Förderung von Kleinkindern zu erbringen seien. Adlitz schließt seine/ihre Gesetz- und Maßnahmenanalyse bundesdeutscher Regulative mit dem ebenfalls bereits in anderen Forschungsarbeiten belegten Hinweis darauf, dass das forcierte Doppelverdienermodell, gepaart mit dem Anreiz zum „Kinderkriegen“ (S. 151), massive Belastungen für Frauen hervorbringe. Diese als subtiler Zwang der kapitalistischen Ökonomie zu begreifende Ordnung wirke jedoch nicht nur über die Pflicht zur Erwerbstätigkeit, sondern auch durch die Macht des Eigentums in Form einer Abhängigkeit von Geld. Dabei sei auch die private Sphäre durchsetzt von Zwängen, wie der Suche nach der wahren Liebe, die von einer Glücksillusion bestimmt werde (S. 202; 223).

Im letzten Kapitel bilanziert Adlitz seine/ihre Argumentation, indem er/sie auf die Zusammenhänge bestimmender Prinzipien der Herrschaft sowie Formen und Folgen der Geschlechterordnung eingeht. Zentral sei vor allem, dass die aktuelle, moderne „subjektlos[e] Herrschaft des Kapitals“ (S. 259) gerade durch ihren unpersönlichen, rationalen Charakter so effektiv sei.

Das argumentativ verschachtelt aufgebaute Buch „Warum hält sich die Geschlechterungleichheit?“ von Kris Adlitz stellt in einer großen Breite und in einfachen Worten auf die symbolische und strukturelle Ebene der Ungleichheit ab, indem er/sie immer wieder auf Verschränkungen zwischen ‚Natur‘ und ‚Kultur‘ Bezug nimmt. Vor allem seien die zentralen Charakteristika der kapitalistischen Produktionsweise und der ihr zugehörigen Herrschaftsordnung ursächlich für die sich hartnäckig haltende Geschlechterungleichheit. Adlitz kritisiert fundiert übliche Denkweisen und Erklärungen der Geschlechterverhältnisse als zu kurz und expliziert, dass erst über eine Kritik der bürgerlichen Herrschaftsform eine schlüssige Erklärung gelingen könne. Diese Kritik ist keineswegs neu, sondern bereits seit den 1970er-Jahren u. a. durch die Forschungsarbeiten der Historikerin Karin Hausen oder der Soziologin Frigga Haug in der Geschlechterforschung verbreitet.

Wenngleich Adlitz den Verzicht auf Literaturhinweise im Text erklärt und mit der Vermeidung von ‚Namedropping‘ begründet, führt dieser Umgang mit den Literaturhinweisen zu einem

„unwissenschaftlichen“ Beigeschmack bei der/dem Leser*in. Dies verstärkt sich dadurch, dass jeweils am Ende des Kapitels dann doch ausführliche Literaturangaben zu wichtigen Theoretiker*innen folgen und so das angeführte Argument abgeschwächt wird. Zudem zementiert die/der Autor*in durch die vielfache Verwendung von Anspielungen auf Bibelfiguren (Adam und Eva) selbst eine geschlechtsstereotype Metaphorik.

Kontakt und Information

Lara Altenstädter, M. A.
lara.altenstaedter@uni-due.de

Die illustrierenden Bilder von Susanne Carl wirken dagegen auflockernd, humorvoll und kommentieren sinnvoll die Themen der Kapitel. Die Stärke des Buchs liegt in der Herausarbeitung der Verflechtungen von Natur und Kultur. Die Geschlechterverhältnisse werden in Deutschland vielfach sowohl institutionell als auch politisch abgestützt und reproduziert und sind auf diese Weise (mit) ein Ergebnis der herrschenden Gesellschaftsordnung.

Doris Mathilde Lucke rezensiert

Monika Hinterberger (2020): Eine Spur von Glück. Lesende Frauen in der Geschichte

255 Seiten, 20,00 €, ISBN 978-3-8353-3799-2, Wallstein Verlag, Göttingen

Monika Hinterberger, Germanistin, Historikerin sowie Frauen- und Geschlechterforscherin aus Bonn, nimmt ihre Leser*innen mit auf eine Zeitreise des Lesens. Sie beginnt ihren Rundgang in der Antike und lässt diesen – eingeteilt in zehn chronologisch angeordnete und mit einer Bildergalerie ausgestattete Kapitel – in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts enden. Auf Basis einer beeindruckenden Vielfalt an historischen Quellen, akribisch ausgewerteten Materialien sowie zahlreichen Schrift- und Bilddokumenten ist der Autorin eine hervorragend recherchierte und glänzend geschriebene Literaturstudie gelungen, die diese Gattungsbezeichnung wie kaum eine andere verdient und sich – nicht zuletzt aufgrund ihrer ausführlichen Literaturhinweise – als Fundgrube und längst nicht ausgeschüttetes Füllhorn erweist.

Ihr Buch zerstört die Legende von den des Lesens unkundigen, unbelesenen und in dieser Kulturtechnik unbewanderten „Frauenzimmern“, die nicht lesen (können) und folglich auch nie gelesen haben konnten. Es korrigiert bis in die jüngere Vergangenheit weitverbreitete Geschlechtsste-

reotype, entlarvt Ideologien traditionell ausschließlich männlicher Belesenheit und Gelehrsamkeit und verbannt diese ins Reich der Mythen und Lügenmärchen.

„Eine Spur von Glück“ ist nicht nur ein wunderbares Lesebuch über das Lesen. Es ist der Bericht über eine die Epochen und Ländergrenzen überschreitende Erkundungsreise in bislang verborgene und von der (Männer-)Geschichtsschreibung ausgeblendete weibliche Lebens- und Lesewelten. Sie hat Monika Hinterberger nun ans Licht gehoben und, wie eine literarische Archäologin, in die Welt der Bücher gebracht. Indem sie Lese Geschichten erzählt, hat sie eine Kulturgeschichte des Lesens geschrieben und in einer „écriture féminine“ der wissenschaftlichen Narration par excellence lesende Frauen in der Geschichte in eine Geschichte lesender Frauen verwandelt. Entstanden ist ein aufklärerisch-emanzipatorisches Gesamtkunstwerk, ein feministisch inspiriertes „enlightenment“ und ein starkes Stück „herstory“, das den Genderblick nicht nur durch die Lesebrille verändert.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Doris Mathilde Lucke
lucke@uni-bonn.de

Uta C. Schmidt rezensiert

Florence Hervé (Hrsg.), (2021): Louise Michel oder: Die Liebe zur Revolution

135 Seiten, 12,00 Euro, ISBN 978-3-320-023681-1, Karl Dietz Verlag, Berlin

Seitdem das vom Künstler Banksy finanzierte Seenotrettungsschiff für die Hilfsorganisation Sea Watch unter dem Namen „Louise Michel“ Flüchtlinge auf dem Mittelmeer rettet, ist der Name der französischen Anarchistin bekannt. In Frankreich gilt sie als Symbolfigur der Pariser Kommune. Nach ihr sind Straßen und Schulen benannt, ihr wurden Gedichte, Romane, Biografien gewidmet. Zum 150. Jahrestag der Pariser Kommune hat Florence Hervé ein Buch zu Louise Michel herausgegeben. Sie porträtiert darin die Revolutionärin im Kontext der politischen Situation – und vor allem: Sie lässt sie in ausgewählten Texten selbst zu Wort kommen. Die Publikation öffnet den Blick für vielfältig miteinander verflochtene Dimensionen in der Befassung mit Geschichte: Sie stellt uns die historische Akteurin Louise Michel vor und zeigt die Pariser Kommune als ein von Frauen gestaltetes sozialistisches Experiment. Sie entfaltet Louise Michel als Identifikationsfigur für Freiheitskampf und Widerstand und bezieht die Positionen der historischen Persönlichkeit auf aktuelle politische Fragen (S. 16). Angesichts gegenwärtiger Debatten lädt sie ein, über die Maßverhältnisse von Vergangenheitsaneignung, Gegenwartsorientierungen und Zukunftsperspektiven nachzudenken. Die Publikation stellt ihr Publikum vor die Frage: Wie lässt sich etwas aus der Geschichte lernen und wann dient sie mythischer Verklärung?

Das Buch beginnt unter der Überschrift „Geliebt und Gehasst: Louise Michel. Ein rebellisches Leben“ mit einem biografischen Porträt. Darin beschreibt Florence Hervé den Weg ihrer Protagonistin durch die Klassegegensätze der Zeit hin zu einer Kämpferin für Freiheit, Gleichheit und Menschenrechte.

Am 29. Mai 1830 wird Louise Michel in Vroncourt-la-Côte auf einem Schloss im Grenzland zwischen Campagne und Lothringen als außereheliches Kind des Dienstmädchens Marianne Michel geboren. Die Mutter stammt aus einer gebildeten, christlichen Bauernfamilie. Die Herrschaften Demahis, Republikaner und Anhänger von Voltaire, ermöglichen Louise eine glückliche Kindheit und solide Ausbildung. Nach dem Tod der adeligen Ziehfamilie, die sie Großeltern nennt, müssen Louise und ihre Mutter das Schloss verlassen. Sie gehen zunächst nach Lagny an der Marne, dann nach Paris. Als mittlerweile

diplomierte Lehrerin eröffnet Louise Michel in Montmartre eine Schule, in der sie eine geschlechterübergreifende Bildung entwickelt. Während dieser Zeit lernt sie Frauen der Zeitung *Le Droit des femmes* (Das Frauenrecht) und die gleichnamige Vereinigung kennen, die gleiche Löhne und gleiche Bildung für Frauen fordern. Louise Michel beteiligt sich an antimonarchistischen Treffen und revolutionären Zirkeln. Sie durchschaut die Funktionsweise männlichen Machterhalts in Staat und Privatleben: „Bitten wir also nicht um unsere Rechte, nehmen wir sie uns“ (S. 15).

Sie muss miterleben, wie 1848 der Juniaufstand der Pariser Arbeiter und Arbeiterinnen scheitert. Bei den anschließenden Wahlen im Dezember gewinnt Louis-Napoleon Bonaparte, der sich 1852 zum Kaiser Napoleon III. erklären lässt. Innenpolitisch spitzen sich die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen im Zweiten Kaiserreich zu, es droht ein Bürgerkrieg. Außenpolitisch stürzt das Land über die Frage um die spanische Thronkandidatur 1870 in einen Krieg mit dem Norddeutschen Bund unter der Führung Preußens. In der Schlacht bei Sedan am 1. September 1870 wird die französische Armee aufgerieben, Paris wird von den Deutschen belagert und ausgehungert. Kaiser Napoleon wird abgesetzt, das Parlament proklamiert am 4. September 1870 die Republik. Bei den landesweiten Parlamentswahlen im Februar 1871 gewinnen die alten bürgerlich-konservativen Kräfte und die Royalisten erreichen eine starke Mehrheit. Der neu gewählte konservative Ministerpräsident Adolphe Thiers schließt am 28. Januar 1871 einen Waffenstillstand mit dem inzwischen gegründeten Deutschen Reich. Er schickt sich an, Paris zu entwaffnen, doch die überwiegend republikanisch gesinnte Pariser Bevölkerung will sich nach dem Winter der Belagerung nicht wieder den zurückkehrenden alten Machteliten unterwerfen. Sie befürchtet eine Wiederholung der konterrevolutionären Entwicklungen von 1848 mit einer Rückkehr des Kaiserreichs, zumal die französische Regierung dem preußischen König und neuernannten deutschen Kaiser Wilhelm I eine Parade auf den Champs Élysées ermöglicht – prominenter kann sich die Idee des Kaisertums nicht in Szene setzen.

In einer Nacht- und Nebelaktion erscheinen am frühen Morgen des 18. März 1871 französische Regierungstruppen in einer Stärke von mehreren Tausend Soldaten in Paris, um die auf dem Montmartre gelagerten Kanonen der Pariser Nationalgarde abzutransportieren. Frauen, darunter Louise Michel, treten den Regierungstruppen entgegen und verhindern, dass sie auf die aufgebrachte Bevölkerung schießen. Die Regierung flieht mit ihren Ministern und Beamten nach Versailles. Der Aufstand wird von sogenannten „kleinen Leuten“ getragen, Frauen und Männern der unteren Bevölkerungsschichten, die nun auch in den Stadtrat von Paris gewählt werden und eine neue kommunale Ordnung errichten. Ihnen schwebt eine soziale Republik vor. Mit 250 Dekreten regeln sie das gesellschaftliche Zusammenleben neu, darunter das Verhältnis von Staat und Kirche, das Schulwesen, das Staatsbürgerschaftsrecht. Es werden Wohnungen verteilt, Mieten gesenkt und das Recht auf Arbeit eingeführt, auch für Frauen. Die Kommune richtet Werkstätten ein und stellt sie Kooperativen von Arbeiterinnen und Arbeitern zur Verfügung. Eheliche und uneheliche Kinder werden gleichgestellt.

Am 21. Mai 1871 schlägt die Konterrevolution gnadenlos zurück. Ende Mai fallen die letzten Barrikaden. Auch aufständische Kommunardinnen werden bei Massenerschießungen hingerichtet, mehr als 9.000 Menschen werden zu Gefängnis, Deportation und Zwangsarbeit verurteilt. Dazu gehört auch Louise Michel. Als sie hört, dass an ihrer Stelle ihre Mutter verhaftet wurde, stellt sie sich und kommt ins Lager Satory bei Versailles. Mitte Dezember 1871 wird sie zu lebenslanger Verbannung nach Neukaledonien verurteilt, einer französischen Kolonie im Pazifik. In ihrem Exil erkundet Louise Michel die Kultur ihrer neuen Umgebung in Melanesien. Die Einwohner:innen nennen sich „Kanak“. Louise Michel arbeitet an einem Wörterbuch der kanakischen Sprache, unternimmt botanische Forschungen. Sie gründet eine Schule, unterrichtet die neukaledonischen Natives in Lesen und Schreiben und unterstützt sie 1878 bei ihrem Aufstand gegen die französische Kolonialmacht. Im Zuge einer Generalamnestie kann Louise Michel nach acht Jahren Verbannung nach Frankreich zurückkehren. Seit der Deportation nennt sie sich Anarchistin. Sie engagiert sich in der anarchistischen Bewegung und in der Frauenbewegung. Dies bringt ihr erneut Zuchthaus ein. Im Juni 1890 geht sie nach London ins Exil. Dort schreibt sie an ihren Memoiren und an der Geschichte der Pariser Kommune: Sie legt damit eine eigene Deutung der geschichtsträchtigen Zeit vor und sorgt dafür, dass ihre Stimme tradiert wird. Zugleich

lässt sich diese Gedächtnisarbeit als Trauer- und Traumaarbeit herausstellen. Auf einer Vortragsreise in Südfrankreich erkrankt Louise Michel an einer Lungenentzündung. Sie stirbt am 9. Januar 1905 in Marseille. Auf ihrer Beerdigung am 22. Januar 1905 in Levallois-Perret, nordwestlich von Paris, erweisen ihr mehr als 100.000 Trauernde die letzte Ehre.

Louise Michel beschrieb das Prinzip, nach dem die Frauen der Pariser Kommune – darunter viele mit nichtfranzösischer Staatsbürgerschaft – ihr Handeln ausrichteten: „Die Frauen fragten nicht danach, ob eine Sache möglich war, sondern ob sie nützlich war – und dann gelang es uns, sie durchzusetzen“ (S. 25). Sie erkämpften viele, im europäischen Vergleich fortschrittliche Rechte, wie das Recht auf Schulausbildung für Mädchen und die Zulassung zum Studium. Die Ehe wurde mit nichtehelichen Lebensgemeinschaften gleichgestellt. Für die Umsetzung der Lohngleichheit blieb keine Zeit. Bordelle wurden geschlossen, da Prostitution als „An- und Verkauf des menschlichen Fleisches“ (S. 44) gesehen wurde. Doch vor der politischen Repräsentation machte der gleichstellungspolitische Fortschritt der Pariser Kommune halt: Unter den 90 Mitgliedern des Rates der Kommune fand sich keine Frau und sie erhielten auch kein Mitspracherecht in den Stadtteilkomitees.

Die 72 Tage der Pariser Kommune veränderten die Welt nicht, doch – und das ist die zentrale Botschaft, die uns Florence Hervé mit auf den Weg gibt: „Sie zeigen aber, dass der Kampf um eine andere Gesellschaft international und zugleich ein Kampf um die Frauenrechte ist und dass direkte Demokratie wie auch die Gleichstellung der Frau grundsätzlich möglich sind. Die Zeit der Pariser Kommune stellt den Beweis für ein Stück verwirklichter Utopie dar“ (S. 28).

Diese historische Interpretation strukturiert auch die Auswahl zeitgenössischer Texte, die den zweiten und umfangreicheren Teil des Buches ausmachen. Sie bringen uns Louise Michel als historische Persönlichkeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts näher. Doch zugleich artikulieren sich in den ausgewählten Passagen zeitaktuelle Positionen. So schreibt Louise Michel zum Verhältnis von revolutionärer Bewegung und Frauenbewegung: „Wir wollen keine vereinzelt Rufe um eine Gerechtigkeit, die man ohne Gewalt niemals gewähren wird, sondern brauchen das ganze Volk und alle sich erhebenden Völker für die Befreiung aller Sklaven, ob sie sich als [sic] Prolet oder Frau nennen, das ist unwichtig“ (S. 43). Oder: „[...] wir rufen ganz laut: ‚Keine persönlichen Fragen mehr, auch keine Fragen des Geschlechts‘“ (S. 44). Dies lässt sich als ein Beitrag zur Debatte um Identitätspolitik lesen,

auch zu Intersektionalität, wenn sie deutlich die Klassenbezüge im Leben von Frauen aufzeigt: „Mag es gewissen Leuten noch so zweckdienlich erscheinen, wenn Mädchen aus dem Volk in Regen und Schande auf der Straße stehen, damit die Töchter der Reichen bewahrt bleiben“ (S. 44). Die Prostitutionsfrage taucht immer wieder in der Textauswahl auf, zeigt sich an ihr doch in besonderer Weise die Verknüpfung von Klassen- und Geschlechterfragen (nicht nur) im Frankreich des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Ihre frauenpolitische Position orientiert Louise Michel an der Menschheitskategorie: „Ich fordere die Rechte der Frau, die nicht die Dienerin des Mannes ist. Dass mich unsere Feinde ja nicht loslassen, wenn sie mich eines Tages gefasst haben, denn ich kämpfe nicht zum Vergnügen, sondern wie ein Mensch, der wirklich kämpfen will und der es an der Zeit findet, den sozialen Verbrechen ein Ende zu machen. [...] Wir machen die Hälfte der Menschheit aus, wir kämpfen gemeinsam mit allen Unterdrückten und werden unseren Anteil an der Gleichheit, die die einzige Gerechtigkeit ist, erhalten“ (S. 84). In diese zeitspezifisch zu lesende, umfassende Formulierung flossen auch ihre Erfahrungen mit dem französischen Kolonialismus und dem Aufstand der Kanak 1878/79 ein, den sie unterstützte. Als Französin grundsätzlich von einer egalitären Geschlechterkonzeption ausgehend, analysiert Louise Michel die Geschlechterordnung als stabilisierenden Faktor der Gesellschaftsordnung, der ausschließlich männlichem Machterhalt dient: „[D]er Mann besteht darauf, dass dies so bleibt, um sicherzugehen, dass sie weder in seine Ämter noch in seine *Rechte* eingreift“ (S. 83, Hervorh. im Original)¹. Die ausgewählten Texte lassen sich somit als ein Plädoyer lesen, Frauenfragen in aktuellen sozialen Bewegungen nicht einer marxistischen Nebenwiderspruchsthese unterzuordnen. Als Anarchistin konfrontiert uns Louise Michel in einem ausgewählten Text zudem mit der politisch höchst aktuellen Frage, inwieweit sich „Freiheit mit einer wie auch immer gearteten Macht vereinbaren lässt“ (S. 72). Florence Hervé zeigt uns Louise Michel auch als „Revolutionskünstlerin“ (S.94f.), wenn sie uns in deren literarisches, zeichnerisches und musikalisches Schaffen einführt und an ihre pädagogischen, ethnologischen, natur- und sprachwissenschaftlichen Forschungen erinnert. Denn, so Michels Überzeugung: „Was sollen wir mit Brot allein, ohne Kunst, ohne Wissenschaft, ohne Freiheit?“ (S. 95). Bei aller Aktualität benötigen die Texte eine historisch-kritische Einordnung: Ungewohnt sind bisweilen die ästhetischen Figurationen, mit denen sich Louise Michel, aber auch ihre Bewunde-

rer und Unterstützerinnen ausdrücken. So kleidet sie ihre schmerzhaft historische Erinnerungsbearbeitung an der Geschichte der Pariser Kommune in die Worte: „Dieses Buch zu schreiben bedeutet, die schrecklichen Tage wieder zu erleben, in denen uns die Freiheit mit ihrem Flügel streifte, als sie sich vom Schlachthof erhob; es bedeutet, das blutige Grab wieder zu öffnen, in dem die schöne Kommune sich unter einer tödlichen Feuerkuppel zu ihrer Vermählung mit dem Tod, zu einer roten Märtyrerhochzeit schlafen legte“ (S. 38). Dies ist ein starkes Bild für Erfahrungsgeschichte, zugleich jedoch reich an Pathos. Im Kontext heutiger Rassismus-Debatten wirken Aussagen Michels über ihr Verhältnis zu den Kanak in Neukaledonien, obwohl zutiefst vom Gleichheitsgrundsatz und einer großen persönlichen Wertschätzung getragen, deplatziert. Die Frage, die Florence Hervé mit der Auswahl dieses Textes historisch-kritisch aufwirft – auch dies ein Beitrag zur politischen Kultur der Gegenwart: Was macht man mit dem historischen Zeugnis, wenn Beschreibungen oder Begriffe in heutigen Diskursen politisch obsolet erscheinen? Florence Hervé wirft einen kritischen Blick auf Mechanismen von (historischer) Wissenskonstitution, wenn sie einen Brief der Anarchistin Emma Goldman (1869–1940) an Magnus Hirschfeld (1868–1935) vom April 1923 in ihre Sammlung aufnimmt, in dem es um die vermeintliche Homosexualität von Louise Michel geht. Aus der Quelle geht hervor, wie die Anrufung von „Homosexualität“ eingesetzt wurde, um Menschen als „minderwertig, weniger moralisch oder als unfähig zu höheren Gefühlen und Handlungen“ (S. 111) zu diskreditieren, mithin politisch zu beschädigen. Neben der individuellen Diskreditierung einer moralischen Leitperson der Revolution durch den Vorwurf der Homosexualität zeichneten Gegner der Pariser Kommune ein Bild der Kommunardinnen als „Furien“ (S. 20), „tollwütige Tiere“ (S. 20) oder als „Beleidigung für das gesamte Frauengeschlecht“ (S. 21). Und sie verbreiteten propagandistisch die sich medial vervielfältigende Geschichte von den „Pétroleuses“, die angeblich Öl in die Pariser Keller gossen und die Stadt anzündeten. Diese Verleumdung kostete vielen Frauen ganz konkret das Leben: „Jetzt wird die Fabel von den Petroleumfrauen erfunden, die aus der Angst geboren und von der Presse verbreitet, Hunderten unglücklicher Frauen das Leben kostete. [...] Jede schlecht gekleidete Frau, jede, die einen Milchtopf, einen Krug oder eine leere Flasche trägt, wird für eine [sic] Pétroleuse erklärt. Man zerrt sie, zerfetzt an die nächste Mauer und tötet sie mit Revolverschüssen“ (S. 21), schrieb der deutsche Schriftsteller und Revolutionär Ludwig Pfau. Diese Fantasien

¹ Diese Einschätzung ist von Frauen zu unterschiedlichen Zeiten immer wieder erfahrungsgesättigt formuliert worden: Es fallen Christine de Pizan mit ihrem 1404/1405 entstandenen *Livre de la Cité des dames* und Mathilde Franziska Anneke mit ihrer *Frauenzeitung* der 1848er Revolution ein, die in unterschiedlichen Gesellschaften und Kulturen zum gleichen Ergebnis kamen; vgl. Pizan, Christine de (1986 [1404/1405]): Das Buch von der Stadt der Frauen, Berlin und https://www.frauenruhr.geschichte.de/frg_biografie/mathilde-franziska-anneke/ [Zugriff: 01.05.2021].

zeigen vor allem, wie sehr sich die bürgerliche Gesellschaft durch die Pariser Kommune und die Kommunardinnen, die die Gesellschafts- wie Geschlechterordnung gleichermaßen herausforderten, gefährdet sah.

So ganz kann sich auch Florence Hervé der Heroisierung nicht entziehen. Dies zeigt sich weniger an ihren eigenen historischen Forschungen, sondern ist vielmehr durch die Komposition des Gesamttextes mit seiner Subbotschaft „Die Liebe zur Revolution“ begründet. Er versteht sich dezidiert als Beitrag zu gegenwärtigen politischen Debatten, so, wenn die historischen Erfahrungen der Pariser Kommune im Kontext aktueller Forderungen nach Mietendeckel, Wohnungen für Obdachlose, Recht auf Arbeit und gleichen Lohn, auf Tierrecht, sexuelle Selbstbestimmung, Frauen*rechte, Klimaschutz oder Dekolonisierung entfaltet werden. Zur Schulung des Blickes auf die Revolution und die Revolutionärin helfen in der Gesamtkomposition allerdings die einmon-

tierten Fotografien. Jene von 1899 zeigt Louise Michel als eine wenig heroisch-erhabene, sondern unglaublich erschöpfte Frau – diese Interpretation erfolgt, ohne die Umstände der Aufnahme zu kennen, immerhin sitzt Louise Michel hier nicht im Gefängnis, wie bei der ebenfalls ins Buch aufgenommenen Aufnahme von 1891, sondern im Ambiente eines bürgerlichen Wohnzimmers (S. 120 und S. 66).

Das Buch über Louise Michel und die Liebe zur Revolution bringt uns eine Frau der Geschichte näher. Es ist ein spannender Anstoß, sich angesichts drängender gesellschaftlicher Fragen zu einer lebenswerten Zukunft mit den utopischen Dimensionen der Vergangenheit zu befassen. Denn – und hier sollten wir uns von einer Frage Louise Michels leiten lassen, die Florence Hervé in ihrer Textauswahl für uns heute aktualisiert: „Wissen wir denn, ob das, was uns heute utopisch erscheint, in der nächsten, übernächsten Epoche nicht schon Realität sein kann?“ (S. 72).

Kontakt und Information

Dr. Uta C. Schmidt
Netzwerk Frauen- und
Geschlechterforschung NRW
Koordinations- und
Forschungsstelle
Berliner Platz 6–8
45127 Essen
utac.schmidt@netzwerk-fgf.
nrw.de

Neuerscheinungen

Zeitschriften:

Gudrun Hentges, Claudia Wiesner, Carola Bauschke-Urban (Hrsg.), (2020): Genderperspektiven für die European Studies

GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 2021, 13. Jahrgang – Vol. 13, Heft 1/21, 176 Seiten, ISSN 1868-7245, Verlag Barbara Budrich, Opladen

Der Heftschwerpunkt thematisiert die Situation von Frauen und Gleichstellungspolitik in der EU und eröffnet aktuelle Genderperspektiven auf die und in den European Studies. Vier der Beiträge konzentrieren sich dabei auf die Stärken und Schwächen der institutionellen Förderstrategien der EU. Antigenderpolitik in Ostmitteleuropa steht im Zentrum des fünften Beitrags. Im Offenen Teil richten gleich zwei Beiträge den Blick zurück auf die Weimarer Republik, wobei einerseits die Berliner lesbische, schwule und trans* Subkultur und andererseits das Verhältnis von Geschlecht und Revolution im proletarischen Theater ausgeleuchtet werden. Weitere Beiträge beschäftigen sich mit den komplexen geschlechterpolitischen Dynamiken im Irak und analysieren Genderaspekte in der außerschulischen Musikpädagogik. Das Heft wird durch Rezensionen von vier aktuellen Publikationen aus dem Kontext der Frauen- und Geschlechterforschung abgerundet.

Kontakt und Information

Redaktion GENDER
redaktion@gender-zeitschrift.de

Annette Henninger, Denise Bergold-Caldwell, Sabine Grenz, Barbara Grubner, Helga Krüger-Kirn, Susanne Maurer, Marion Näser-Lather, Sandra Beaufaj's (Hrsg.), (2021): Mobilisierungen gegen Feminismus und ‚Gender‘ - Erscheinungsformen, Erklärungsversuche und Gegenstrategien

GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, Sonderheft 2021, Band 6, 171 Seiten, ISBN 978-3-8474-2528-1, Verlag Barbara Budrich, Opladen

Die Autor_innen analysieren Mobilisierungen gegen ‚Gender‘ und Feminismus im Kontext des Erstarkens von Rechtspopulismus und Rechtsextremismus. Das Heft bietet einen Überblick über dieses Phänomen, das in der Forschung teils als Antifeminismus, teils als Anti-‚Genderismus‘ bezeichnet wird. Damit leistet der Sonderband einen Beitrag zur Forschung in einem interdisziplinären Feld. Die Beiträge lassen über Deutschland hinaus Perspektiven aus der Türkei, Italien und der Schweiz sichtbar werden.

Kontakt und Information

Redaktion GENDER
redaktion@gender-zeitschrift.de

LAG Mädchen*arbeit in NRW e. V. (Hrsg.), (2021): girls in the hood. mädchen*(kultur)forschung

Betrifft Mädchen, Heft 2, 10,00 Euro, ISSN 1438-5295, Beltz Juventa, Weinheim

Mit der Entscheidung der Redaktion für ein Heft mit dem Themenschwerpunkt mädchen*(kultur)forschung gingen eine Reihe von Überlegungen einher, die sich in der Zusammensetzung des Begriffs spiegeln. Der Begriff ‚mädchen*(kultur)forschung‘ wurde von der Redaktion bewusst gewählt, denn er versammelt heterogene Perspektiven, die gemein haben, dass es um Mädchen* und um mädchenkulturelle Praktiken geht. „girls in the hood“ als Motto ist eine Referenz an die US-amerikanische Rapperin, Sängerin und Songwriterin Megan Thee Stallion, die im gleichnamigen Song ihre Version von Mädchen in ihrem Viertel performt. Das * steht für die Vielfalt von ‚Mädchen*‘, dafür, dass Mädchen*leben komplex sind und die Festlegung auf eine Identitätskategorie ihnen nicht gerecht wird. ‚Mädchenforschung‘ – die ‚girls studies‘ – bezeichnet ein recht junges, eigenständiges akademisches Feld mit vielfältigen Forschungsfeldern. Im Zentrum des Interesses der girls studies stehen Entwicklungen von Mädchen, Mädchenalltage, Mädchen-

lebenswelten und Mädchenkulturen. Mit der Hinwendung zu diesem Themenkomplex der Girlhood – einer Mädchenspezifischen Kultur – rücken der Alltag und die alltäglichen kulturellen Praktiken von Mädchen in ihrer kulturellen Geprägtheit in den Vordergrund. Die Perspektive auf Mädchen als Akteurinnen in der Mädchen*kulturforschung bietet unterschiedliche Zugangsmöglichkeiten: Wir können über Mädchen* forschen, vielleicht aber auch – im Sinne partizipativer Forschung – mit Mädchen* forschen oder gar von Mädchen* forschen lassen. Auch wäre der Frage nachzugehen, in welcher Weise die so gewonnenen Erkenntnisse für die Mädchen*arbeit und Mädchen*projekte genutzt werden können und wie sie für bildungs- und sozialpolitische Forderungen anschlussfähig sind. Mit der Vereinigung dieser hier nur angedeuteten Bereiche und Zugänge im Begriff der Mädchen*(kultur)forschung zeichnet sich ein komplexes Bild, aus dem sich vielfältige Anschlussperspektiven ergeben: Es geht um Mädchen*, Mädchen*lebenswelten, um alltägliche kulturelle Praktiken von Mädchen*, die immer auch im Kontext sozialer Ungleichheitsverhältnisse situiert sind. Gleichsam kann es darum gehen, dem EigenSinn der Praktiken von Mädchen* nachzugehen, ihren eigenen Deutungen, Selbstverständnissen und den Potenzialen ihrer Widerständigkeit. In diesem Zusammenhang erschließen sich unterschiedliche und vielfältige Themenfelder, wie etwa die Bedeutungen von Freundinnenschaften, Rassismuserfahrungen, Körper, Räumen und deren Aneignung, Sport, Essen, Armut und soziale Teilhabe, Bildung von queerm Lebens oder Medien, von denen einige in diesem Heft aufgegriffen werden.

Mit Beiträgen von: Friederike Schmidt, Miriam Yildiz, Bettina Kleiner, Susanne Gerner, Stephanie Weber, Annika Dühren, Anku Religa. Gefördert vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Kontakt und Information

LAGM*A NRW
lag@maedchenarbeit-nrw.de

Heidmarie Winkel, Angelika Poferl, Aline Oloff (Hrsg.), (2021): Feminismus, Säkularismus und Religion

feministische studien. Zeitschrift für Frauen- und Geschlechterordnung, 13. Jahrgang, Nr. 1,
194 Seiten, ISSN 0723-5186, e-ISSN 2365-9920

Kontakt und Information

Prof. Dr. Heidmarie Winkel
heidmarie.winkel@uni-
bielefeld.de

In diesem Schwerpunktheft nehmen die Gastherausgeberinnen Heidmarie Winkel und Angelika Poferl eine Neubestimmung des Verhältnisses von Feminismus, Säkularismus und Religion vor. Dazu auch in diesem Heft ein Gespräch der beiden Gastherausgeberinnen mit Ulrike Freitag, Yael Kupferberg, Nahed Samour und Dorothea Sattler zum Spannungsverhältnis von Feminismus, Säkularismus und Religion.

Bücher

Heidmarie Winkel, Angelika Poferl (Hrsg.), (2021): Multiple Gender Cultures, Sociology and Plural Modernities. Re-reading Social Constructions of Gender across the Globe in a Decolonial Perspective

262 Seiten, 129,00 € (Hardcover), 33,29 € (E-Book), ISBN ISBN 978-1-13831-902-8,
Routledge, New York

Until today, Western, European sociology contributes to the social reality of colonial modernity, and gender knowledge is a paradigmatic example of it. *Multiple Gender Cultures, Sociology, and Plural Modernities* critically engages with these 'Western eyes' and shifts the focus towards the global variety of gendered socialities and hierarchically entangled social histories. This is conceptualised as *multiple gender cultures* within *plural modernities*. The authors examine the multifaceted realities of gendered life in varying contexts across the globe. Bringing together different perspectives, the volume provides a *rereading of the social fabric of gender* in contrast to androcentrist-modernist as well as orientalist representations of 'the' gendered *Other*.

The key questions explored by this volume are: which social mechanisms lead to conflicting or shifting gender dynamics against the backdrop of global entanglements and interdependencies, and to what extent are neocolonial gender regimes at work in this regard? How are varying gender cultures sociohis-

torically and culturally structured, and how are they connected within (global) power relations? How can established hierarchies and asymmetries become an object of criticism? How can historical, cultural, social, and political specificities be analysed without gendered and other reifications? That way, the volume aims to promote border thinking in sociological understanding of social reality towards *multiple gender cultures and plural modernities*.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Heidemarie Winkel
heidemarie.winkel@uni-
bielefeld.de

Anike Krämer (2021): Geschlecht als Zäsur. Zum Alltagserleben von Eltern intergeschlechtlicher Kinder

228 Seiten, 54,99 € (Softcover), 42,99 € (E-Book), ISBN 978-3-658-34141-1, SpringerVS, Wiesbaden

Eine Inter*-Diagnose stellt für die meisten Eltern eine Zäsur im Leben dar. Die gesellschaftliche und körperliche Bedeutung ist nicht in ihrem Erfahrungswissen verankert. Dieses Buch geht dem Erleben der Eltern von intergeschlechtlichen Kindern nach und zeichnet deren Prozess der Auseinandersetzung, Wissensaneignung und Handlungsermächtigung nach. Überlegungen zur Naturalisierung von Geschlecht und zur Wirklichkeitskrise sind dabei zentral. Die Autorin verknüpft zudem das Erleben mit den aktuellen gesellschaftlichen Verhältnissen und bietet so Erkenntnisse zur Krisenbewältigung an.

Kontakt und Information

Dr. Anike Krämer
anike.kraemer@uni-
paderborn.de

Astrid Edith Tan (2021): Umgang mit sozialen Ungleichheitslagen in Schulentwicklungsprozessen. Eine qualitative Prozessanalyse zweier Inklusiver Schulen der Sekundarstufe

370 Seiten, 22,00 €, ISBN 978-3-89733-531-8, Projektverlag, Bochum

Die aus der Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen (2006) resultierende Umsetzung inklusiver Pädagogik in Schulen der Sekundarstufe ist als ein spezifisches Entwicklungsfeld anzusehen. In der vorliegenden Publikation werden Prozesse inklusiver Schulentwicklung erstmals mittels einer qualitativen Prozessanalyse in einer zwei Jahrzehnte überblickenden Perspektive empirisch untersucht. Ziel der Studie ist es, inklusive Schulentwicklungsprozesse in der Sekundarstufe des Bildungswesens zu erfassen und hinsichtlich des Umgangs mit sozialen Ungleichheitslagen zu analysieren. Die Lernprozesse zweier ausgewählter inklusiver Schulen in Nordrhein-Westfalen – der Erich Kästner-Gesamtschule und des Geschwister-Scholl-Gymnasiums – im Hinblick auf die Berücksichtigung von Bildungs- und sozialer Ungleichheit konnten so nachgezeichnet und auslösende Faktoren und Gelingensbedingungen für inklusive Schulentwicklungsprozesse retrospektiv dargestellt werden.

Kontakt und Information

Dr. Astrid Edith Tan
astridedith.tan@tu-dortmund.de

Hendrik Schlieper, Merle Tönnies (Hrsg.), (2021): Gattung und Geschlecht. Konventionen und Transformationen eines Paradigmas

275 Seiten, 68,00 €, ISBN 978-3-447-11508-7, Harrassowitz, Wiesbaden

Mit der Verbindung von Gattung und Geschlecht widmet sich der Band einem Paradigma, das für die abendländische Kulturgeschichte eine zentrale, hier erstmals systematisch und interdisziplinär untersuchte Funktion besitzt. Gattungen und Geschlecht im Allgemeinen sowie ihr in der antiken Gattungspoetik begründetes Zusammendenken im Besonderen lassen sich als Produkt kultureller und sozialer Setzungen begreifen, die historisch fortwährend neu gedacht und verhandelt werden. Dergestalt entfaltet das Paradigma ‚Gattung und Geschlecht‘ eine kulturstiftende Wirkmächtigkeit, die es anhand der philologischen, musik- und kunstwissenschaftlichen Beiträge des Sammelbands und in einem historischen Panorama vom Theater der Frühen Neuzeit über das Lied und die Skulptur des 19. Jahrhunderts bis hin zu den intermedialen und intersektionalen Formaten der Gegenwart zu entdecken gilt.

Kontakt und Information

Jun.-Prof. Dr. Hendrik Schlieper
hendrik.schlieper@uni-
paderborn.de

Autor*innenkollektiv Geographie und Geschlecht (Hrsg.), (2021): Handbuch Feministische Geographien. Arbeitsweisen und Konzepte

264 Seiten, 29,99 €, ISBN 978-3-8474-2373-7, Verlag Barbara Budrich, Leverkusen-Opladen

Das Handbuch Feministische Geographien lädt dazu ein, feministische Arbeitsweisen und Konzepte in der Geographie kennenzulernen und zu vertiefen. Feministische Geographien zeigen auf, wie sich Räume und intersektional gedachte Geschlechterverhältnisse gegenseitig beeinflussen. Räume reichen dabei vom Körper über das Haus bis hin zu Stadtteilen, Regionen, Nationen und globalen Beziehungen. Das Buch zeigt, wie feministische Geographien in der Wissenschaft, aber auch in praxisnahen oder politischen Kontexten gedacht, erforscht und gelehrt werden können. Alle Beiträge des Buches wurden kollektiv im Rahmen der Arbeit des DFG-Netzwerks „Feministische Geographien“ entwickelt. Sie haben den Anspruch, theoretische Konzepte, aktuelle Themen und (selbst)kritische Reflexionen nachvollziehbar zu verbinden. Daher enthält das Handbuch viele anschauliche Beispiele und Hinweise zum Weiterlesen. Das Handbuch adressiert zwei größere Bereiche: Der erste Teil vertieft, wie in der Geographie und darüber hinaus feministisch gedacht, geforscht und gelehrt werden kann. Reflektiert werden das Verhältnis von feministischer Wissenschaft und politischer Praxis, verschiedene Strategien einer entschleunigten Wissenschaft unter dem Stichwort ‚slow scholarship‘, Möglichkeiten einer verantwortungsvollen Feldforschung sowie feministisches Lehren und Lernen. Der zweite Teil greift aktuelle Themen und theoretische Debatten der feministischen Geographie auf. Diskutiert werden die Prekarisierung von Arbeit in Bezug auf städtische und globale Beziehungen, die Verflechtungen von Geschlechter-, Umwelt- und Naturverhältnissen, feministische Geographien des Körpers und feministische Geographien der Technowissenschaften sowie emotionale und affektive Geographien. Das Buch richtet sich an Studierende, Wissenschaftler*innen und Aktivist*innen, die feministische Geographien kennen lernen oder vertiefen möchten, sowie an alle Interessierten, die feministische Wissenschaft und Praxis zusammendenken möchten.

Kontakt und Information

Dr. Nina Schuster
nina.schuster@tu-dortmund.de

Gisela Notz (2021): Genossenschaften. Geschichte, Aktualität und Renaissance

200 Seiten, 15,00 €, ISBN 3-89657-069-2, Schmetterling-Verlag, Stuttgart

Die Genossenschaften waren in der Geschichte und sind auch heute noch ein wichtiger Faktor in der Wirtschaft. Dennoch ist die Kenntnis über Genossenschaften eher gering. Auch ideologische und theoretische Reflexionen, wissenschaftliche Erklärungen und nicht zuletzt Erwartungen an genossenschaftliches Verhalten sind vielfältig. Viele Menschen in Deutschland stellen sich unter dem Begriff „Genossenschaften“ lediglich Genossenschaftsbanken, bestenfalls Wohnungsbaugenossenschaften vor. Das zeigt sich auch in den vorliegenden Veröffentlichungen. Das ist schade, denn als Genossenschaft kann man vieles gründen. Und Gründungen von Genossenschaften sind meist wirtschaftlich erfolgreicher als Einzelgründungen. Deshalb soll das vorliegende Buch einen möglichst umfassenden Überblick über die Genossenschaftsbewegungen in Geschichte und Gegenwart geben. Ausgehend von der Notwendigkeit, Alternativen zum kapitalistischen, profitorientierten und Mit- und Umwelt zerstörenden Wirtschaften zu entwickeln, wird die Geschichte der Genossenschaften aus der sozialistischen und der bürgerlichen Begründungsperspektive beleuchtet. Im Anschluss werden Aufstieg und Fall der Genossenschaften im Laufe verschiedener Epochen nachgezeichnet. Abschließend fragt die Autorin nach dem utopischen Gehalt der „neuen Genossenschaften“, die heute vor allem im Wohnungsbau, als Energiegenossenschaften und Verbraucher-Erzeugergenossenschaften entstehen.

Kontakt und Information

Dr. Gisela Notz
gisela.notz@t-online.de

Diana Auth, Daniela Brüker, Kerstin Discher, Petra Kaiser, Simone Leiber, Sigrid Leitner (2020): Sorgende Angehörige. Eine intersektionale Analyse

Reihe: Arbeit – Demokratie – Geschlecht (Bd. 28), 254 Seiten, 28,00 €, ISBN 978-3-89691-046-2, Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster

Sorgende Angehörige weisen sehr unterschiedliche Merkmale auf. Sie sind Frauen oder Männer, erwerbstätig oder nicht, mit hohem oder niedrigem sozio-ökonomischen Status, mit Migrationshintergrund oder nicht. Diese grundlegenden Differenzkategorien nehmen Einfluss darauf, wie sorgende Angehörige die Herausforderungen der Pflege und Sorge für ihre Familienmitglieder bewältigen. Wie beeinflussen sich diese Differenzkategorien gegenseitig, wie verstärken sich strukturelle Benachteiligungen oder gleichen sich aus? Aus einer intersektionalen Perspektive wird in diesem Buch eine Typologie des Pflegebewältigungshandelns von sorgenden Angehörigen vorgestellt, die die Wechselwirkungen der genannten Differenzkategorien in den Blick nimmt und Bedingungen einer „eher gelingenden“ und einer „eher prekären“ Pflege analysiert. Wie schaffen es sorgende Angehörige, ihren eigenen Lebensentwurf trotz Pflege weitgehend aufrechtzuerhalten? Im Ergebnis muss das wohlfahrtsstaatliche Unterstützungssystem für sorgende Angehörige zunehmend flexibel und vielfältig werden, insbesondere mit Zugang zu wohnortnaher, bedarfsorientierter und kultursensibler Pflegeinfrastruktur sowie einer professionellen Pflegebegleitung aus einer Hand im Sinne eines Case-Managements.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Diana Auth
diana.auth@fh-bielefeld.de

Susann Fegter, Antje Langer, Christine Thon (Hrsg.), (2021): Diskursanalytische Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft

Reihe: Jahrbuch erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung (Bd. 17), 260 Seiten, 24,90 €, ISBN 978-3-8474-2484-0 Verlag Barbara Budrich, Opladen, Berlin, Toronto

Poststrukturalistische und diskurstheoretische Ansätze sind für die erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung von wachsender Bedeutung und gehen mit dem zunehmenden Einsatz diskursanalytischer Methoden einher. Die Beiträge des Bandes greifen das Spektrum an Themen auf, das damit bearbeitet wird, setzen aber auch Impulse zu systematisierenden Reflexionen verschiedener Diskurs- und Subjektivierungstheorien und methodischer Zugänge.

Kontakt und Information

Dr. Claudia Mahs
cmahs@mail.upb.de

Elke Wolf, Stefanie Brenning (2021): Wirkung messen. Handbuch zur Evaluation von Mentoring-Programmen für MINT-Studentinnen

28 Seiten, hrsg. v. BMBF-Verbundvorhaben „MINT-Strategien 4.0 – Strategien zur Gewinnung von Frauen für MINT-Studiengänge an Hochschulen für angewandte Wissenschaften“, OTH Regensburg, Hochschule München

Die meisten Hochschulen und Universitäten bieten Projekte zur Steigerung des Frauenanteils in MINT-Studiengängen an. Die kontinuierlich steigende Zahl von MINT-Studentinnen kann als Erfolg dieser vielfältigen Bemühungen interpretiert werden. Die Handbücher sollen zur Evaluierung von MINT-Projekten motivieren und die Projektverantwortlichen bestmöglich bei der Evaluation begleiten, sodass langfristig mehr Wissen über die Wirkung und die Erfolgsfaktoren von MINT-Projekten für Schülerinnen und Studentinnen entsteht.

Online steht das Handbuch auf der Projekthomepage zur Verfügung unter: https://www.oth-regensburg.de/fileadmin/media/fakultaeten/s/forschung_projekte/mint/WolfBrenning_2021_Handbuch_Mentoring.pdf. Gedruckte Versionen können bestellt werden.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Elke Wolf
elke.wolf@hm.edu

Aufsätze/Berichte

Heidemarie Winkel (2021): „Die Freiheit, (...) zu irritieren und sich irritieren zu lassen“: Feministisches Denken, Re-Nationalisierung von Geschlecht und die koloniale Epistemik der Soziologie

In: Gregor J. Betz, Maya Halatcheva-Trapp, Reiner Keller (Hrsg.): Soziologische Experimentalität. Wechselwirkungen zwischen Disziplin und Gegenstand. Beltz Juventa, Weinheim, S. 180–196

„Soziologische Experimentalität“ bezeichnet Merkmale und Möglichkeiten soziologischer Wissenskulturen, die weitreichende Fragen nach dem Verhältnis von Disziplin und Phänomenbezug aufwerfen. Es geht um Momente, Bedingungen und Eigenschaften des Erkennens in der Soziologie, die es ihr erlauben, in Auseinandersetzung mit der Widerspenstigkeit ihrer Gegenstände Neubeschreibungen vorzunehmen und dadurch Verstehen und Erfahrungen zu schaffen – für die Forschenden und für ihr gesellschaftliches Publikum.

Der Band versammelt Beiträge, welche die umfassende Idee einer „[Welt-]Gesellschaft im Selbstversuch“ (Angelika Pofert) als dreifache Herausforderung diskutieren: im Sinne einer soziologischen Experimentalität, einer Experimentalität der Methoden und einer Experimentalität der Gegenstände.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Heidemarie Winkel
heidemarie.winkel@uni-
bielefeld.de

Mara Kastein, Josefine Finke, Ilona Horwath (im Erscheinen): Florian braucht Mehmet mehr als umgekehrt: Herausforderung und Potenziale für Inklusion in der Freiwilligen Feuerwehr

In: *Voluntaris – Zeitschrift für Freiwilligendienste und zivilgesellschaftliches Engagement*. 9. Jahrgang, Heft 1, Debatte & Dialog, S. 133–149. DOI: 10.5771/2196-3886-2021-1-133

Kontakt und Information

Dr. Mara Kastein
mara.kastein@uni-
paderborn.de

Kastein, Mara (2021): Das schwankende Schiff der Männerpolitik: eine Metaphernanalyse [40 Absätze]

In: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 22(2), Art. 7, <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-22.2.3597>

Kontakt und Information

Dr. Mara Kastein
mara.kastein@uni-
paderborn.de